Smiles

Leben und Arbeit.

Leben und Arbeit.

Charakterzüge von Fleiss, Bildung und Genie.

Von

Samuel Smiles.

Deutsche, autorisierte Ausgabe

von

O. Neugebauer.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1889

Vorwort.

Das vorliegende Werk ist in dem Geiste von „Hilf dir selbst“ und „Der Charakter“ geschrieben worden und beweist durch viele neue Beispiele, wie durch ehrliche Willenskraft und ausdauernde Beharrlichkeit Großes erreicht werden kann.

Die vorbereitenden Arbeiten zu vorliegendem Buche sind die angenehme Beschäftigung vieler Mußestunden gewesen. Während die ersten Kapitel schon vor vielen Jahren verfaßt wurden, sind die weiteren später hinzugefügt und ist das ganze Werk neuerlich sorgfältig durchgearbeitet und zumteil neu geschrieben worden.

Die Kapitel über geistige Arbeit und die Bedingungen zur Gesundheit werden für alle

diejenigen von Nutzen sein, die ihr Gehirn zu sehr und ihren Körper zu wenig anstrengen. Dieser Teil des Werkes ist bis zu gewissem Grade das Ergebnis persönlicher Erfahrung.

Man hat mir vorgeworfen, daß bestimmte Namen sich zu oft wiederholen und in verschiedenen Kapiteln, in verschiedener Beleuchtung zu oft wieder vorgeführt werden. Es war dies jedoch notwendig, um die Lehren um so eindringlicher zu machen, die aus ihnen gezogen werden sollen. Ich hoffe, daß trotzdem das Buch mit Interesse und Nutzen wird gelesen werden.

London.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

---

*) Da bekanntlich das Wort „Gentleman" sich im Deutschen durch ein bestimmtes Wort nicht wiedergeben läßt, ist in vorliegendem Werk die Bezeichnung „Gentleman" in der Übersetzung beibehalten worden.

Anmerkung des Übersetzers.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Leben und Arbeit.

Erstes Kapitel.

Der gewöhnliche Mensch und der „Gentleman“.

„Voll Weisheit war der Menschen erst' Geschlecht,
Fromm, mäßig, frei und seinem Wort getreu,
Ein Jeder seine Arbeit schaffend recht,
Der Faulheit abhold, wo sie immer sei.
Nur Tugend adelt, vornehm nimmer macht
Bloß Rang, Geburt, selbst einer Krone Pracht.“
Chaucer.

„Säe eine That, so erntest du eine Gewohnheit;
Säe eine Gewohnheit, so erntest du einen Charakter;
Säe einen Charakter, so erntest du ein Geschick.“
— ? —

„Was dir auch worden zugemessen,
Ob Reichtum, Mangel, Leid, ob Glück —
Beug' jeder sich dem Willen dessen,
Der weisheitsvoll lenkt sein Geschick;
Und in des Lebens heißem Ringen
Thu' ehrlich jeder, was er kann,
Ob Schiffbruch ward ihm, ob Gelingen —
Er bleibe stets ein Ehrenmann.“
Thackeray.

Das Leben des Menschen in dieser Welt ist zum größten Teil ein Leben der Arbeit. Was die gewöhnlichen Menschen betrifft, so kann die Arbeit als ihre normale Lebensbedingung

betrachtet werden. Jeder Mensch, wert dieses Namens, sollte willig und fähig zur Arbeit sein. Der rechtschaffen arbeitende Mensch findet die zu seinem Lebensunterhalt notwendige Arbeit; aber dieselbe ist ebenso notwendig für die Menschen aller Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse.

Wie kann jemand müßig sein, wenn andere geschäftig sind, wie kann er Achtung, Ansehen, Verantwortlichkeit in der menschlichen Gesellschaft behalten? Die Arbeit ist der beste Erzieher, denn sie zwingt die Menschen zum Verkehr mit anderen und mit Dingen, wie sie wirklich sind. Wenn wir die Biographie befragen, so werden wir finden, daß die würdigsten Menschen die fleißigsten in ihrem Beruf, die emsigsten in ihren Forschungen, die heroischsten in ihren Unternehmungen gewesen sind. Zur Arbeit mit Kopf und Hand ist in der That die Menschheit in hohem Grade verpflichtet wegen ihrer Intelligenz, ihrer Wissenschaft, ihres Fortschritts und ihrer Zivilisation.

Die Arbeit ist in Wahrheit der Preis, der auf jedes Ding von Wert gesetzt ist. Nichts kann ohne dieselbe vollendet werden. Die bedeutendsten Menschen sind durch unermüdete Thätigkeit und geduldigen Fleiß zur Auszeichnung emporgestiegen. Sie mögen geborene Genies, ihre Natur mag schnell und lebendig sein,

dennoch kann ihnen nicht die Strafe der anhaltenden Arbeit erspart bleiben. Die Arbeit ist jedoch keine Strafe; Arbeit, mit Hoffnung vereint, ist ein Vergnügen. „Es giebt nichts Schwereres“, sagt der heilige Augustin, „als nichts zu thun. Wohl dem, der sein Leben großen und edlen Zwecken widmet und der seine wohl überlegten Pläne mit besonnener Weisheit ausführt. Müßiggang verschwendet ein Vermögen in der Hälfte der Zeit, in welcher der Fleiß es erwirbt.“ — „Das Glück“, heißt es im Sanskrit, „begleitet jeden willensstarken Menschen, welcher sich anstrengt; nur schwache Menschen erklären das Schicksal für die Ursache des Erfolges.“ Die Hingabe an das dolce far niente verschuldet mehr als die Hälfte aller Mißerfolge im Leben. Man sagt, daß der Müßiggang eine der größten Gefahren ist, welche die Jugend unseres Landes bedroht. Viele junge Leute meiden die Beschäftigung oder alles, was Anstrengung und Arbeit erfordert. Wenig Menschen können den Gedanken fassen, daß sie nutzlos in der Welt sind oder daß sie sich durch ihren Müßiggang ruinieren. Und doch verliert der träge Mensch, welcher nicht arbeitet, die Kraft sich zu freuen. Sein Leben ist ein einziger Feiertag, er hat keine Zwischenzeit der Muße zur Erholung. Die Faulpelze haben nie etwas gethan in der Welt. Ereignisse fegen die

Vergangenheit fort und lassen sie betäubt und hülflos zurück. „Was oft Indolenz genannt wird“, sagt Crabb Robinson, „ist in Wirklichkeit das unbewußte Bewußtsein der Unfähigkeit.“ — „Müßiggang“, sagt Jeremy Taylor, „gleicht dem Begräbnis eines lebenden Menschen, weil ein Müßiggänger so nutzlos ist zu allen Zwecken Gottes und der Menschen, daß er einem Gestorbenen gleicht, unberührt von den Wechseln und Erfordernissen der Welt; er lebt nur, um seine Zeit zu vergeuden, und verzehrt die Früchte der Erde, gleich einem Wolf oder einem Ungezieser. Wenn die Zeit solcher Menschen kommt, sterben sie und vergehen und thun bis dahin nichts Gutes; sie pflügen weder noch tragen sie Lasten; alles, was sie thun, ist entweder nutzlos oder unheilbringend. Müßiggang ist in der That die größte Verschwendung in der Welt.“

Die alten Griechen bestanden auf der Notwendigkeit der Arbeit, als eines Zweckes der menschlichen Gesellschaft. Solon sagte: „Wer nicht arbeitet, soll den Gerichten überliefert werden“. Ein anderer sagte: „Wer nicht arbeitet, ist ein Räuber“. Die Arbeit ist eins der besten Schutzmittel gegen das Verbrechen. Ein altes Sprüchwort sagt: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“, denn wenn wir **nichts** thun, lernen wir **Böses**

thun. Der Mensch, welcher nicht arbeitet und sich darüber erhaben glaubt, muß bemitleidet werden wie ein Verdammter. Nichts ist schrecklicher als Unwissenheit und schwelgerische Üppigkeit. Selbstnachsicht untergräbt das Fundament der Moral, zerstört die Kraft der Menschheit und brütet Bosheiten aus, die nur der Tod ausrotten kann.

Wer am meisten weiß, weiß auch am besten, daß der Teufel sich gewöhnlich in der Gestalt eines Engels des Lichts darstellt und daß die Sünde, in ihrer verführerischsten Form, sich in das Gewand des Vergnügens kleidet. Ein türkisches Sprüchwort sagt: „Der Teufel versucht den Faulpelz, aber der Faulpelz versucht seinerseits den Teufel“. Wer dem düstern Licht des Teufels folgt, wird bald finden, daß der Ruin die unmittelbare Folge der Selbstnachsicht ist und daß der Kummer das Gespenst der Freude wird. Madox Brown, der Maler und Poet, hat den Wert und die Wohlthat der Arbeit in den folgenden rauhen, aber kräftig wirkenden Versen geschildert:

„Heil Arbeit dir! du beugst der Menschheit Nacken,
Bräunst ihre Stirn, treibst alle Teufel aus!
Dein Zauberstab des Armen Leiden wandelt,
Zum Daunenpfühl sein Bett, sein Brot zum Festmahl.
Weh, wo du fehlst! Uns packt der Hölle Jammer!

Dein Mangel treibt den bleichen Arbeitsmann
Ins Zuchthaus — zum Gelage den Verschwender.
Ohn' dich fällt jeder in des Bösen Schlingen.
Ah, schöne Dame du, im schmelzbesetzten Kleide,
Du sorgst um deinen Hund mit Scharlachdeckchen —
Sieh dort am Wegrand die zerlumpten Kleinen!
Daß sie verwahrlost sind, sie werden einst es rächen,
Als Bettler lärmend deine Ruhe störend,
Als mitternächt'ge Räuber Einbruch planend!" —

Aristoteles bemerkt nachdrücklich, daß das Glück eine gewisse Kraft erfordert, und tägliche Beobachtung zeigt, daß Glück und Gesundheit unvereinbar sind mit Müßiggang — unvereinbar sind mit dem Leichtsinn, der in der Atmosphäre der Mode lebt und mit der Stunde als Spielzeug spielt. Die meisten Menschen haben zahllose Gelegenheiten, sich ihr eigenes Glück zu schaffen und zu sichern. Die Zeit ist eine der hauptsächlichsten. Verstreute Augenblicke, benutzt und fruchtbar gemacht, können viele glänzende Resultate ergeben. Es ist erstaunlich, wie viel gethan werden kann, wenn man die Überbleibsel der Zeit in Mußestunden ausnutzt. Wir müssen uns beeilen, die fliehenden Minuten zu fangen und ihnen die Schätze zu entlocken, welche sie enthalten, bevor sie für immer entschwinden. In der Jugend sind die Stunden golden, im reifen Alter sind sie silbern, im Alter eisern. Wer mit 20 Jahren nichts weiß, thut nichts mit 30 und

hat nichts mit 40 Jahren. Doch fügt ein italienisches Sprüchwort hinzu: „Wer nichts weiß, traut sich alles zu".

„Wir haben", sagt Ruskin, „unter den Menschen im allgemeinen drei Arten von Wesen: die niedrigste, gemein und selbstsüchtig, welche weder sieht noch fühlt; die zweite, edel und sympathisch, welche nur sieht und fühlt, wenn sie beschließt oder handelt, und die dritte und höchste, bei welcher das Sehen mit Entschluß und das Gefühl mit Arbeit eins ist." Schnelligkeit und Pünktlichkeit gehören zu den Segnungen und Wohlthaten des Lebens. Aus Mangel an diesen Gaben haben einige der größten Menschen Mißerfolg gehabt. Curran sagte einmal zu Grattan: „Ihr würdet der größte Mann Eurer Zeit sein, Grattan, wenn Ihr einige Ellen roten Bandes kaufen wolltet, um Eure Rechnungen und Papiere zusammenzubinden". Mackintosh hatte keinen Erfolg aus Mangel an Methode und Pünktlichkeit, obwohl er mit den edelsten geistigen Kräften ausgestattet war. Cavour war einer der pünktlichsten Menschen und vollendete Großes auch ohne roten Faden.

In den gewöhnlichsten Angelegenheiten — in dem Geschäft oder Beruf, in dem wir leben — zu Hause oder auswärts — immer müssen wir achtgeben auf den Wert der Zeit, darüber wachen

und eben so pünktlich gegen andere wie gegen uns selbst sein. Ohne Pünktlichkeit sind die Menschen in der That in einem fortwährenden Zustande der Verwirrung, der Unruhe und der Belästigung. Die Pünktlichkeit soll die Höflichkeit der Könige sein, sie ist auch die der Unterthanen. Als ein gewisser Edelmann, welcher ein Abkommen mit Georg III. getroffen hatte, zu spät zu Seiner Majestät ging, machte der König eine Bemerkung über seine Unpünktlichkeit, worauf der Edelmann erwiderte: „Besser spät als niemals!“ — „Nein“, sagte der König, „das ist ein Irrtum; ich sage, besser nie als spät.“ — „Zu spät“ ist der Fluch des Lebens: zu spät zum Gehorsam, zu spät zur Liebe, zu spät zur Achtung, zu spät zur Ehrerbietung, zu spät zur Besserung, zu spät zum Erfolg — aber nicht zu spät zum Untergang.

Kein Leben braucht nutzlos zu sein, wenn sein Besitzer es nicht will. Wir können uns selbst bessern und erheben und können es auch an anderen thun. Wir können uns selbst veredeln sowohl wie andere. Aber dies kann nur durch den geduldigen Gebrauch unserer moralischen und geistigen Fähigkeiten geschehen. Miß Julia Wedgwood sagt: „Von allen Geistesgaben ist Geduld die seltenste, und die letzte Lehre der Kultur ist, an Schwierigkeiten zu glauben, die uns

nicht sichtbar sind". Viele Menschen werden mit edlen Gaben und Talenten geboren, doch ist geduldige Arbeit notwendig, um dieselben nutzbringend zu machen. Bacon, Newton, Watt, Pitt, Wellington, Palmerston, Scott, Byron und Thackeray arbeiteten so schwer während ihres Lebens wie gewöhnliche Arbeiter. Fürwahr, kein Mensch von Überlegenheit in Wissenschaft, Politik oder Litteratur kann in seiner Stellung sich behaupten oder vorwärtskommen ohne lange ausharrende Geduld und lange anhaltende Arbeit*). Buffon kam wahrscheinlich der Wahrheit sehr nahe, als er behauptete, daß der Genius großer Männer in ihrer ausnehmenden Geduld bestand. Nichts stieß sie zurück oder ermüdete sie; sie machten sich jeden Augenblick zu nutze. „Keinen Tag ohne Linie!" war der Grundsatz des Apelles. Fortwährende und ein-

*) Victor Hugo sagt: „Die Hartnäckigen sind die Erhabenen. Wer nichts als tapfer ist, hat nur eine Anwandlung, wer nichts als beherzt ist, hat nur ein Temperament, wer nichts als mutig ist, hat nur eine Tugend: der in der Wahrheit Ausharrende hat die Größe. Fast das ganze Geheimnis großer Seelen liegt in dem Worte: perseverando. Die Ausdauer ist für den Mut, was das Rad für die Hebestange ist, nämlich die fortwährende Erneuerung des Stützpunktes".

Quetelet sagt: „Der Mensch, welcher immer nach demselben Ziele strebt, wird schließlich eine ungeheure moralische Kraft erlangen".

sichtsvolle Beobachtung war die Praxis Newtons. „Wir müssen feststellen, was richtig ist, indem wir herausfinden, was nicht richtig ist“, sagte Watt.

Der Mensch, welcher geduldig und einsichtsvoll beobachtet und der seine Beobachtung durch sorgfältige Forschung erprobt, wird ein Entdecker oder Erfinder. Er bringt die Thatsachen der Wahrheit und Genauigkeit in Anwendung auf jeden Gegenstand, den er erforscht, sei es in Wissenschaft, Kunst, Litteratur, Gesetz, Politik, Physiologie oder Erfindung. Theorien sind menschlich, Thatsachen sind göttlich. Die Gewohnheit geduldiger Aufmerksamkeit auf Thatsachen ist eine der ersten Fähigkeiten, welche gepflegt werden sollten. Es war eine von Newtons Bemerkungen, daß die einzige Fähigkeit, in welcher er andere Menschen überträfe, in seiner Kraft bestände, so lange ein Problem im Geiste festzuhalten, fortwährend darüber nachzudenken und es durch wiederholte Forschung zu erproben, bis es ihm endlich gelungen wäre, dessen Lösung zu finden.

Jago verkörpert eine Lehre der Weisheit in seiner Rede zu Rodrigo: „In uns selber liegt es, ob wir so sind oder anders. Unser Körper ist ein Garten und unser Wille der Gärtner, so daß, ob wir Nesseln darin pflanzen wollen oder Salat bauen, Ysop aufziehen oder Thymian aus-

jäten, ihn dürftig mit einerlei Kraut besetzen oder mit mancherlei Gewächs aussaugen, ihn müßig verwildern lassen oder fleißig in Zucht halten — ei, das Vermögen dazu und die bessernde Kraft dazu liegt durchaus in unserm freien Willen". Obgleich wir Jago hassen mögen, danken wir ihm, daß er uns diese heilsame Lehre gegeben hat.

Der Wille, in der That! Aber derselbe erfordert Mut, geduldigen Mut. Er erfordert die Kraft, welche widerstehen, ausharren und festhalten kann trotz aller Schwierigkeiten. Es ist jene entschlossene Anstrengung des Willens notwendig, welche wir Ausdauer nennen. Ausdauer ist zur Gewohnheit gewordene Energie, und Ausdauer bei der Arbeit, verständig und unausgesetzt angewandt, wird Genie. Der Erfolg im Bewältigen der Schwierigkeiten hängt von diesem Gesetz der Mechanik ab: „Konzentriere alle dir zu Gebote stehende Kraft auf einen gegebenen Punkt". Wenn die dir innewohnende Kraft geringer ist als die anderer Menschen, kannst du ihnen gleichkommen, sobald du länger darin beharrst und sie mehr konzentrierst. Das Genie eines Menschen ist immer beim Beginn seines Lebens ihm eben so unbekannt wie anderen. Erst nach wiederholten Versuchen wagt er sich für ebenso fähig zu halten zu Unternehmungen, wodurch jene, die Erfolg hatten, sich

für immer die Bewunderung der Menschheit gesichert haben. Der Bach, welcher als Quelle aus dem gebirgigen Felsen entspringt, wird durch den Zufluß kleiner Gewässer ein kleiner Fluß, dann ein rollender Strom und schließlich ein Teil des unergründlichen Ozeans, nur indem er beständig und beharrlich vorwärts treibt.

Viele werden zurückgeschreckt durch Schwierigkeiten, welche in den meisten Fällen wirklich unsere Helfer sind. Sie lehren uns Erfahrung und halten uns zur Ausdauer an. „Der Kopf des Herkules", sagt Ruskin, „wurde immer dargestellt mit einer Löwenhaut, deren Tatzen unter dem Kinn sich vereinigten, um zu zeigen, daß unser Mißgeschick, wenn wir es besiegt haben, uns zu einer Hülfe wird." Ereignisse sind nie in sich absolut. Ihre Resultate hängen von der Eigenschaft und dem Charakter des Individuums ab. Das Unglück kann sogar eine Leiter für das Genie werden — ein Schatz für den fähigen Menschen, doch ein Abgrund für den Schwächling. Mancher möglichst befähigte und gute Mensch ist der Welt einfach deshalb verloren gegangen, weil nichts den Gang seines Glückes unterbrach. Alles hängt vom Willen und von der Willfährigkeit ab. Wo der Wille bereit ist, fehlt es nicht an Mitteln und Wegen.

„Fortschritt ist dieses Leben; jenem bessern streben
Wir hoffend zu, und oft ist Mißgeschick
Der Wahrheit bester Lehrer, weckt zum Leben
Des Geistes Fähigkeiten, Glauben lehrend,
Ausdauer und Ergebung."

Es giebt keinen Stillstand im Leben. Alles Menschliche geht rückwärts, wenn es nicht vorwärts geht. Wenn Hindernisse dazwischenkommen, müssen wir durch sie hindurch vorwärts dringen trotz der Schwierigkeiten. Sir Philip Sidney hatte ein schönes Motto: „Viam aut inveniam aut faciam", d. h. „Ich will einen Weg finden oder einen machen". Bequemlichkeit macht zu Kindern, Schwierigkeit zu Männern. Viele Menschen verdanken ihr Glück irgend einem Nachteil, unter dem sie gearbeitet haben; im Kampfe mit demselben sind ihre besten Fähigkeiten zur Entfaltung gekommen. Stärke oder Schwäche des Charakters werden nie wahrer erprobt, als wenn ein Mensch zufällig einen plötzlichen Wechsel in seiner äußeren Lebensstellung erfährt, und dies ist besonders auffallend, wenn der Wechsel ein schmerzlicher ist. Er ist plötzlich auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen und entfaltet dabei unerwartete Eigenschaften des Charakters, welche oft zu Auszeichnung und Ruhm führen.

Das Leid ist ein schwerer Pflug, von eiserner Hand geführt; er schneidet tief in den rebellischen Boden, öffnet ihn aber auch dem befruchtenden Einfluß der Natur und erzielt oft die reichste Ernte. Selbst Widerstand der heftigsten Art ist eine der größten Segnungen des Menschen. Er erweckt Kraft, Ausdauer und Energie des Charakters. So wird unser Widersacher unser Helfer. Die Menschen können mutig sein, doch Mut ohne Ausdauer ist ein armselig Ding. Gefühlserregungen, welche als solche leben und sterben, tragen sehr wenig zur menschlichen Wiedergeburt bei. Nur durch fortwährende Anstrengung, selbst inmitten von fehlgeschlagenen Hoffnungen, können die größten Dinge vollendet werden. „Fehlgeschlagene Hoffnungen", sagt ein wallisisches Sprüchwort, „sind die Pfeiler des Erfolges."

Wir haben von dem Evangelium der Arbeit gesprochen; wir wollen nun auch von dem Evangelium der Muße reden. „Ohne Arbeit kein Feiertag", das ist sprüchwörtlich geworden. Doch kann man zu viel arbeiten und so an Arbeit, ausschließlich an diese, gewöhnt werden, daß man unfähig wird, sich der Muße zu erfreuen. Die Menschen können sich nicht zu den besseren Eigenschaften ihrer Natur erheben, wenn ihr Leben vollständig mit Arbeit ausgefüllt ist. Manche ergeben sich so

ausschließlich derselben, in der Absicht, sich in irgend einer spätern Zeit der Zukunft Muße zu gönnen, daß sie, wenn sie genug zu dem Zweck angehäuft haben, vollständig unfähig sind, Freude oder Vergnügen durch Aufhören der Arbeit zu finden. Ihr Lustschloß ist verschwunden. Es ist „zu spät!" Ihr Gemüt ist verschrumpft und verknöchert durch zu ausschließliche Beschäftigung. Sie können keine Abwechselung in derselben finden. Die Freiheit ihres Denkens ist verschwunden; ihr Geist hat sich nur zwischen bestimmten, vielleicht zu engen Grenzen bewegt; sie verstehen nicht einmal, sich einen Feiertag zu machen. Gleich dem Seifensieder, der sich zur Ruhe setzen wollte, müssen sie zu ihrer alten Beschäftigung zurückkehren, „zum Seifensieden".

Die Arbeit ist nicht ganz Segen mehr, wenn sie zur Plackerei ausartet; denn Plackerei erzeugt weder Glück, noch Schönheit des Charakters. Es ist im Gegenteil deren Streben, denselben zu verengen und herabzuziehen. Die Arbeit ist nicht der Inhalt und Endzweck der Menschheit. Sie ist kein Ziel in sich selbst, obwohl das höchste irdische Gut. Es ist freilich ein Großes, unabhängig zu sein, sich selbst zu erhalten und seine Schulden von eigner rechtschaffner Arbeit zu bezahlen. Die Arbeit ist nicht unedel, aber es ist unedel, einen Schilling zu verdienen und einen Tag müßig von dem Gelde

zu leben, bis es erschöpft ist. „Die tausend Blumen des Vergnügens“, sagt Balzac, „welche wir auf den Feldern des gesellschaftlichen Lebens pflücken können, vermögen nicht, unsere Schulden am Ende des Monats zu bezahlen; so müssen wir arbeiten, arbeiten, arbeiten.“ Durch den Schweiß unserer Stirn soll unsere Ernte reifen. Obwohl Reichtümer die Moral vergiften und das Herz verhärten, bricht hingegen Armut den Geist und den Mut eines Menschen, besäet seinen Pfühl mit Dornen und macht es ihm schwer, rechtschaffen, tugendhaft und ehrenwert zu sein.

So muß jedes Ding mit Mäßigung erfaßt werden. Die Arbeit ist gut und ehrenwert, nicht so sehr um ihrer selbst als um höherer Zwecke willen, zur Ausbildung des Geistes, zur Entwickelung höherer Fähigkeiten und zum richtigen Genuß des Lebens. Wir werden in der That finden, daß einige der besten Werke in den Kreisen der Litteratur und Wissenschaft von Männern sind geschaffen worden, die für gewöhnlich sich mit Geschäftsangelegenheiten befaßten. Es ist das Übermaß der Arbeit, unter außerordentlichem Druck ausgeführt, welches einem heitern und glücklichen Dasein so verhängnisvoll wird. „Wer weise ist“, sagt Lord Bacon, „kann immerhin den einen oder den andern seiner Wünsche zu erfüllen suchen; denn wer nicht

etwas mit ganzer Seele sehnlichst erstrebt, dem werden alle Dinge widerwärtig und langweilig." Und an anderer Stelle: „Der thätigste oder geschäftigste Mensch, der je gewesen ist oder sein wird, hat ohne Frage viel freie Mußezeit, während er die Ebbe und Flut des Geschäftes abwartet, wenn er nicht eben schwerfällig und langsam ist oder den leichtfertigen und unwürdigen Ehrgeiz besitzt, sich in Dinge zu mischen, die besser von anderen gethan werden".

Eine Hauptsache ist die Mannigfaltigkeit unserer Beschäftigung. Wir müssen eine Sache gut thun und dann Erholung suchen und Abwechselung der Arbeit wählen. Dies ist der richtige Weg, die Muße zu genießen und die Blüte und Anmut des Lebens zu bewahren. Dann kann man sich der Ferien erfreuen. Die Anstrengung bei Ausübung der geistigen Fähigkeiten wird als unnütz verworfen, die Abwechselung in der Arbeit wird die Quellen des Vergnügens erschließen und der Freude solchen Reiz verleihen, daß das Leben einem einzigen Feiertag gleicht. Es giebt so viele Wege zum unschuldigen und gedeihlichen Genuß der Mußezeit. Die Natur bietet ihren unerschöpflichen Schatz von Reizen. Wir können ihre reiche Mannigfaltigkeit beobachten und studieren, ihr Verfahren prüfen, in ihre Geheimnisse eindringen. Ihr Reich

ist unbegrenzt — Tiere, Pflanzen, Mineralien und das weite Gebiet der wissenschaftlichen Forschung. Für die Bücherliebhaber bietet die Litteratur ein weites Feld. Da ist die alte und moderne Geschichte der Menschen, welche die besten Methoden lehrt, sie zu leiten, zu erziehen und zu regieren, zu ihrem eignen Vorteil wie zum Fortschritt der Zivilisation. Dann ist da der endlose Schatz der Litteratur — Biographie, Poesie, dramatische Dichtung, — alles voll fesselnden Interesses.

Der größte italienische Maler und der größte italienische Dichter tauschten gegenseitig ihre Beschäftigung aus. Michel Angelo ging vom Malen zum Sonettschreiben und Dante vertauschte seine Feder mit dem Pinsel des Malers; dies waren die Feiertage ihres Geistes. Lionardo da Vinci und Michel Angelo waren vielseitige und fast universelle Künstler. Sie waren gleich groß in der Malerei, Skulptur, Architektur und im Ingenieurwesen. Rosetti war auch eben so groß als Dichter wie als Maler.

Andere Kopfarbeiter verlangen Leibesübungen; sie legen sich auf das Pirschen und die Jagd des Birkhuhns, nicht so sehr des Wildes wegen, welches sie erlegen, als um der Gesundheit willen, welche sie suchen. Der Quäker Mr. Ashworth, obwohl im Schießen ungeübt, behauptete, daß das Schießen des Birkhuhns auf der Heide ihm das

Leben gerettet habe. Das Angeln ist die ruhigste aller Beschäftigungen im Freien: es war das Steckenpferd des analytischen und philosophischen Paley. Er spießte einen Wurm auf, wie er einen Gegner aufspießte. Sir Humphry Davy und Wollaston angelten mit Fliegen. Davy legte uns seine Erfahrungen in dem Werk: „Salmonia" nieder; er flößte Wollaston seine Liebe zum Angeln ein, während er zu gleicher Zeit ihn befähigte, im Freien die Gelegenheit zu benutzen, das Studium der Geologie fortzusetzen. Davy meinte, daß die innige Vereinigung mit der Natur, welche das Angeln erfordert, einer von dessen Hauptreizen sei, daß dasselbe auch einen wichtigen Einfluß auf die Entwickelung des Charakters habe.

„Es ist ein Anhalten zu moralischer Disziplin", sagte er, „weil es Geduld, Ausdauer und Selbstbeherrschung verlangt. In bezug auf Naturwissenschaft ist es zu rühmen, weil es eine Kenntnis der Gewohnheiten einer beträchtlichen Anzahl lebender Geschöpfe erfordert — der Fische und der Tiere, von denen sie leben — und eine Bekanntschaft mit den Kennzeichen des Wetters, dessen Wechsels, der Natur der Gewässer und der Atmosphäre. Was seine poetischen Beziehungen betrifft, so führt es uns in die wildeste und schönste Szenerie der Natur, an die Gebirgsseen und die klaren und

lieblichen Flüsse, welche von den höher gelegenen Hügeln herabströmen oder sich ihren Weg durch die Höhlungen kalkhaltiger Felsschichten bahnen. Wie köstlich ist es, beim Beginn des Frühlings, nach der düstern und langweiligen Winterszeit, wenn der Frost verschwindet und der Sonnenschein die Erde und die Gewässer erwärmt, an irgend einem klaren Strom dahin zu wandern, zu sehn, wie das Laub durch die purpurne Knospe bricht, die von Veilchenduft erfüllte Luft am Ufer zu atmen, welches gleichsam übersäet ist mit Maßlieb und Schlüsselblumen, auf dem frischen Rasen im Schatten der Bäume dahin zu wandern, wo leuchtende Blüten von der Musik der Bienen erfüllt sind; ... wenn ihr hingegen eure Belustigung am ruhigen und balsamischen Abend fortsetzen wollt, werden euch Ständchen gebracht durch den Gesang der fröhlichen Drossel und der melodischen Nachtigall, welche in dem mit Rosen und wildem Geißblatt geschmückten Dickicht ihren Elternpflichten genügen."

Dalton, ein anderer Philosoph, fand Vergnügen daran, sich in der frischen Luft zu bewegen, indem er zu seinen heimatlichen Bergen wanderte und den Kelvellyn und Skiddaw erkletterte. Sein Hauptvergnügen war jedoch Kegelschieben. Er brachte jeden Donnerstag, wenn das Wetter schön war, auf einer Kegelbahn bei Manchester zu, wo er sich

mit einigen gleichgesinnten Teilnehmern zu einer Partie des alten englischen Kegelspiels vereinigte. Als ein berühmter Professor der Chemie ihn besuchen wollte, war Dalton nicht zu Hause, doch wurde der Professor angewiesen, ihn auf einer benachbarten Kegelbahn aufzusuchen. Dalton entschuldigte sich ruhig, daß er nicht in seinem Laboratorium gewesen sei, indem er hinzufügte, daß er gern mitten in der Woche sich einen Sonnabend mache.

Es giebt auch noch andere Mittel, sich im Freien zu belustigen. Scott pflegte Bäume in Abbotsford, während er mit seinem Liebling Tom Purdy die Besitzung durchwanderte. Daniel Webster pflegte und verbesserte seine Herden und bebaute seine weiten Ländereien. Scott liebte Pferde und Hunde, Webster Schafe und Schweine. Admiral Nelson liebte es, Vogelnester auszunehmen und Admiral Collingwood, Gärtnerei zu treiben. Der Dichter Shelley fand Vergnügen daran, papierne Böte, oft von englischen Bankscheinen, auf der Themse oder dem Serpentine segeln zu lassen. Dickens war ein großer Fußgänger. Er war gewöhnt, von seinem Bureau in der Southampton-Straße, London, bis zu seinem Hause in Gads Hill Place, nahe bei Rochester, zu Fuß zu gehen. Southey und Wordsworth waren unermüdliche Fußgänger. Man sah sie gewöhnlich die Landstraßen in

Westmoreland entlang umherschweifen. Wordsworth, in seiner lehmfarbenen, mit Erde bedeckten Erscheinung, tauchte oft im Nebel plötzlich wie ein Gespenst empor. Er studierte gewöhnlich im Freien; seine Gedichte bekunden seine große, überströmende Liebe zur Natur. Ein Fremder, der auf Wordsworths Besitzung umhergeführt wurde, wünschte sein Studierzimmer zu sehen. Der Diener führte ihn in die Bibliothek und sagte: „Dies ist des Herrn Bibliothek, aber er studiert auf dem Felde“.

William Hutton, der Buchhändler und Historiker von Birmingham, machte wiederholt Fußtouren. Er ging in seinem 79. Jahr den Roman Wall entlang, zwischen Wallsend in Northumberland nach Bowneß in Cumberland, und schrieb später einen Bericht über seinen Ausflug. In seinem 85. Jahr besuchte er Coatham in Yorkshire und schrieb einen Reisebericht. Später ging er nicht mehr zu Fuß, fuhr aber im Wagen; in seinem 90. Jahr hingegen ging er zu Fuß nach Birmingham hin und zurück, über fünf Meilen; seine Tochter sagte: „Ich glaube, daß seine Fußtouren und sein Leben zu gleicher Zeit aufhören werden“. Er ging fast bis zu seinem Ende und lebte 92 Jahre.

„Zufriedenheit im Alter“, sagte Turgenjeff, „wird allein durch denjenigen verdient, der nie seinen Glauben an das Gute, seine ausdauernde Willens-

kraft und seinen Wunsch nach thätiger Beschäftigung verloren hat.“

Manche Menschen finden Vergnügen am Reiten. Menschen von sitzender Lebensart ziehen das Sattelleder dem Sohlenleder vor. Ersteres befördert die Thätigkeit der Leber und beschleunigt Blutzirkulation und Verdauung. Der Wundarzt Liston war ein großer Jäger. Als Voltaire in Cirey war, jagte er, um sich Appetit zu machen. Abraham Tucker, der Verfasser von: „Das Licht der Natur“, ritt gewöhnlich über die Ebene von Banstead, um Appetit zum Mittagbrot zu bekommen. Paley versuchte zu reiten und selbst zu galoppieren; er fiel oft herab, aber er hatte viel Mut und versuchte es immer wieder, bis es ihm gelang. Ein alter Schriftsteller sagte: „Der Appetit ist die Hauptsache, die Hauptsache ist der Appetit“. Mögen alle, die es nicht mit dem Sattelleder wagen, es mit dem Sohlenleder versuchen und gehen; auf alle Fälle atmen sie frische Luft und üben die Muskeln fast jeden Körperteiles.

Der Wundarzt Cheselden fand sein größtes Vergnügen darin, Boxkämpfen zuzusehen. Mr. Procter (Barry Cornwall) erzählte dem Amerikaner Hawthorne, daß er in seinen jüngeren Jahren ein wissenschaftlicher Boxer gewesen sei und einst eine Reise gemacht habe, um einen Boxkampf mit Game

Chicken zu bestehen. Zwei Premierminister, Malou von Belgien und Gladstone von England, befaßten sich mit dem Fällen der Bäume. Als der Pianist Thalberg sich von seinem musikalischen Beruf zurückgezogen hatte, kaufte er einen Weinberg, zog Weintrauben und kelterte Wein. In der Pariser Ausstellung von 1867 erhielt er von den Richtern eine „ehrenvolle Anerkennung“ wegen seines Weines vom Pausilippo. Anderseits wandte sich Rossini der Kochkunst zu. Er liebte ausnehmend einen guten Tisch und war stolz auf den seinigen; er erfand Saucen, Salate und neue Zubereitungen der Trüffeln. Einer großen Sängerin schrieb er: „Dasselbe Interesse, welches Sie in anderer Weise für die Musik empfinden, liebe Angelika, fühle ich für die Entdeckung, daß ich einen neuen Salat erfunden habe, von dem ich mich beeile, Ihnen ein Rezept zu senden. . . . Trüffel geben dieser Würze einen besondern Wohlgeschmack, geeignet, einen Gourmand mit Entzücken zu erfüllen“. Viele Kochrezepte, welche Berühmtheit erlangt haben, sollen von Rossini erfunden worden sein.

Shenstone füllte seine Mußestunden damit aus, daß er seine Grundstücke auf den Leasowes verbesserte und sie nach seinem Geschmack verschönte. Sie sind noch heute eine Nachahmung der Gärten zu Vaucluse, sowie der Naturgrotte, welche Petrarca

mit so viel Mühe herstellte und die er in seinen Briefen erwähnt. Dort verfaßte derselbe einige seiner schönsten Sonette. Crébillon, der Äschylos Frankreichs genannt, zog sich, überdrüssig der höfischen Vernachlässigung, von der Welt zurück, nachdem er seinen „Idomeneus" und „Rhadamist" geschaffen, und verbrachte ein Leben der Enthaltsamkeit inmitten von Katzen und Hunden, deren Anhänglichkeit, wie er sagte, ihn über die Undankbarkeit der Menschen tröstete. Als Machiavelli auf dem Lande war, verbrachte er viel Zeit mit dem Töten von Drosseln. In einem Briefe an einen Freund sagte er: „Bis jetzt habe ich mich mit dem Töten von Drosseln beschäftigt. Indem ich vor Tagesanbruch aufstand, bereitete ich meine Schlingen und marschierte dann ab mit einem Haufen von Käfigen auf dem Rücken. Ich fing als niedrigste Zahl zwei, als höchste sieben Drosseln. So verbrachte ich den ganzen Monat September, und obwohl es eine wunderliche und gewöhnliche Belustigung war, that es mir sehr leid, als sie aufhörte".

Unschuldiger war Dugald Stewarts Versuch, eine Pfauenfeder auf seiner Nase zu balancieren. Als ein Philosoph Stewart in Woodhouselee besuchte, fand er ihn mit dieser Übung beschäftigt. Der Historiker Patrick Fraser Tytler wetteiferte

mit ihm in dieser Belustigung. John Hunter machte es Vergnügen, die Bienen zu studieren, wie Sir John Lubbock das Studium der Ameisen, Bienen und Wespen mit Liebe betrieb. Beide machten ihr Vergnügen fruchtbar für die Wissenschaft. Hunter gab sich bei jedem Ding Mühe, und wenn er sagte: „ich will mich mit den Bienen amüsieren", so war dies nur der Beginn einer Reihe von Forschungen, deren Resultat, in einem Aufsatz zusammengefaßt, von Sir James Paget für fast fehlerlos für unsere Jetztzeit gehalten wird. Als er seine eigene Achillessehne brach, führte ihn dies dazu, den Gegenstand zu studieren und eine neue Methode der Behandlung eines Knochenbruches einzuführen. Sir John Lubbock ist ebenso unermüdlich. Sein Bericht über die Beobachtungen des gesellschaftlichen Lebens der Hymenopteren ist höchst fesselnd, und man weiß nicht, ob man mehr die Geduld und den Fleiß der Ameisen, Bienen und Wespen, oder die Geduld und den Fleiß ihres Beobachters bewundern soll. Einige geistliche Herren, obwohl durch die Pflichten ihres Berufes in Anspruch genommen, haben es sich zum Vergnügen gemacht, Maschinen zu erfinden. Dr. Cartwright, Hochwürden, Pfründenbesitzer von Brampton, nahe bei Chesterfield, war der berühmteste dieser Erfinder. Er erfand nicht

nur den Maschinenwebstuhl, welcher einen so bemerkenswerten Einfluß auf das Übergewicht Englands im Fabrikwesen gehabt hat, sondern auch die Wollkämmmaschine, die Backsteinstreichmaschine, die Seildrehmaschine und verschiedene Verbesserungen der Dampfmaschine. Patrick Bell, Pfarrer von Carmylie in Forfarshire, war auch einer dieser geistlichen Erfinder. Die Getreidemähmaschine war das Resultat seiner Mußestunden. Dieselbe war nach der Erfindung vollständig anwendbar, doch da zu jener Zeit Handarbeit billig war, wurde sie nicht eingeführt. Mit Beifall wurde sie hingegen in Amerika aufgenommen, wo Handarbeit teuer war; und nach Verlauf von fast einem halben Jahrhundert kehrte sie von Amerika nach England und Schottland zurück und ist jetzt in allgemeinem Gebrauch.

Erfinder von Profession, wie Mr. Nasmyth, der Erfinder des Dampfhammers, und Siemens, der Erfinder der elektrischen Kraft, haben sich, der Abwechselung des Studiums und der Forschung halber, anderen Gegenständen zugewandt. Mr. Nasmyth wählte die Astronomie; er machte seine eignen Teleskope, studierte die Sonne und den Mond und erwarb sich viel Auszeichnung in der astronomischen Wissenschaft. Desgleichen Mr. Lassell und De la Rue, der erstere ein Bier-

brauer in Liverpool, der andere ein Verlagsbuchhändler in London. Mr. Bessemer, der Erfinder des Bessemer-Stahls, hat sein wundervolles Talent demselben Gegenstand gewidmet.

Die folgende Anekdote verdanke ich Mr. Nasmyth, der nicht nur ein großer Erfinder und Mann der Wissenschaft, sondern auch eine ungewöhnliche Schatzkammer von Anekdoten ist. Sie bezieht sich auf Dr. Adam, den verstorbenen Rektor der Edinburger Hochschule, den Verfasser der „Römischen Altertümer“ und anderer Werke. Dr. Adam pflegte in der Zwischenzeit seines Berufes als Lehrer viele Stunden in dem Geschäft seines Freundes Booge, des berühmten Messerschmiedes, zuzubringen, manchmal Messer und Scheren schleifend, manchmal das Rad drehend. Eines Tages kamen zwei Engländer, welche die Universität besuchten, zu Booge, der ein ausgezeichneter Kenner der griechischen und lateinischen Sprache war, um sich von ihm eine Stelle aus dem Griechischen, welche sie nicht verstanden, übersetzen zu lassen. Als Booge dieselbe ansah, fand er, daß sie ‚kniffig‘ war, doch da er ein Spaßvogel war, sagte er zu den Studenten: „O, das ist sehr einfach; mein Arbeiter dort am Rad kann Ihnen die Stelle übersetzen. John!“ rief er den alten Mann, „komm doch bitte einmal her!“

Der angebliche Arbeiter kam heran, Booge zeigte ihm die Stelle im Griechischen, welche die Studenten gern übersetzt haben wollten. Der alte Mann setzte seine Brille auf, prüfte die Stelle und begann eine gelehrte Auslegung zu geben, in deren Verlauf er verschiedene scholastische Autoren zitierte, um seine Ansicht bei seiner eignen Übersetzung zu bekräftigen. Nachdem er dies gethan, kehrte er zu seinem Rad zurück. Natürlich waren die Studenten sehr erstaunt über die Gelehrsamkeit des Arbeiters. Sie sagten, sie hätten zwar schon viel von der Gelehrsamkeit der Edinburger Kaufleute gehört, aber was sie hier eben gehört hätten, überstiege alles Glaubliche.

Wer das Glück gehabt hat, vor einigen Jahren auf der Winterausstellung der königlichen Akademie die bewunderungswürdige Sammlung der Porträts von Raeburn zu sehen, wird sich eines vortrefflichen Porträts des Dr. Adam erinnern, mit dem intelligenten, gütigen und humorvollen Ausdruck seines ehrwürdigen Antlitzes. Dr. Adam starb auf seinem Posten, in seiner Klasse auf der Hochschule, in seinem 80. Lebensjahre. Seiner Auflösung ging eine eingebildete Dunkelheit voraus, während welcher er zu seinen Schülern sagte: „Kinder, es wird ganz dunkel! Ihr thätet besser daran, nach Hause zu gehen!" Darauf fiel er in seinen Stuhl

zurück und hörte auf zu atmen. So starb einer der gelehrtesten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit.

Die Naturgeschichte hat auch viele Jünger herangezogen, aus der speziell gelehrten wie aus der arbeitenden Klasse. Wer hätte nicht Whites „Naturgeschichte von Selborne“ gelesen? Das Buch gewinnt an Reiz mit den Jahren. Es zieht euch ins Freie und hält euch dort fest. Es ist immer voll magischen Interesses. „Seitdem ich es zum ersten Male las“, sagt James Russell Lowell, „habe ich einige seiner Lieblingsplätze aufgesucht, aber ich sehe sie mehr mit seinen Augen als durch die Erinnerung wirklicher und persönlicher Anschauung. Das Buch hat den köstlichen Reiz vollständiger Muße. Mr. White scheint niemals schwerere Arbeit gethan zu haben, als die Gewohnheiten seiner befiederten Stadtkameraden zu studieren oder das Reifen seiner Pfirsiche an der Mauer zu beobachten. Seine Werke sind das Tagebuch Adams im Paradiese —

„In holden, anmutsvollen Träumen
Die Welt vergessend unter grünen Bäumen.“

Beobachter, Studierende, Forscher des einfachsten Standes haben das reinste Vergnügen in der Naturgeschichte gefunden. Der Schuhmacher Edward

und der Bäcker Dick waren durchaus keine Ausnahmsmenschen. In Manchester und London, besonders im Osten, sind Klubs von Arbeitern, welche ihre Mußestunden der Botanik, den Vögeln, Motten, Bienen, Ameisen und verschiedenen Abteilungen der Naturgeschichte widmen. In Wales sind sie groß in der Geologie. Einer der besten lebenden englischen Botaniker war ursprünglich ein gewöhnlicher Ackerbauer. Southey hatte eine große Bewunderung für die Forschungen in der Naturgeschichte und bedauerte, daß er nicht früh seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätte, anstatt auf das Bücherschreiben. „Ich verstehe selbst nichts von der Botanik“, sagte er, „und jeden Tag bedauere ich dies. Wenn meine Kinder am Leben bleiben, ist es ein festbeschlossener Wunsch meines Herzens, sie zu guten Naturforschern zu machen.“

Ein wenig Aufmerksamkeit auf die Werke der Natur wird die Lücken in unserer Zeit ausfüllen und uns angenehme und möglichst nützliche Belehrung gewähren. Wir können nie wissen, wo die sorgfältig erlangte Kenntnis ihre praktische Anwendung finden kann. Der Botaniker Sowerby begann sein Leben als Miniatur- und Landschaftsmaler. Um korrekt zu sein in dem Vordergrund seiner Landschaften, fing er an, Pflanzen zu zeichnen.

Er forschte nach ihrer Natur, was ihn zum Studium der Botanik führte, und wurde bald so sehr dadurch gefesselt, daß er den Rest seines Lebens dem Studium dieses Gegenstandes widmete. „Keine Rede ist mir so zuwider“, sagte Abraham Cowley, „als die so oft gehörte, daß ein Mensch nicht weiß, wie er seine Zeit zubringen soll. Es wäre selbst von Methusalem schlecht gewesen, so zu sprechen im 969. Jahre seines Lebens; um so ferner liegt es uns, die wir keine Zeit haben, in irgend einem Teile der Wissenschaft es bis zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, uns mit Grund zu beklagen, daß wir gezwungen sind, aus Mangel an Arbeit müßig zu sein. Der erste Minister des Staats hat nicht mehr Arbeit im öffentlichen Leben als ein weiser Mensch in seinem Privatleben; wenn der erstere wenig Muße hat, allein zu sein, so hat der andere noch weniger Muße, in Gesellschaft zu sein; der eine hat nur einen Teil der Angelegenheiten der Nation, der andere alle Werke Gottes und der Natur in Betracht zu ziehn.“

Dr. Isaac Barrow, einer der energischsten sowohl als der gewissenhaftesten Männer seiner Zeit, hielt eine Predigt über den Fleiß der „Gentlemen“, welche später unter seinen gesammelten Werken herausgegeben wurde. Niemand hätte aus seinem

eignen persönlichen Leben und seiner Erfahrung den Gegenstand besser erörtern können. Obgleich er zuerst ein dummer Junge war, so dumm in der That, daß man von seinem Vater sagte, derselbe habe gewünscht, daß wenn es Gottes Wille sei, ihm eins seiner Kinder zu nehmen, dies Isaac sein möchte, — so entwickelte er doch bald, nachdem er die Charterhouse-Schule durchgemacht hatte, sich kämpfend seinen Weg hindurch bahnend, und nachdem er nach Petersham und später auf das Trinity College gegangen war, einen Charakter für Ausdauer und Fleiß. Barrow beabsichtigte zuerst, sich der Medizin zu widmen und studierte demgemäß Anatomie und Physiologie; als er jedoch ein Kollegiat erhielt, begann er Theologie zu studieren, wie dies in den Statuten des Kollegs verlangt wurde. Sein Wunsch, Kirchengeschichte zu studieren, führte ihn zum Studium der Astronomie und schließlich zu den höheren Zweigen der Mathematik, worin er es ausgezeichnet weit brachte. Er setzte das Studium der Klassiker mit solchem Erfolge fort, daß der ‚dumme Junge' bei dem Abgange des Professors der griechischen Sprache zur Besetzung von dessen Lehrstuhl vorgeschlagen wurde. Da jedoch die Republikaner, unter Cromwell, am Ruder waren und Barrow nicht nur ein standhafter Royalist, sondern auch des Arminianis-

mus verdächtig war, wurde er nicht gewählt und beschloß, das Kolleg zu verlassen und einige Zeit durch Frankreich und Italien bis nach Konstantinopel und Smyrna zu reisen. Daran festhaltend, daß der Mut eine charakteristische Eigenschaft des „Gentleman“ sei, legte Barrow durch Wort und That ein glänzendes Zeugnis ab für die Vortrefflichkeit dieser Tugend. Auf seiner Reise von Leghorn nach Konstantinopel im Jahre 1657 wurde das Schiff, auf welchem er segelte, von einem algerischen Piraten angegriffen. Barrow wollte nicht unter Deck gehen; er leistete Widerstand und nahm thätigen Anteil an der Verteidigung des Schiffes. Er blieb auf Deck, bis der Pirat sich davonmachte. Als er gefragt wurde, weshalb er nicht in den Schiffsraum hinuntergegangen sei und die Verteidigung des Schiffes dessen Besitzern überlassen habe, antwortete er: „Es ging niemand mehr an, als mich selbst; ich hätte lieber mein Leben verlieren, als in die Hände dieser erbarmungslosen Ungläubigen fallen mögen“.

Die Restauration fand statt bald nach Barrows Rückkehr nach England. Er wurde nun zum Professor des Griechischen in Cambridge ernannt und später in Gresham zum Professor der Geometrie. Er legte die letztere Stelle nieder, um die Lucasianische Professur anzunehmen, und legte diese

ebenfalls nieder, nachdem er sechs Jahre sein Amt bekleidet hatte, zu gunsten seines Schülers, des berühmten Isaac Newton, der dazu bestimmt war, einen der größten Fortschritte in der Wissenschaft der Astronomie zu machen. Die Geschichte Isaac Barrows ist eine Geschichte des Entsagens nach Grundsätzen. Als er zum Stifsherrn der Salisbury Cathedral ernannt wurde, bestimmte er das ganze Einkommen zu barmherzigen Zwecken, und zum Meister des Trinity College zu Cambridge erwählt, verzichtete er auf die Einkünfte sämtlicher kirchlichen Ämter, welche er bekleidete. Er starb zu jung, im Alter von 47 Jahren. Obgleich sein Leben verhältnismäßig kurz war, war die Zahl seiner Werke, besonders über Geometrie und Mathematik, sehr groß. Seine Predigten sind auch wahre Schatzkammern von Gedanken, voll reicher Erfahrungen und weiser Beobachtung des praktischen Lebens. Er lehrte und betonte mit Nachdruck die heilsame Lehre vom Fleiß, — daneben Frömmigkeit, Liebe zum Gebet, Rechtschaffenheit und Wahrheit.

Sein eignes Leben lieferte das beste Beispiel, denn er war ebenso fleißig als Gelehrter, wie als Christ und „Gentleman". Er widmete dem Gegenstande des Fleißes fünf sorgfältig gearbeitete Auseinandersetzungen — zwei über den Fleiß im all-

gemeinen, dann je eine über den Fleiß der Christen, den Fleiß der Gelehrten und den Fleiß der „Gentlemen“. „Um Kenntnisse zu erlangen“, sagte er, „und um die höchsten Tugenden des Lebens — Hoffnung, Mäßigkeit, Geduld, Zufriedenheit — zu entfalten, bedarf es der Arbeit und Anstrengung. Wenn wir einen Weg durchwandern, wenn wir einen steilen Hügel erklimmen, wenn wir grausame Feinde bekämpfen und blutige Schlachten schlagen, wenn wir die Neigungen unserer Natur und Wünsche kreuzigen, wenn wir beständig all unsere Fähigkeiten und Kräfte unter strengem Zügel halten, so sind dies Gegenstände der Arbeit und Unruhe, denn schwierig ist so die Ausübung der Tugend.... Der Fleiß ist der Beweis für eine edle und aufrichtige Beschaffenheit des Geistes. Er läßt auf ein Gemüt schließen, welches nicht zufrieden ist mit niedrigen und gemeinen Dingen, sondern nach Dingen von höherem Wert strebt und dieselben auf tapfere Weise, mit kühnem Mute, durch eigne Kraft, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse zur Ausführung bringt. Er bezeichnet bei dem Menschen ein Herz, welches es nicht ertragen kann, des Lebens Notdurft und Unterhalt der Arbeit oder der Freigebigkeit anderer zu verdanken, sich sein Auskommen von der Welt zu stehlen, den Nutzen von anderer Menschen Mühe und Arbeit zu ernten,

ohne einen vollen Ausgleich zu geben oder ohne seinen Privatverpflichtungen nachzukommen durch bedeutende Dienste, dem öffentlichen Wohle gewidmet. Ein edles Herz wird es verschmähen, gleich einer Drohne von dem Honig zu leben, den die Arbeit anderer gesammelt hat, gleich einem Ungeziefer seine Nahrung vom öffentlichen Kornboden zu stehlen, oder gleich einem Haifisch sich vom Raub der kleinen Fischbrut zu ernähren; es wird ihm auf die eine oder andere Weise gelingen, seinen eignen Unterhalt zu verdienen. In Wahrheit, der Fleiß versüßt alle unsere Freuden und verleiht ihnen eine angenehme Würze; denn da kein Mensch sich erfreuen oder volle Befriedigung an etwas finden kann, so lange seine Arbeit oder Pflicht unerfüllt ihm auf dem Gewissen liegt, so wird er erst dann, wenn er sein Bestes gethan hat zur Erledigung der Arbeit, in Ruhe sich seiner Muße hingeben und sein Vergnügen genießen können; dann schmeckt ihm sein Mahl köstlich, dann hat seine Zerstreuung und Erholung einen erhöhten Genuß, dann ist sein Schlaf sehr tief und friedlich, wie schon der Prediger Salomonis sagt: „Der Schlaf eines arbeitenden Menschen ist süß"."

Eine der negativen Eigenschaften des Fleißes ist, daß er uns das Unheil fern hält. Wenn ein Mensch beschäftigt ist, kann der Böse kaum eine

Gelegenheit finden, ihn zu versuchen. „Ein arbeitender Mönch“, sagte Cassian, „wird durch einen Teufel angefallen, aber ein fauler wird durch zahllose böse Geister verführt.“ Faulheit und Trägheit gehören zu den niedrigsten Eigenschaften. Der Müßiggänger ist eine Null in der menschlichen Gesellschaft — nein, etwas Schlimmeres, er ist ein Auswuchs und eine Last; verzehrend, nichts hervorbringend; eine Mißfigur und nicht ein Schmuck. „Der Weg eines faulen Menschen ist eine Dornenhecke“, sagt Salomo. „Durch viel Nachlässigkeit verfällt ein Gebäude, und durch Faulheit der Hände stürzt das Haus zusammen.“ Der Fleiß ist in der That der beste Schutz für Unschuld und Tugend. Er ist ein Riegel gegen jede Art von Sünde und Laster, indem er die Zugänge zum Herzen bewacht und die Gelegenheiten und Versuchungen des Lasters fern hält.

Sind wir reich, so ist der Fleiß erforderlich, um unsern Reichtum weise zu verwalten, nicht nur zu unserem eignen und unserer Familie Besten, sondern zum Segen anderer. Haben wir Ehre und Ansehen unter den Menschen, so darf selbst die edelste Geburt, der höchstgeborne „Gentleman“ nicht die Pflicht und das Vorrecht zur Arbeit hintansetzen. Wenn er Müßiggang für sein Vorrecht hält, so ist es auch sein Vorrecht, höchst unglücklich zu

sein; denn wenn er von keinem Wert und Nutzen ist und weder Gott noch den Menschen dient, so kann er keinen Anspruch auf Glück haben. „Er hat", sagt Dr. Barrow, „all die gewöhnlichen Pflichten der Frömmigkeit, der Barmherzigkeit, der Mäßigkeit mit Treue zu erfüllen; denn daß er ein „Gentleman" ist, schließt ihn nicht davon aus, ein Christ zu sein, sondern verpflichtet ihn vielmehr, es in noch höherem Grade als ein anderer zu sein. Er ist ganz besonders Gottes Haushofmeister, mit den Mitteln zum Unterhalt und zur Unterstützung der Familie Gottes betraut. Ihm sind mehr Talente gegeben worden und wird auch folglich mehr Nutzen von ihm verlangt. Wenn ein ländlicher Arbeiter oder ein Handwerker ein Talent hat, hat ein „Gentleman" deren zehn; er hat angeborne Kraft des Geistes und durch Übung erhöhte Stärke des Mutes; er hat durch eine vorurteilsfreie Erziehung Kenntnisse und Ausbildung seiner Fähigkeiten; er hat die Hülfe der Abkunft, der Verwandtschaft, der Freundschaft; er hat Reichtum, Ehre, Macht und Ansehen; er hat Zeit und Muße zu Gebote stehen; ihm sind so viele und nützliche Talente anvertraut worden, daß er sie nicht unter den Scheffel stellen oder vergraben darf, daß er sie nicht vergeuden darf in Befriedigung persönlicher Genüsse, sondern anwenden muß zu Unternehmungen,

die auf das vorteilhafteste ausgenutzt und ausgeführt werden im Dienste Gottes. Kurz, nur derjenige erscheint in Wahrheit als ein „Gentleman“, der den Mut hat, schwere Aufgaben zum öffentlichen Wohle zu übernehmen und sich willig anstrengt, um seine Nachbarn und Freunde zu verpflichten. Die Arbeit eines „Gentleman“ ist freilich nicht so grob, aber sie kann eben so schwer und beschwerlich sein als jede andere. Denn nicht bloß Handarbeit ist schwere Arbeit; es giebt andere Werkzeuge zur Arbeit außer dem Pflug, dem Spaten, dem Hammer, dem Weberschiff; nicht jede Arbeit ruft Schweiß hervor und sichtliche Anstrengung des Körpers: der Kopf kann schwer arbeiten in Erfindung guter Absichten; die Zunge kann sehr thätig sein im Erteilen von Rat, Überredung, Trost und Ermunterung zur Tugend; ein Mensch kann sich anstrengen, indem er umhergeht, Gutes zu thun; dies alles sind Werke, die den ganzen Fleiß eines „Gentleman“ erfordern.“

Es giebt jedoch verschiedene Ansichten unter den ärmeren Klassen über „den wahren Gentleman“. Als Sir Walter Scott Irland besuchte und St. Kevins Bed bei Glendalough besehen wollte, erzählte Mr. Plunkett, der ihn begleitete, der Führerin, daß der Besucher ein Dichter sei. „Ein Dichter?“ sagte sie, „nichts weniger als das,

sondern ein ehrenwerter Gentleman; er gab mir eine halbe Krone!" Ebenso denkt ein Londoner Droschkenkutscher, wenn er den doppelten Fahrpreis erhält, bei sich: „Das ist ein ganzer Gentleman!" Selbst die Menschen eines bessern Standes verbinden oft den Begriff des „Gentleman" mit dem Geldausgeben, was in vielen Fällen nichts weiter ist als Prahlerei. Was heißt es denn eigentlich, ein „Gentleman" sein? Thackeray sagt: „Es heißt rechtschaffen, vornehm, edelmütig, tapfer, weise sein und im Besitz all dieser Eigenschaften, sie in der anmutigsten äußern Art und Weise ausüben". St. Palaye nennt zwölf Tugenden, welche die notwendigen Tugenden eines wahren Ritters sind: Glaube, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, gesunder Menschenverstand, Klugheit, Mäßigkeit, Festigkeit, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung und Tapferkeit. Diesen kann man noch Duldsamkeit hinzufügen und Rücksicht auf die Gefühle und Meinungen anderer.

Der wahre „Gentleman" gehört keinem Range oder Stande an. Er kann sowohl ein Bauer wie ein Edelmann sein. Jeder Mensch kann vornehm, gesittet, duldsam und nachsichtig sein. Ihr könnt Höflichkeit in dem Zelt des Arabers oder in der Hütte des Bauern finden. Höflichkeit ist nur eine natürliche, angenehme, männliche Rücksicht auf andere, ohne Ohrenbläserei oder Heuchelei. Reich-

tümer und Rang haben keinen notwendigen Zusammenhang mit den Eigenschaften eines „Gentleman“. Der einfachste Mensch kann, in Wort und Geist, ein „Gentleman“ sein. Er kann rechtschaffen, wahrhaft, aufrichtig, mäßig, mutig, voll Selbstachtung und Selbsthülfe sein. Der arme Mann mit einem reichen Geiste ist auf alle Fälle dem reichen Manne mit einem armen Geiste überlegen. Der erstere, um mit St. Paulus' Worten zu reden, „obwohl arm, ist im Besitz aller Dinge“, während der andere, obwohl im Besitz aller Dinge, in Wirklichkeit nichts besitzt. Nur die geistig Armen sind wirklich arm. Für ihn, der Schätze des Geistes besitzt, ist die ganze Welt, so zu sagen, ein anvertrautes Pfand, und kann er frei bleiben von den groben Sorgen des Lebens, so ist er allein berechtigt, ein wahrer „Gentleman“ genannt zu werden.

Es giebt einen natürlichen Adel und eine natürliche Höflichkeit, welche in Edelsinn und Vortrefflichkeit des Herzens bestehen, und beides kann in den niedrigsten Lebensverhältnissen gefunden werden. Ein Beweis dafür ist Chaucers Bauer, welcher in Frieden und vollendeter Barmherzigkeit lebte, in Glück oder Unglück Gott von ganzem Herzen und seinen Nächsten wie sich selbst liebte, der auch arbeiten wollte:

„Ohn' Lohn und nur um Christi willen,
Der Armen Not und Leid zu stillen."

Höflichkeit des Benehmens ist vielleicht der letzte Pinselstrich an dem Gemälde eines edeln Charakters. „Ein schönes Benehmen", sagt Emerson, „ist besser als eine schöne Gestalt; es gewährt ein höheres Vergnügen als Statuen und Gemälde, es ist die edelste aller schönen Künste. Diejenigen, welche diesen Zug aufweisen, sind die Schöpfer und Wiederbeleber der Sympathie und des christlichen Sozialismus." Man hätte es kaum erwarten sollen, daß der schroffe Dr. Johnson auf die Wichtigkeit der Höflichkeit in der Gesellschaft bestehen würde. „Verlaßt euch darauf", sagte er, „der Mangel derselben verfehlt nie, irgend etwas Unangenehmes für den einen oder andern hervorzubringen." Obwohl selbst halbblind, erbot er sich willig bei irgend einer Gelegenheit, eine geängstigte Dame durch Fleet Street zu begleiten, um sie vor den Gefahren des Straßenverkehrs zu bewahren. Er that sich etwas zu gute auf seine Höflichkeit gegen Damen und half ihnen immer selbst in den Wagen von seinem Hause aus in Bolt Court.

Mr. Quincy, der Präsident der Vereinigten Staaten, war ein „Gentleman" in Wort, Sitte und Benehmen. Er schätzte die Dienste anderer

und war höflich selbst gegen den gewöhnlichsten Mann. Zu seinem Sekretär, den er in Rückstand mit seiner Arbeit fand, sagte er: „Wenn Ihr viel Pflichten zu erfüllen habt, thut die unangenehmste immer zuerst“. Er war höflich selbst gegen Neger. Als er in einem gedrängt vollen Omnibus nach Cambridge fuhr, stieg eine farbige Frau ein und konnte nirgends einen Platz finden. Der Präsident gab ihr sofort seinen eignen und stand während des übrigen Weges — ein schweigender Vorwurf für die allgemeine Rücksichtslosigkeit. Die Höflichkeit war bei ihm kein Instinkt, sondern Grundsatz.

Als Kontrast gegen die Höflichkeit Johnsons und Quincys mag folgendes dienen. Zur Zeit, wo Bärte allgemein getragen wurden, sandte Philipp von Spanien den jungen Constabel von Castilien nach Rom, um Sixtus V. wegen seiner Erhebung zum päpstlichen Stuhl zu beglückwünschen. Aber des jungen Constabels Bart war noch nicht gewachsen. Der Papst sagte zu ihm: „Giebt es so wenig Männer in Spanien, daß Euer König mir einen ohne Bart schickt?“ — „Sire“, antwortete der stolze Spanier, „wenn Seine Majestät nur im entferntesten geahnt hätte, daß Ihr das Verdienst in einen Bart legt, so würde er einen Ziegenbock abgesandt haben, Euch aufzuwarten, nicht einen Edelmann!“

Die Höflichkeit kann als eine Art Wache betrachtet werden, welche die rauhen Ecken unserer Natur schützt und sie verhindert, andere zu verwunden. Es war ein Edelmann, welcher sagte: „Ich könnte eben so gut einem Menschen ein falsches Geldstück geben, wie ihm ein falsches Wort sagen". Ausgezeichnete Abstammung, wenn sie nicht mit edeln Charaktereigenschaften vereinigt ist, hat keine unbedingte Verbindung mit dem wahren Wesen eines „Gentleman". Der Stempel der Geburt ist nicht ein unauslöschliches Zeichen, denn er kann sich verbinden mit Gemeinheit, Feigheit und Faulheit. Die Geburt wird ohne Zweifel ihren Einfluß haben, indem sie die Menschen zu Thaten der Größe und Güte anfeuert durch das Gedächtnis der edeln Ahnen und durch den Gedanken, daß es ihnen als Erbteil vermacht ist, die glänzende Ehre zu behaupten und zu erhöhen. „Sei eingedenk", sagte Sir Henry Sidney zu seinem Sohne Philipp, „des edeln Blutes, von dem du von seiten deiner Mutter abstammst, und bedenke, daß du nur durch ein tugendhaftes Leben und gutes Handeln eine Zierde für jene berühmte Familie werden kannst; anderseits wirst du durch Laster und Müßiggang den labes generis zugezählt werden, der schlimmste Fluch, der einen Menschen treffen kann."

Der edle Sir Philip Sidney handelte dem Vermächtnis seines Vaters nicht zuwider. Die liebreiche Art und Weise, mit welcher er dem verwundeten Soldaten einen Becher Wassers auf dem Schlachtfelde von Zütphen darbot, wird unvergessen bleiben. Nach seinem Tode sprach sein Freund Fulke Greville mit würdevollem Bedauern von ihm. „Er war in der That ein Muster von Tugend", sagte er; „ein Mann, tauglich zur Eroberung, zur Gründung, zur Reformation oder zu jeder That, welche die größte und erhabenste unter den Menschen sein mag, zu gleicher Zeit so voll Liebe zur Menschheit, so voll Güte, daß jeder, der nur irgend welche wirkliche Anlagen besaß, in ihm Trost, Schutz und Teilnahme bis zum äußersten Grade seines Vermögens fand .... Auch war seine Liebe keine selbstsüchtige, sondern eine allgemeine, da sein Hauptziel nicht Weib und Kind oder sein eigenes Ich war, sondern vor allen Dingen die Ehre seines Schöpfers und der Dienst seines Fürsten und Vaterlandes." Edle Menschen stammen nicht immer von Edelleuten ab. Viele der größten Männer des Altertums stiegen aus dem einfachsten Stande empor. Platon war kein Edelmann, obwohl die Philosophie ihn adelte. Der stoische Philosoph Cleanthos war zuerst ein Athlet und erhielt später einen Lebensunterhalt

dadurch, daß er die Gärten der Bürger Athens begoß. Pythagoras war der Sohn eines Goldschmieds, Euripides eines Gärtners, Demosthenes eines Messerschmieds und Virgil eines Töpfers. Die Niedrigsten können an Stellung unter die Höchsten steigen, wie die Höchsten, aus Mangel an Ehre und Führung, unter die Niedrigsten herabsteigen können. Die ersteren erheben sich durch Wetteifer und Tugend, wie die letzteren sich erniedrigen durch Nachlässigkeit und Laster.

Wir wollen auf die neuere Zeit übergehen. Wer kennt nicht die einfache Abstammung Shakespeares, des Sohnes des ländliches Wollhändlers? Ben Jonson, obgleich er ein Maurer war, verblieb bis zu seinem Ende ein „werdender Edelmann". Kennt nicht jeder Leser die „Gentlemen", welche der Sphäre der Arbeit entsprungen sind, von Inigo Jones, dem Tucharbeiter, Quentyn Matsys, dem Hufschmied, Josiah Wedgwood, dem Töpfer, James Watt, dem Verfertiger mathematischer Instrumente, John Hunter, dem Zimmermann, Isaac Milner, dem Handstuhlweber, Joseph Lancaster, dem Korbmacher, an, bis zu Robert Burns, dem Landmann, und John Keats, dem Droguisten?

Thomas Carlyles Vater war ein Maurer. „Ein edles Gewerbe ist das eines Maurers", sagte der Verfasser der „Französischen Revolution"; „ein

gutes Gebäude wird länger dauern als die meisten Bücher, als ein Buch von einer Million Leser.... Laßt mich von ihm lernen; laßt mich meine Bücher schreiben, wie er seine Häuser baute und eben so tadellos wie er durch diese Schattenwelt gehen, um, wenn Gott es will, dereinst mit ihm wieder vereinigt zu werden.... Vielleicht war er unter den schottischen Bauern, was Samuel Johnson unter den englischen Schriftstellern war. Ich habe einen geheiligten Stolz auf meinen Vater, den Bauer, und möchte ihn nicht austauschen gegen irgend einen König, den ich kenne. Gold, und die Guinee-Münze; der Mann, und die Kleider des Mannes! Laßt mich Gott danken für jenen größten Segen und mich bestreben, desselben würdig zu leben."

Als Hugh Miller, eigentlich ein Steinmetz, von Dr. M'Cosh um Rat gefragt wurde, ob dieser den Lehrstuhl der Logik und Metaphysik zu Belfast annehmen solle, antwortete Miller: „Wenn ein Mensch eine hohe, vom Himmel verliehene Begabung hat, selbst wenn es eine solche als Maurer oder Handwerker ist, sollte er sie zur Ehre Gottes gebrauchen. Ihr habt eine solche Begabung, geht und benutzt sie, und Gott wird Sphären des Segens für Euch aufthun". Nachdem Dr. M'Cosh den höchsten Ruf durch seine

Vorlesungen und veröffentlichten Werke erlangt hatte, wurde er zu einer höhern Stellung berufen durch seine Wahl zum Kanzler des Princeton College in den Vereinigten Staaten. Der Charakter eines christlichen „Gentleman" kann nicht besser beschrieben werden als durch die Worte von St. Paulus in seiner Epistel an die Corinther*): „Die Liebe ist langmütig und freundlich; die Liebe eifert nicht; die Liebe treibt nicht Mutwillen; sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht ungebärdig; sie suchet nicht das Ihre; sie lässet sich nicht erbittern; sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit; sie freuet sich aber der Wahrheit, sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf". Der Mensch, welcher im Geiste dieser Worte handelt, zeigt selbstverständlich die höchste Form des Benehmens. „Die einzig wahre Läuterung — welche tief in den Charakter

*) 1. Cor. 13, 4—8. Eine Dame unserer Bekanntschaft bezeichnete uns auch den 15. Psalm als passende Beschreibung eines wahren Gentleman: „Wer ohne Wandel einhergeht und recht thut und redet die Wahrheit von Herzen; wer mit seiner Zunge nicht verleumdet und seinem Nächsten kein Arges thut und seinen Nächsten nicht schmähet; wer die Gottlosen nicht achtet, sondern ehret die Gottesfürchtigen; wer seinem Nächsten schwöret und hält es".

hineingreift, kommt aus wahrer christlicher Barmherzigkeit oder Liebe. Wenn ein solcher Geist allgemein wäre, würde ein roher Grobian oder ein ungesitteter Bauer oder ein gemein denkender Arbeiter nicht mehr zu finden sein*)."

Der dritte Graf von Balcarres hatte eine besondere Sympathie für St. James und war entzückt von seiner „katholischen Epistel", als der eines „Gentleman" — wie er mit Nachdruck hervorhob, eine Bezeichnung, welche in seiner Auffassung derselben alle christliche Vorzüglichkeit und Vollkommenheit in sich schloß. Von dem vierten Grafen sagte Pitt höchst charakteristisch: „Balcarres schmollte mit uns, als wir im Glück waren, aber stand fest zu uns, als uns Gefahr drohte — das ist ein Mann". Als Kardinal Manning zu Birmingham von den Gefahren sprach, die für England möglich waren, nannte er die vier Meere und die vier Tugenden. Er sagte, daß er sein Vertrauen nicht auf die vier Meere setze, nicht auf den silbernen Streifen, doch daß er sein Vertrauen setze auf jene vier großen nationalen Tugenden — die Klugheit, welche den Verstand vervollkommnet, die Gerechtigkeit, welche den Willen vollendet, die Mäßigkeit, welche den Menschen lehrt, sich in dem

*) Frederick Robertson, Hochwürden.

Begehren nach Vergnügen zu mäßigen, und die Kraft, welche sie stark macht zum Dulden und zum Kampf mit Schwierigkeiten.

Die wahrste christliche Höflichkeit ist Frohsinn. Er steht dem Alter wie der Jugend gut und ist immer anmutig. Er ist aus der besten Gesellschaft, denn er schmückt seinen Besitzer mehr, als in Gold gefaßte Rubine und Diamanten. Er kostet nichts und ist doch unschätzbar, denn er segnet den Besitzer und läßt reiches Glück im Herzen anderer erblühen. Er trachtet nach der hellsten Seite der menschlichen Natur. Er vermeidet die Beilegung von Beweggründen und ist duldsam in seinem Urteil über andere. In der Unterhaltung wählt er gewöhnlich angenehme Gegenstände, anstatt der Fehler und Pflichtvernachlässigungen. Er streut gütige Worte umher, liebt gütige Gedanken und verschönt in allen Dingen den gesellschaftlichen Verkehr. Der Frohsinn ist die Schönheit des Gemüts und gleich der persönlichen Schönheit gewinnt er fast jedes andere Ding. Doch wird er niemals alt, denn es giebt nichts schöneres als den Frohsinn in einem alten Gesicht.

„Ein fröhliches Herz", sagt Salomo, „macht ein fröhliches Gesicht", und an anderer Stelle: „Ein fröhliches Herz thut wohl gleich einer Arznei". Der Frohsinn ist unentbehrlich für das menschliche

Leben und in vieler Hinsicht die Quelle des Erfolgs. Der Geist muß elastisch gehalten werden, um die Phantasien fortscheuchen und die Schwierigkeiten überwinden zu können, die sich bei großen Unternehmungen entgegenstellen. In Wahrheit, der Frohsinn bedeutet einen zufriedenen Geist, ein reines Herz und einen gütigen und liebevollen Charakter. Er bedeutet auch Demut und Barmherzigkeit, eine edelmütige Schätzung anderer und eine bescheidene Meinung vom eignen Ich. Das Gute wird nicht so sehr durch große Thaten gethan, als durch die kleinen höflichen Rücksichten des Lebens, die täglichen ruhigen Tugenden, das christliche Gemüt und Mitgefühl und die guten Eigenschaften der Verwandten und Freunde. Kleine Flüsse sind nützlicher als stürmische Wasserfälle; die ersteren fließen in sanfter, ruhiger Schönheit dahin, die letzteren treiben Untergang und Zerstörung vor sich her. Es ist dasselbe mit den Handlungen unseres täglichen Lebens.

Das Mitgefühl ist das Universal-Zahlungsmittel. Nichts ist verständlich ohne dasselbe. Man kann nicht duldsam gegen andere sein ohne die Hülfe des Mitgefühls. Die angeborne Fähigkeit der Menschen ist verschieden, je nach ihrer Kraft des Mitgefühls. Wenn dasselbe fehlt, sind die

Anstrengungen, welche gemacht werden, um den christlichen Charakter zu veredeln oder zu bilden, fast beständig nutzlos. Eine Menge Menschen gehen auf ihrem eigenen engen Brett der Selbstsucht auf und nieder, über ihre eigenen Verdienste oder Verschuldungen nachgrübelnd, aber nicht derjenigen gedenkend, welche Anspruch auf ihre Hülfe haben. Die Furcht, ihr enges Brett zu verlassen, hat viele zu kriechender Mittelmäßigkeit gefesselt. So haben wir große Frömmler und große Sittenrichter — alle entstanden aus dem Mangel an Mitgefühl. Und doch ist das Mitgefühl das Wesen des Christentums. „Liebet einander" ist ein einfaches Wort, doch enthält es ein Evangelium, stark genug, um die Welt zu erneuern. Die letzten Worte, welche der Richter Talfourd auf der Gerichtsbank, unmittelbar vor seinem Tode, äußerte, lauteten: „Wenn ich gefragt würde, welches der große Fehler der englischen Gesellschaft ist, daß die Klassen sich nicht mit einander vermischen, würde ich es in einem Worte sagen können: der Fehler ist der Mangel an Mitgefühl". Und während noch das Wort „Mitgefühl" auf seinen Lippen zitterte, ging die Seele Talfourds hinüber.

Der Charakter des „Gentleman" erfordert eine Erhabenheit des Benehmens in Bezug auf die Gesetze der Moral und die Vorschriften der

Religion. Er wird keine Schulden machen, die er nicht die Mittel hat, zu bezahlen. Er wird es verächtlich finden, anderen, die vielleicht ärmer sind als er selbst, die Mittel zu seiner Kleidung und seinem Lebensunterhalt verdanken zu sollen. Nur der Geck — im Englischen gent genannt, als Karikatur von gentleman — putzt sich zu sehr und trägt prahlende Kleider und falsche Juwelen zur Schau. Der Geck (gent) ist nur ein Heuchler, obgleich Heuchelei ein Tribut sein soll, den das Laster der Tugend zahlt; doch wird das Bestreben des Gecken, die Nachäffung für Wahrheit gelten zu lassen, gewöhnlich richtig aufgefaßt.

Die „Gentlemen" stellen ihre Identität gegenseitig sofort fest. Sie sehen sich einander ins Auge und drücken einander die Hand. Sie erkennen einander unwillkürlich. Sie schätzen ihre gegenseitigen Verdienste. Eine von Dr. Chalmers' Charaktereigentümlichkeiten war seine vorzügliche und freudige Schätzung der Vortrefflichkeit. Sie erkennen einander überdies an der Güte und dem Erbarmen. Ein „Gentleman" wird gegen seinen Hund barmherzig sein; der Geck (gent) ist nicht einmal gegen sein Weib barmherzig. Der „Gentleman" ist eben so fröhlich wie vornehm. Er ist großmütig, nicht unnützerweise im Geldgeben, denn Geld, ohne Unterschied gegeben, stiftet oft

mehr Schaden als Segen; aber er bemüht sich, unterscheidend und sorgfältig in seinen Thaten der Barmherzigkeit zu sein.

Eines Mannes wahre Größe liegt in dem Bewußtsein eines ehrenwerten Lebenszweckes. Dies ist begründet durch richtige Selbstschätzung, durch häufige Selbstprüfung und einen festen Gehorsam gegen die Lebensregel, die er als richtig erkannt hat. Die Erfahrung lehrt, daß wir das werden, wozu wir uns selber machen. Jeder Mensch drückt sich den Stempel seines eignen Wertes auf, denn wir sind groß oder klein nach unserem Willen. Wir versuchen es, rechtschaffen, gütig und wahr zu sein, und allmählich werden wir das, wonach wir streben; und was einst schwierig war, wird stufenweise es immer weniger. Thätigkeit, Güte, Wohlwollen und Mäßigkeit wachsen durch Übung, und was wir zuerst mit Anstrengung erfüllten, wird leicht und natürlich. So kann ein Mensch sich selbst großmütig, gerecht, mitfühlend und hochherzig machen — gesittet, höflich, nachsichtig, wohlanständig.

Den wahren „Gentleman" erkennt man an seinem strengen Begriff von Ehre, an seinem Mitgefühl, seiner Güte, seiner Nachsicht und seinem Edelmut. Er ist in der That ein Mann der Wahrheit, der recht spricht und handelt, nicht nur

im Angesicht der Menschen, sondern auch in seinem verborgenen Privatleben. Wahrhaftigkeit ist moralische Durchsichtigkeit. Daher verspricht der „Gentleman" nichts, was er nicht die Mittel hat, auszuführen. Der Herzog von Wellington erklärte stolz, daß Wahrheit das charakteristische Merkmal eines englischen Offiziers sei, daß, wenn derselbe durch ein Wort gebunden sei, er dasselbe nicht brechen würde; denn der „Gentleman" verachtet die Lüge in Wort oder That und ist bereit, lieber alle Folgen zu tragen, als sich durch Falschheit zu erniedrigen. „Le bon sang ne peut mentir", sagt ein altes französisches Sprüchwort.

Der nachsichtige Gebrauch der Macht ist eine der sichersten Eigenschaften des wahren „Gentleman". Er wird seine Autorität nicht mißbrauchen und wird davor zurückschrecken, diejenigen zu bedrücken, die ihm unterthan sind. Wie handelt er gegen diejenigen, welche ihm gleich oder unter ihm stehen, gegen sein Weib, seine Kinder oder seine Diener? Wie beträgt sich der Offizier gegen seine Leute, der Schullehrer gegen seine Schüler, der Brotherr gegen seine Arbeiter, der reiche Mann gegen diejenigen, welche ärmer sind als er selbst? Der nachsichtige Gebrauch der Macht in solchen Fällen ist der sicherste Prüfstein des Charakters der Menschen und „Gentlemen".

Der „Gentleman" bedarf in Rücksicht auf andere einer scharfen Selbstkontrolle. Die Römer wandten das Wort virtus an, um Männlichkeit, Mut und Tugend zu bezeichnen. Es giebt nichts derartiges wie virtus ohne Selbstbeherrschung. Die selbstsüchtigen Wünsche müssen beschränkt, die niedrigen Instinkte unterdrückt werden. Aus diesem Grunde muß Mäßigkeit unter die Eigenschaften eines „Gentleman" gerechnet werden. Denn Mäßigkeit bezweckt, den Kopf klar, die Sitten rein und den Körper gesund zu erhalten. Man kann die Tugend des Glückes: Mäßigkeit, und die Tugend des Mißgeschickes: Stärke nennen.

Derjenige ist der wahre „Gentleman" — welches auch seine Stellung im Leben sein mag —, der vornehmen Anstand besitzt und entfaltet; der mit Geduld nachsichtig ist, der andere respektvoll behandelt, der mitfühlend ist mit den Kummervollen und Leidenden, der alles thut, wie er möchte, daß es ihm gethan würde. „In Ehren einander schätzen", ist das geheiligte Gebot, und es ist auch das Gesetz des guten Benehmens. „Ehre alle Menschen!" „Sei höflich!" Die Höflichkeit bezahlt nur die Schuld der Selbstachtung. Sprich nur freundliche Worte und du wirst nur ein freundliches Echo haben. Der heilige Franz von Assisi sagte mit Recht: „Weißt du nicht, daß Höflichkeit eine von Gottes eignen

Eigenschaften ist, der Seinen Regen und Seinen Sonnenschein auf die Gerechten und die Ungerechten herabschickt, aus großer Höflichkeit allein? Wahre Höflichkeit ist die Schwester der Barmherzigkeit, welche den Haß verbannt und die Liebe wert hält".

Der „Gentleman" ist eben so gerecht wie fest. Er thut gut, was gut gethan werden muß. Er vergiebt oder straft nach Gebühr, doch ist er nie rachsüchtig. Er ist bereit, in dieser Beziehung Sokrates nachzuahmen. Irgend jemand sagte zu dem Weisen: „Möge ich sterben, wenn ich nicht an dir Rache nehmen kann!" worauf dieser antwortete: „Möge ich sterben, wenn ich nicht einen Freund aus dir mache". Der „Gentleman" ist friedliebend, aber nicht furchtsam. Von hohem Mute, wird er seinem Nachbarn in der größten Gefahr helfen. Das Geschlecht der Helden ist nicht erloschen. Es giebt viele, aus allen Ständen, die ihr Leben wagen würden, um ertrinkende Männer oder Frauen zu retten, die sich in die brennenden Flammen stürzen würden, um die Hülflosen heraus zu holen. Die Geschichte der modernen Gesellschaft beweist dies hinlänglich. Es giebt noch Gründer von wohlthätigen Anstalten für die Kranken und Verlassenen; es giebt noch Menschen, die bereit sind, sich im Krieg oder Frieden zu opfern, um anderen zu helfen.

Als der ehrwürdige Marschall de Mouchy zur Hinrichtung geführt wurde, weil er Priester und andere geweihte Opfer während der ersten französischen Revolution beschützt hatte, hörte man eine Stimme aus der Menge rufen: „Courage, Mouchy! courage, Mouchy!“ Der Held wandte sich ab von denen, die an seiner Seite waren, und sagte: „Als ich 60 Jahre alt war, erstieg ich die Bresche für meinen König, und jetzt, wo ich 84 Jahre alt bin, soll es mir nicht an Mut fehlen, das Schafott zu besteigen für meinen Gott“.

Ein eben so schönes Beispiel kann von dem Leben und Tode eines Mannes unserer Zeit angeführt werden, nicht eines Soldaten, der daran gewöhnt ist, täglichen Gefahren zu trotzen, sondern eines Gelehrten — eines Professors des Arabischen zu Cambridge. Edward Henry Palmer war ein außerordentlicher Mann. Er war ein großer Gelehrter und Linguist. Er kannte die meisten östlichen Sprachen und konnte die Zigeunersprache so gut reden, wie nur irgend ein Zigeuner auf der Landstraße. Bei all seinen Kenntnissen war er ein kühner, mutiger Mann, voll guten Humors. Alle, die ihn kannten, liebten, ehrten und achteten ihn. Als die britische Expedition nach Ägypten im Jahre 1882 geplant wurde, wurde Professor Palmer von unserer Regierung ernannt, in jenes

Land zu bringen, in Verbindung mit Kapitän Gill und Leutnant Carrington, zu dem Zwecke, Kamele zu kaufen und die Araber zu bewegen, sich unserer Sache anzunehmen. Als sie weit hinein im Innern des Landes nahe bei Ayûn Mûsa waren, wurde die Gesellschaft durch eine gemischte Bande Räuber angefallen und erhielt nach einigen Tagen den Befehl, sich zum Tode bereit zu halten, und alle starben sie mutig. „Es ist eine stolze Erinnerung“, sagt sein Biograph, „den Gelehrten teuer, daß, als eine schwierige und gefahrvolle Aufgabe sollte ausgeführt werden, der einzige dazu fähige Mann kein Soldat, sondern ein Mann der Wissenschaft war, keiner mit starkem Arm, sondern mit schnellem Denken und beredter Zunge. In seiner Führung der Aufgabe und in seinem furchtlosen Erleiden des Todes hat Palmer der Welt gezeigt, daß ein Gelehrter auch ein Held sein kann, und daß der Mann, welcher gut lernte, gut lehrte, gut sprach, gut schrieb, der alles gut that, was er unternahm, auch gut sterben konnte*).“

Auch in geringeren Dingen ist der Mut nützlich. Auch wenn man kein Held sein kann, kann man immerhin ein Mann sein. Der Mut sieht den Schwierigkeiten des Lebens fest ins Gesicht und

*) Athenaeum, 9th June 1883.

überwindet sie nach Möglichkeit. Der Mut befähigt uns, guten Entschlüssen anzuhängen und schlechte zu vermeiden, unsere Schulden zu bezahlen und nicht von den Mitteln anderer zu leben, frei zu sprechen oder zu schweigen, wo andere gekränkt sein mögen, uns zu prüfen und unsere Unwissenheit zu gestehen, zuzugeben, daß wir Unrecht gehabt haben, Fehler zu verabscheuen und unser Benehmen bis zum höchsten Grad unserer Fähigkeit zu verbessern. Der moralische Mut kann all diese Dinge thun, obgleich zuerst sie voll Schwierigkeit scheinen mögen. Nur der Feigling wird als Sklave geboren. Der mutige Mensch lebt, um zu lernen, und lernt, um zu leben. Wenn er thut, was recht und gut ist, wird die Achtung der Menschen ihm folgen; wenn sie es nicht thut, kann der Mensch, welcher rechtschaffen seine Pflicht gethan hat, das Lob der Welt entbehren.

Die „Lady" ist nur das Seitenstück des „Gentleman". Sie ist der Sonnenstrahl des Lebens in dem Hause eines jeden guten Mannes. Sie ist liebevoll, zärtlich und mildthätig. Das Wort lady (im Angelsächsischen hlaefhige) bedeutet ursprünglich Brotgeber. Sie ist die Geberin des täglichen Brotes an ihre Umgebung und die Spenderin der Barmherzigkeit an diejenigen, welche ihre Hülfe suchen. Liebe ist die Quelle ihrer

Macht und Barmherzigkeit, welche, sagt der Apostel, „nimmer aufhört". Diese ist das wahre Element ihres edlen Lebens und trägt ewigen Sommer in ihre Seele. „Liebe hat die Macht", sagt Goethe, „in einem Augenblicke zu geben, was Arbeit kaum in einem Menschenalter erreichen kann." — „Die Liebe selbst ist Wissen", sagt der heil. Gregor; „hier ist die Quelle aller wahren Liebe und folglich aller Weisheit." Die Höflichkeit des Herzens geht aus der Liebe hervor und zeigt sich in dem äußern Benehmen.

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an."

Talleyrand sagte einst von einer liebenswürdigen Frau, daß „Schönheit ihr geringster Reiz sei". Zärtlichkeit, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, ehrenwertes Handeln, Rücksicht auf andere, das Gefühl der Verantwortlichkeit und feine persönliche Gewohnheiten verleihen ihr den größten Reiz. Schönheit ist nicht notwendig; die Leidenschaft für die Gesichtszüge und die Gestalt verschwindet in dem gewöhnlichen Lauf des häuslichen Lebens. Aber Liebe, Sanftmut, Heiterkeit sind die Bande, welche die Familien mit der Gesellschaft verbinden.

Selbst die arbeitende Frau kann die Eigenschaften der „Lady" mit Würde üben. Sie braucht

nicht gerade wohlhabend, noch weniger müßig oder fein gekleidet zu sein, denn das sind nicht die Attribute einer Lady. Aber die wohlgeordnete, höfliche und geduldig fleißige Frau, welche Sorge trägt für die richtige Verwendung der ihr anvertrauten Mittel und zu gleicher Zeit ihrer Familie ein fleißiges und gläubiges Beispiel giebt, hat in Wahrheit mehr zu thun und ruhmvollere Eigenschaften zu üben als ihr Gatte, welcher das tägliche Brot verdient. Die Mütter haben mehr als die Väter damit zu thun, eine fröhliche Kindheit und ein thatkräftiges Mannesalter zu schaffen; sie sind auch die Bildner jener vorzüglichen Eigenschaften, welche ihre Töchter zu passenden Gattinnen für würdige Männer machen. Glücklich sind die Männer, welche mit solchen Frauen gesegnet sind, gesegnet die Kinder, von einer solchen Mutter geboren!

Das Gesetz der Keuschheit ist eine allgemeine Verpflichtung für die Männer eben so, wie für die Frauen; aber wir verdanken es mehr den Frauen als den Männern, wenn die Fahne der Keuschheit hochgehalten wird. Die Frauen sind größtenteils fern von dem Einfluß des Lebens außer dem Hause; sie werden nicht verhärtet durch den Kampf, die Verwirrung und den Wetteifer der Welt, und die

Männer kehren in ihre Gesellschaft zurück, um Frieden, Gemütlichkeit und Trost zu finden.

Wenn die Frauen die Macht haben, die menschliche Gesellschaft zu erheben und abzuschleifen, so haben sie auch die Macht, dieselbe zu entwürdigen und zu erniedrigen. Theodota rühmte sich gegen Sokrates, daß sie im stande sei, alle seine Schüler zu sich herüber zu ziehen. „Das kann wohl sein“, sagte der Weise, „denn Ihr führt sie einen sanften Abhang hinunter, während ich sie zwinge, zur Tugend empor zu steigen, eine steile, den meisten Menschen unbekannte Anhöhe.“ Über 2000 Jahre sind vergangen, und da die menschliche Natur dieselbe geblieben ist, machte Thomas Carlyle, der moderne Sokrates, eine ähnliche Bemerkung: „Gewiß wird ein Tag kommen, wo es wieder wird anerkannt werden, welche Tugend in der Keuschheit und Enthaltsamkeit des Lebens liegt“.

Zweites Kapitel.

Große Männer — große Arbeiter.

„Eines Menschen Wissen hängt ab von dem Grad seiner Arbeit."

Franz von Assisi.

„Der Tag ist unendlich lang für denjenigen, der ihn zu schätzen und auszunutzen weiß."

Goethe.

„Nichts Großes fing je groß an."

Joseph de Maistre.

„Die Worte Christi machen seine Kämpfer kühn."

Wycliffe.

„Ruhm treibt den klaren Geist zu hohem Streben:
Frei von der letzten Schwäche edler Seelen,
Die Welt zu fliehn, der Arbeit ganz zu leben."

Milton.

„Wer geistig schafft, mag weisheitsvoll
Aus der Arbeit ziehn den gebührenden Zoll."

Boileau.

Der Stand der Zivilisation, in dem wir leben, ist größtenteils das Resultat vergangener Arbeit. Alles Große in Moral, Intelligenz, Kunst oder Wissenschaft ist durch die Arbeiter, die vor

5*

uns gelebt haben, der Vervollkommnung entgegengeführt worden. Jede Generation fügt zu den Produkten der Vergangenheit ihren Beitrag hinzu; und die Anhäufung von Kenntnissen und Wissenschaft wird mit Zinsen kommenden Geschlechtern überliefert.

Geistige Arbeiter, welche „als die Ersten in Wert und Herrschaft dastehen“, bilden die wahre Aristokratie der Arbeit. Sie sind die Kapitalisten der Gesellschaft — die Männer von caput oder Kopf; denn nicht Geld oder Stand, sondern Geist und Arbeit verleihen den höchsten Rang und bilden die treibende Kraft der Menschheit. Zu allen Zeiten hat die höchste Arbeitskraft an der Spitze der Gesellschaft gestanden. Sie kann Schwierigkeiten und Hindernisse zu bewältigen gehabt haben, kann verfolgt, verdammt und anscheinend in die Flucht geschlagen und vernichtet worden sein; trotzdem herrschen heute die großen Geister der Toten über uns. Sokrates, Platon, Descartes und Locke leben in der Philosophie; Homer, Virgil, Dante und Shakespeare in der Poesie; Aristoteles, Galilei, Newton und Lavoisier in der Wissenschaft, obgleich ihre Beherrscher und Zeitgenossen — die Tyrannen, Konsuln, Präsidenten, Könige oder Kaiser — längst vergessen worden sind.

Die großen Männer des Altertums vergrößerten, durch Vermehrung der verwirklichten Produkte des Geistes, das Erbteil unseres Geschlechts. Dadurch, daß sie ihre individuelle Arbeit der Kollektivarbeit vorangegangener Generationen hinzufügten, zählen sie zu den größten Wohlthätern der Menschheit. Bei vielen Menschen ist der Trieb zur Arbeit eine Leidenschaft, fast eine göttliche Raserei geworden. Sie haben das Feld der Arbeit so groß und das Leben so kurz gefunden, daß sie jeden Augenblick ergriffen haben, um ihm seinen Tribut an Erfolg abzuzwingen. Die Arbeit wurde notwendig zu ihrem Glück, wenn nicht zu ihrem Dasein, dieselbe wurde eins mit ihrer ganzen Natur.

Man sagt von Brousson, daß er zu gleicher Zeit ganz Handlung und ganz Studium schien. Als Mann von unermüdlichem Fleiß konnte er nie ganz müßig sein. Bacon fand in der Wissenschaft ein entsprechendes Feld der Arbeit, in „dem sich erschöpfenden Stundenglas seines entschwindenden Lebens“.

Michel Angelo hatte einen positiven Hunger nach Arbeit. Er sagte, daß der Gebrauch des Hammers durchaus notwendig sei für seine Gesundheit. Er haschte in Zwischenräumen nach Ruhe und stand mitten in der Nacht auf, um die

Arbeit des Tages wieder aufzunehmen. Seiner großen Mäßigkeit in der Lebensweise schrieb er selbst die Länge seines arbeitsthätigen Lebens zu. Als er nicht länger im stande war zu gehen, ließ er sich in das Belvedere fahren, um die Statuen zu bewundern, und selbst als er blind war, machte es ihm Vergnügen, ihre Proportionen mit seinen Händen zu prüfen.

Lionardo da Vinci war ebenso arbeitsam und unverdrossen. Er war Zeichner, Maler, Bildhauer, Chemiker, Mechaniker, Schriftsteller, Architekt und Ingenieur, ein Mann von weitestem Gesichtskreis des Geistes und vielleicht das universellste Genie, welches die Welt je kennen gelernt hat*).

Tizian arbeitete auch ununterbrochen bis in sein hohes Alter. Als Vasari den Maler in dessen 89. Jahr besuchte, fand er ihn mit dem Pinsel in der Hand, und so fuhr er fort, noch zehn weitere

*) „Wenn man irgend einen Zweifel haben könnte", sagt Mr. Hallam, „an dem Recht Lionardo da Vincis, als erster Name des 15. Jahrhunderts obenanzustehen, welches übrigens über jeden Zweifel erhaben ist wegen seiner Originalität in so vielen Entdeckungen, die wahrscheinlich niemand, besonders unter solchen Verhältnissen, je hätte machen können, so kann dies nur auf Grund der wenig haltbaren Hypothese sein, daß einige Teile der physikalischen Wissenschaft eine Höhe erreicht hatten, von der bloße Bücher nichts berichten." — Einleitung zu der „Litteratur von Europa".

Jahre zu arbeiten. Es war Canovas größter Kummer, als er auf dem Todbette lag, aufgerieben von der Arbeit und den Jahren, daß er keine Venus mehr machen konnte — Dunque non faro più Venere!

Van Dyck war von unermüdlichem Fleiße, oft ein vollständiges Porträt in einem Tage vollendend. Der englische Künstler Jackson malte bei einer Gelegenheit fünf Porträts an einem langen Sommertage fertig — allerdings geschah dies aus Anlaß einer Wette. Teniers der Jüngere arbeitete so fleißig, daß er scherzend zu sagen pflegte, um alle seine Gemälde unterzubringen, obwohl dieselben von kleinem Format seien, müsse man notwendigerweise eine Galerie von zwei Meilen Länge bauen. Er setzte seine Arbeit bis in sein 80. Jahr fort, bis zuletzt im vollen Besitz seiner Kräfte.

Sir Joshua Reynolds hatte die Leidenschaft eines wahren Künstlers zur Arbeit. Bis er seinen Pinsel wegen Krankheit im Alter von 66 Jahren niederlegte, war er beständig in seinem Atelier, von 10 bis 4 Uhr täglich, „arbeitend", wie er selbst sagte, „so angestrengt wie ein Handwerker um das tägliche Brot". Als er sich bei einer Gelegenheit verleiten ließ, einen Freund auf dem Lande zu besuchen, kehrte er mit erneuerter Begier zu seiner Arbeit zurück, mit dem Gefühl, als sei

ihm so lange „seine natürliche Nahrung entzogen worden“.

Nicolas Poussin sagte, daß er bei zunehmendem Alter sich immer mehr von dem Wunsche entflammt fühle, „sich selbst zu übertreffen und die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen“. Das wahre Genie ist nie vollständig mit seinen eignen Leistungen zufrieden. Es wird oft durch das Gefühl der Unfähigkeit gequält, in dem Werk seiner Hände die Idee der Vollkommenheit zu verkörpern, die dem Geist und der Phantasie vorschwebt. Als ein Umstehender eine Statue bewunderte, welche der flandrische Bildhauer Duquesnoy gerade vollendet hatte, rief der Künstler aus: „Ach, wenn Ihr nur die Statue sehen könntet, wie ich sie hier habe!“ indem er mit dem Finger seine Stirn berührte.

Dieselbe Unzufriedenheit charakterisiert den litterarischen Künstler. Obgleich Virgil elf Jahre brauchte, um seine „Äneide“ zu dichten, war er so unzufrieden damit, als sie fertig war, daß er sie den Flammen zu übergeben wünschte. Voltaire erklärte, daß er kein einziges Wort geschrieben habe, welches seinen Geschmack befriedige. Über dem Verfahren, einen Gedanken auf das Papier zu übertragen, entschlüpft der feinste Teil desselben. Oudet sagt: „Der menschgewordene Gott ist das

Wort. Der Gedanke hat alles Göttliche verloren, wenn er in einen Federkiel gesperrt und in einem Tintenfaß ertränkt worden ist". So verfehlt oft der Porträtmaler den fesselndsten Zug im Antlitz, es gelingt ihm nicht, ihn zu fassen und auf der Leinwand wiederzugeben.

Ein berühmter Schriftsteller hat bemerkt, daß wenn nur solche Werke veröffentlicht würden, mit denen ihre Verfasser zufrieden wären, so würden bei weitem die größten ungedruckt bleiben, da die wirklichen Resultate gewöhnlich so wenig dem gedachten Ideal entsprechen. Der Geist arbeitet so viel schneller als die Feder und blickt oft viel weiter. Bis die Feder den Gedanken einholen und eintragen kann, ist sein Kern und Duft rettungslos verloren. Die gefaßte Idee kann klar und hell wie Sonnenlicht gewesen sein, dennoch scheint die geschriebene Seite oft in Nebel gehüllt. Was Plinius von dem Dichter Timanthus bemerkte — daß derselbe fühlte, seine Gedanken wären größer als die Worte, in welche er sie kleidete, und daß, selbst wenn seine Kunst die höchste Stufe erreichte, sein Genie doch noch darüber hinaus rage*) —

---

*) „In omnibus ejus operibus, intelligitur plus semper quam pingitur; et cum sit ars summa, ingenium tamen ultra artem est." — Hist. nat., lib. 35, c. 10.

das ist zweifellos mehr oder weniger bei allen großen Künstlern Wahrheit.

Daher die fleißigen und unermüdlichen Anstrengungen litterarischer Künstler, den Ideen ihrer Phantasie die bestmögliche Form des Ausdrucks zu geben. Ariosto schrieb seine berühmten Stanzen — die Beschreibung eines Sturmes — auf sechzehn verschiedene Weisen. Petrarca machte 45 Veränderungen eines einzigen Verses. Die Manuskripte Tassos waren fast unleserlich wegen der wiederholten Auslöschungen und Verbesserungen. Buffon schrieb seine „Epoques de la Nature“ elf mal, bevor er damit zufrieden war. Gibbon schrieb seine „Memoirs“ sieben mal und hinterließ sie unvollendet. Pascal war nicht mit einem einzigen seiner „Lettres Provinciales“ zufrieden und trennte sich nicht eher von ihnen, als bis er sie sechzehn mal aufs neue geschrieben hatte.

Philipp Wouverman war eben so schwer zu befriedigen. Er war so unzufrieden mit seinem Erfolg als Maler, daß er kurz vor seinem Tode, im 48. Jahre, alle Studien verbrannte, die er während seines Lebens gemacht hatte, aus Furcht, daß sein Sohn, welcher Neigung zur Kunst hatte, verleitet werden könnte, durch die Erleichterung, welche ihm dieselben gewähren könnten, denselben Beruf zu ergreifen. Und doch gehören Wouver-

mans Bilder mit zu den am höchsten geschätzten der holländischen Schule und erzielen hohe Preise. In seiner eigenartigen Weise ist er einer der meisterhaftesten Maler, die je gelebt haben.

Eine große Anzahl ausgezeichneter Männer haben die Beschäftigungen, in denen sie aufgezogen worden, aufgegeben und andere ergriffen, für welche sie eine größere Fähigkeit fühlten. Sie waren durch ihre Eltern in irgend ein besonderes Geleise gebracht worden, in dem sie sich wie von einer Hürde umschlossen fühlten — unzufrieden, beengt und gefesselt. Es giebt eine alte Sage von einem König und einer Königin, denen ein schöner Sohn war geboren worden. Zwölf Feen kamen zur Taufe, jede mit einer Gabe. Edle Gestalt, Weisheit, Kraft, Schönheit — alles wurde über ihn ausgeschüttet, sodaß es scheinen mußte, als würde er jeden Sterblichen übertreffen. Dann kam die zwölfte Fee mit der Gabe der Unzufriedenheit; aber der erzürnte Vater wies sie und ihr Geschenk zurück. Und der Knabe wuchs schnell heran, ein Wunder aller Vollkommenheiten; doch zufrieden mit dem Besitz, trug er keine Sorge, sie zum Guten oder Bösen anzuwenden. Es war kein Eifer in ihm. Gutherzig und ruhig, ließ er das Leben dahingleiten. Er that gar nichts. Und endlich sah der König ein, daß die zurück-

gewiesene Gabe die Krone des Ganzen gewesen war.

Unter denen, die aus ihrem Geleise gekommen sind — entweder aus Unzufriedenheit oder in dem Gefühl größerer Fähigkeit zu anderem Beruf — sind viele ausgezeichnete Männer gewesen. Manche gaben den Rechtsberuf auf und wandten sich der Wissenschaft, der Kunst oder der Litteratur zu. Voltaire fand das Studium des Rechts unleidlich; er gab es auf und wanderte in die Litteratur. Petrarca gab das Rechtsstudium auf um der Poesie willen. Molière verbrachte fünf Jahre beim Studium der Rechtswissenschaft, dann schrieb er für die Bühne. Goldoni gab die Rechtsgelehrsamkeit auf um des Dramas willen. William Pitt war ein Advokat und machte zweimal die Rundreise durch den Westen. Der berühmte Prälat Dr. Warburton praktizierte mehrere Jahre als Landadvokat. Lord Armstrong that dasselbe zu Newcastle und betrat schließlich die Laufbahn eines Ingenieurs. Sir William Beechy und J. B. Pyne gaben die Rechtswissenschaft auf der Malerei zuliebe. Hingegen war Lord-Kanzler Erskine zuerst Matrose, dann Soldat und fand schließlich seinen wahren Platz auf der Bank des Gerichtshofes.

Blackstone begann seine Laufbahn als Dichter, aber er brach mit der Poesie und schrieb seinen „Abschied an die Muse“, als er anfing, als praktizierender Advokat am Gerichtshofe seines Amtes zu walten. Talfourd hingegen fuhr fort zu dichten, während er am Gerichtshofe thätig war, und schrieb sein Drama „Ion“ als Advokat. Cormenin, der französische Pair und Pamphletist, begann seine Studien mit dem der Dichtkunst; er schrieb später das beste wissenschaftliche Werk über das französische Verwaltungsgesetz. Wir erfahren zu unserem Erstaunen aus Macreadys „Reminiscences“, daß Mr. Cobden, der Bekämpfer der Kornzölle, ein dramatischer Dichter war. Er schrieb einmal ein Stück, „Der Phrenologe“, und bot es einem Theaterdirektor an, der es zurückwies.

Es giebt noch andere Berufsarten, mit denen berühmte Männer gebrochen haben, um dem Trieb ihres Genius zu folgen. Graf Tilly wurde zum Jesuitenpriester erzogen und verließ die Kirche um der Armee willen. Cromwell war Landwirt sowohl als Bierbrauer, bevor er sich als Soldat auszeichnete. General Jomini, Napoleons Lieblingsschriftsteller der Kriegsgeschichte, war in einer frühern Zeit Börsenmakler, und Marschall Jourdan war eine Zeit lang Krämer. Pizarro

war in seiner Jugend Schweinehirt und Kapitän Cook der Lehrling eines Dorfkrämers. Der Maler Stanfield und der Schriftsteller Douglas Jerrold verbrachten die Jugend ihres Lebens auf der See. Sie dienten auf demselben Schiffe. Als bei einer Gelegenheit ein Stück aufgeführt wurde, malte Stanfield die Szenerien und Jerrold wirkte als Regisseur. Seltsamerweise trafen sie sich das nächste Mal bei gleicher Gelegenheit hinter der Szene des Drury Lane-Theaters, wo Douglas Jerrolds Stück „Die schwarzäugige Susanne“ aufgeführt wurde, für welches Stanfield die Dekorationen malte.

Die Poesie zieht Abtrünnige aller Berufsarten zu sich. Vondel, der nationale Dichter Hollands, war ein Strumpfhändler. Bernardin de St. Pierre, der Verfasser von „Paul et Virginie“, war zuerst ein Zivil-, später ein Militär-Ingenieur in Frankreich und Rußland. Er wurde abgesetzt, weil er sich mit seinen Vorgesetzten entzweit hatte, und wandte sich der Dichtkunst zu. Der Romanschreiber Scott und Lockhart, der Redakteur der „Quarterly Review“, waren beide Edinburger Advokaten. Hazlitt und Thackeray wandten sich von der Kunst der Poesie zu. Paul de Kock war der Schreiber eines Bankiers zu Paris, als er anfing zu schriftstellern, nach seinen eignen Worten: „nicht

wissend, wie er dazu gekommen". Zschokke, der Geschichtschreiber, Staatsmann und Novellist, begann sein Leben als Komödienschreiber für eine Truppe umherziehender Komödianten. Der Antiquar und Prediger John Brand und William Gifford, der Redakteur der „Quarterly Review", waren zu Schuhmachern erzogen worden. Joseph Amos, ein anderer Antiquar, war ursprünglich ein Hobelmacher und später ein Krämer, der mit Schiffsbedürfnissen handelte. Der Chronikenschreiber Speed, der General Sir John Hawkshaw, der Mathematiker Lambert und der Pietist und Augenarzt Heinrich Jung-Stilling waren alle zuerst Schneider.

Dr. Brown, der Gründer der Brownschen Philosophie, wurde zum Weber aufgezogen und der Architekt „Capability Brown" zum gewöhnlichen Gärtner. Der Kupferstecher Sir Robert Strange führte ein seefahrendes Leben, bevor er zum Grabstichel griff. Der Naturforscher Aldrovandi und der Maler Rubens dienten in ihrer Jugend als Pagen. Swedenborg, einer der fleißigsten Schriftsteller, war ursprünglich Metallurg, dann Professor der Mechanik und darauf Ingenieur beim Hüttenwesen. Der Astronom Picard legte den Grund zu seinem Ruhm, während er als Gärtner beim Herzog von Crequi

arbeitete. Der Naturforscher Bowerbank war während des größten Teils seines Lebens ein Destillateur und der Chemiker Herapath war von Hause aus ein Malzhändler und Brauer. Diese Männer bahnten sich ihren Weg von kleinen Dingen zu großen; sie wurden zur Größe getrieben durch den Einfluß ihres Genies sowohl als durch die Kraft ihres Willens.

Viele haben das Waffenhandwerk aufgegeben, um sich der Wissenschaft, der Kunst und Poesie zu widmen. Dante, Chaucer, Ben Jonson, Sidney, Bunyan, Ignatius Loyola, Descartes, Cervantes, Lope de Vega, Camoens, Nièpce, Lamarck und noch viele andere waren ursprünglich Soldaten. Ihre Übung in Gehorsam, Geduld, Tapferkeit und Pflichterfüllung half ihnen vorwärts bei den Arbeiten ihres Lebens, durch welche sie schließlich berühmt geworden sind. Wie Cervantes sagte: „Die Lanze stumpft niemals die Feder ab“. Einige wandten sich der Litteratur, einige der Dichtkunst und andere der Wissenschaft zu.

Der Mann der Wissenschaft wie der Mann der schönen Künste vergißt sich selbst in seinen Bestrebungen. Ihm ist Wachen, Beobachtung, Genuß eins. Der Lieblingsgrundsatz des Grafen Lacépède war: „Vivre c'est veiller“, d. h. Leben heißt Wachen. Und doch schienen seine aristokra-

tische Geburt und militärische Erziehung nicht geeignet, ihn mit wissenschaftlichem Eifer zu erfüllen. Die Lektüre von Buffons „Histoire Naturelle“, die er immer und immer wieder las, bis er sie fast auswendig wußte, lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Naturgeschichte. Von diesem Studium eilte er zur Musik, dann zur Botanik, Chemie und Naturlehre. Er war in der That ein vielseitiger Mensch und auf jeder Seite voll höchster Lebenskraft. Er komponierte eine Oper für die Bühne, welche gut aufgenommen wurde. Er experimentierte mit der Elektrizität und veröffentlichte eine Denkschrift über diesen Gegenstand sowohl wie über allgemeine Physik. Nach der Revolution nahm er thätigen Anteil an öffentlichen Angelegenheiten und wurde nacheinander Präsident von Paris, Kommandant der Nationalgarde und außerordentlicher Deputierter für Agen in der Nationalversammlung, zu deren Präsidenten er im Jahre 1791 erwählt wurde. Er rettete mit genauer Not sein Leben während der Schreckensherrschaft. Als er aus seinem Zufluchtsort wieder hervorkam, wurde er zum Professor der Zoologie am Jardin des Plantes ernannt, wo er den Rest seines Lebens im fleißigen Dienste der Wissenschaft verbrachte. Er veröffentlichte eine große Anzahl schätzenswerter Werke, als Ergebnisse

genauer Beobachtung und ernster Wissenschaft; und obwohl er sich selten mehr als zwei Stunden Schlaf zur Zeit gestattete, erreichte er beinahe das Alter von 70 Jahren.

Zu den fleißigsten und erfolgreichsten Erforschern der Gesetze des Tierlebens gehörten Haller und Hunter. Hallers Hingebung an die Wissenschaft war fast schwärmerisch. Obgleich von Kindheit an von äußerst zarter Gesundheit, mit der englischen Krankheit behaftet, studierte er unaufhörlich. Es ist ein Wunder, daß er mit seiner schwachen Gesundheit bei schwerer geistiger Arbeit fast 70 Jahre alt geworden ist. Erst zwanzig Jahre alt, begann er die Resultate seiner Forschungen zu veröffentlichen, und in dem Laufe der folgenden fünfzig Jahre gab er an 200 Abhandlungen heraus, hauptsächlich zur Erklärung der Gesetze der Empfindung und der Reizzustände, deren Entdeckung ihm wohl allein kann zugeschrieben werden. John Hunter hatte viele Schwierigkeiten zu bekämpfen, die ihren Ursprung hauptsächlich in seiner vernachlässigten Erziehung hatten; er war jedoch eben so arbeitsam wie erfolgreich. Er ist berechtigt, neben den größten Namen in der Wissenschaft genannt zu werden, da sein Museum — welches allein mehr als 10000 erläuternde Präparate der menschlichen und vergleichenden Anatomie, der

Physiologie, Pathologie und Naturgeschichte enthält — eins der glänzendsten Denkmale ist, welche je der Macht anhaltenden Fleißes und ausdauernden Forschens errichtet worden sind.

Louis Pasteur ist ein anderes Beispiel außerordentlicher wissenschaftlicher Ausdauer. Mit 17 Jahren war er Unterlehrer an dem Lyceum von Besançon. Der Kreislauf seiner Pflichten war einförmig. Er unterrichtete nicht selbst die Knaben, sondern gab acht, daß sie ihre Lektionen lernten und überdies Ordnung in ihrem Schlafsaal hielten. Am Sonntage begleitete er sie zur Messe und am Donnerstage ging er mit ihnen spazieren. Wie fing er es an, ein berühmter Mann zu werden? Einzig und allein dadurch, daß er sich die Gelegenheit zu nutze machte. Es war ihm erlaubt, den Vorlesungen der Professoren in den höheren Klassen zuzuhören, und die Vorlesungen über Naturlehre zogen seine Aufmerksamkeit an. Er war jedoch genötigt, seine wissenschaftlichen Studien auf die Erholungsstunden und Feiertage zu beschränken. Zufälligerweise hatte jedoch ein Schüler auf dem Lyceum ein sehr schönes Mikroskop, dessen Gebrauch er Pasteur zur Forschung und Benutzung gestattete. Wenn dieser am Donnerstag mit den Zöglingen ausging, nahm er das Mikroskop mit nach den Wällen,

um dort Insekten zu untersuchen. Dieser kleine Umstand bestimmte sein künftiges Schicksal. Er wurde ein begeisterter Liebhaber der mikroskopischen Arbeit. Alles Übrige kam ihm allmählich durch Ausdauer im Fleiß und Studium. Er legte den Gärungspilz unter das Mikroskop, und entdeckte die Gesetze, durch welche Menschen und Tiere sich vor seinem verhängnisvollen Einfluß schützen können. Er erforschte die Ursachen der Krankheit der Seidenraupe und des Weinstocks und ist augenblicklich damit beschäftigt, die Ursache des typhösen Fiebers aufzuspüren und die Natur der Wasserscheu zu erforschen.

Die meisten dieser Männer der Wissenschaft sind selbstverleugnend gewesen. Sie haben nicht so sehr gearbeitet des Erwerbs, als vielmehr des wissenschaftlichen Fortschritts wegen. Spinoza wies die Pension zurück, die ihm Ludwig XIV. anbot unter der Bedingung, Sr. Majestät ein Werk zu widmen. Er zog vor, seine Unabhängigkeit zu bewahren und sich durch seine eigene Arbeit zu erhalten — obwohl seine Beschäftigung nur darin bestand, Gläser für die Optiker zu schleifen. Spinoza war so versenkt in seine Bücher und Studien, daß er manchmal sein Zimmer für ganze Tage nicht verließ. Robert Hooke ging selten vor zwei oder drei Uhr morgens zur Ruhe und setzte gelegentlich

seine Studien die ganze Nacht fort. Der ungarische Mathematiker Pater schlief nur zwei Stunden im Sommer und vier im Winter, indem er den größten Teil seiner wachen Stunden dem Studium widmete. Bayle arbeitete an seinem Schreibpult vierzehn Stunden täglich während voller 40 Jahre.

Astronomen sind unermüdliche Arbeiter gewesen. Galilei und Copernicus waren bis zum Ende ihres langen Lebens fleißige Nachtwacher. Tycho Brahe verließ selten sein Observatorium zu Hveen während eines Zeitraumes von 21 Jahren. Hevelius setzte seine Beobachtungen des Mondes und der Sterne bis zum 76. Lebensjahre fort. Flamsteed, ein armer, mit der Not kämpfender Landpastor, unternahm die ungeheure Aufgabe, die bedeutenden Irrtümer in den astronomischen Tabellen seiner Zeit zu berichtigen und die Fixsterne zu katalogisieren — eine Arbeit, die ihn im Verein mit seinen anderen Arbeiten bis in sein 73. Lebensjahr beschäftigte. Doch kann man wirklich von Flamsteed sagen, daß er der Begründer der praktischen Astronomie in England war. Bradley, ein Mann von großem Scharfsinn, von Newton für den besten Astronomen Europas erklärt, setzte bis in sein 70. Jahr zu Greenwich die sorgfältige Beobachtung der Himmelskörper fort — mit seinen schätzenswerten Beobachtungen während eines Zeit-

raumes von 20 Jahren nicht weniger als dreizehn Foliobände anfüllend. Maskelyne, welcher Bradley half, seine Glastafeln zur Strahlenbrechung zu präparieren, setzte seine Beobachtungen bis nahe an sein 80. Lebensjahr fort.

Aus diesen Beispielen könnte es hervorgehen, daß das Nachtwachen nicht so schädlich für die Gesundheit ist, als man gewöhnlich annimmt, und daß das geduldige, leidenschaftslose, obgleich arbeitsame Leben der Astronomen keineswegs ungünstig ist für lange Lebensdauer.

Wilhelm Herschel und seine Schwester Caroline Lucretia bewiesen unermüdliche Thätigkeit in astronomischer Beobachtung und Berechnung bis zum Ende ihres langen Lebens, denn er starb 84 Jahre alt und sie im 98. Jahre. Daß man sich vollständig in das Studium versenken kann, beweist der Fall mit Delambre, von dem man erzählt, daß er während der schrecklichen Beschießung von Paris durch die Verbündeten im Jahre 1814 ruhig seine astronomischen Beobachtungen fortsetzte, obgleich sein Haus fast im Mittelpunkte des Kampfes lag. Er war den ganzen Tag bei der Arbeit während eines Zeitraumes von 16 Stunden, von acht Uhr morgens bis spät in die Nacht, einen Grad von Selbstbeherrschung, Hingebung an das Studium und Gleichgültigkeit

gegen persönliche Gefahr entfaltend, der seines gleichen sucht.

Die letzten 17 Jahre von Eulers Leben wurden durch Blindheit verdunkelt, die jedoch nur dazu diente, sein Gemüt sanfter und seinen Verstand schärfer zu machen. Eulers Arbeitsleben erstreckte sich über 57 Jahre hinaus. Seine erste Abhandlung über Führung der Schiffe zur See wurde mit 19 Jahren geschrieben und mit Anerkennung von der französischen Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er fuhr fort zu schreiben und Aufsätze zu veröffentlichen über Mechanik, Arithmetik, Astronomie, über die Theorie der Musik und fast über jeden bekannten Zweig der theoretischen und praktischen Mathematik, bis in sein 76. Jahr. Er verlor mit 28 Jahren die Sehkraft des einen Auges und mit 59 Jahren die des zweiten. Trotz seiner vollständigen Blindheit setzte er seine Arbeiten fort, denn seine Gedächtniskraft nahm wunderbar zu, selbst in seinem Alter noch. In seinem 64. Jahre hätte er bei einer Feuersbrunst seines Hauses den Tod in den Flammen gefunden ohne den Mut eines seiner Landsleute, der ihn aufnahm und auf seinen Armen hinaustrug. Er lebte noch weitere 12 Jahre, bis zum Ende thätig, und dann, während er mit seinem Enkelkind spielte, verschied er plötzlich sanft und schmerzlos. Die Zahl gesonderter mathe-

matischer Werke, die Euler hinterließ, ist fast unglaublich. Man hat ausgerechnet, daß er alle vierzehn Tage während der 47 Jahre seines arbeitsamen Lebens eine abgeschlossene Aufgabe mathematischer Forschung aufstellte, entworfen, geordnet und erweitert durch Zusätze und Anmerkungen. Es giebt vielleicht kein gleiches Beispiel der Arbeitsamkeit in der Geschichte wissenschaftlichen Studiums.

Alexander v. Humboldt war ein Mann von fast unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Er war außerordentlich groß an Arbeitskraft und Kenntnissen. Seine täglich zu bewältigende Arbeit häufte sich so sehr an, daß es für ihn zur Notwendigkeit wurde, seine wissenschaftlichen Arbeiten nachts oder früh morgens fortzusetzen, während andere Leute noch schliefen. Dreißig Jahre vor seinem Tode stand er regelmäßig während der Sommermonate um vier Uhr auf, und obgleich in vorgerückterem Alter die Natur ihr Recht verlangte und er bis acht Uhr morgens im Bette lag, so fuhr er doch fort, das Öl der Mitternacht fast bis zum Schluß seines Lebens von 90 Jahren zu verbrauchen. Humboldts Wissen war von einem universellen Charakter, da es hauptsächlich alle Zweige der Naturkunde umfaßte. In einem seiner feierlichen Aussprüche schreibt er folgende drei notwendige Erfordernisse zu geistiger Arbeit vor: Heiterkeit des Gemütes, Liebe zu irgend

einer Klasse wissenschaftlicher Arbeit und ein reines Empfinden des Genusses, welchen die Natur in ihrer Freiheit immer bereit ist zu gewähren. In der That waren sein eignes Leben und seine Arbeit ein Beweis für die Wirksamkeit seiner Vorschrift.

Humboldt studierte in seiner Jugend Bergbau und Metallurgie, worauf er einige Zeit die Stelle eines Oberbergmeisters in Bayreuth bekleidete. Er beschäftigte sich damals in seinen Mußestunden, wissenschaftliche Artikel über verschiedene Gegenstände für deutsche Zeitschriften zu schreiben und bereitete außerdem eine wichtige botanische Arbeit über die Flora Freibergs vor. Zu gleicher Zeit schrieb und veröffentlichte er seine „Untersuchungen über die Muskeln und Nervenfasern", sowie seine Abhandlung über „unterirdische Gasarten". Da er „den brennenden Wunsch fühlte, in entfernte, noch nicht von Europäern erforschte Länder zu reisen", gab er seine Stellung beim Bergbau auf und segelte, in Begleitung Bonplands, nach Südamerika ab. Dort bereisten die beiden Naturforscher fünf Jahre lang ausgedehnte Flächen Landes, die noch nie bis dahin wissenschaftlich beobachtet und beschrieben worden waren. Nach seiner Rückkehr ließ sich Humboldt in Paris nieder, wo er zwölf Jahre damit zubrachte, die Kenntnis der Thatsachen, die er so emsig gesammelt hatte,

zu ordnen und zu systematisieren. Das Resultat war das Verfassen und Veröffentlichen mehrerer Werke von großem Umfange. Er reiste später durch Italien, England, Rußland und Sibirien und legte die Resultate seiner Beobachtungen in mehreren schätzenswerten Werken nieder. Zuletzt begann er in seinem 76. Jahr seinen „Kosmos“, in dem er, so zu sagen in poetischer Einheit, das Wesen der angehäuften Kenntnisse seines ganzen Lebens verkörperte.

Wilhelm v. Humboldt, der ältere Bruder des Reisenden, wurde in Deutschland fast mehr noch geschätzt als Alexander. Er war Staatsmann und Philolog und ebenso arbeitsam in seinen verschiedenen Bestrebungen. Während vierzig Jahre erfreute er sich des Rufes, einer der größten Philosophen und Sprachgelehrten Europas zu sein. „Die Arbeit“, sagte er, „ist meinem Gefühl nach so notwendig für den Menschen wie Essen und Schlafen. Selbst diejenigen, welche nichts thun, was ein vernünftiger Mensch Arbeit nennen könnte, bilden sich noch ein, daß sie etwas thun. Die Welt besitzt keinen Menschen, der ein Müßiggänger in seinen eigenen Augen ist.“ Zu einem Korrespondenten sagte er: „Das ist ein sehr schöner Ausdruck in Ihrem letzten Briefe, in welchem Sie sagen, daß Sie das Leben wie einen Korb betrachten,

in den wir alle geistigen Schätze legen können, die wir besitzen. Dies ist wirklich ein auffallend glücklicher Gedanke. In der That kann der Mensch aus seinem Leben machen, was er will, und demselben so viel Wert für sich und andere verleihen, als er Macht dazu erhalten hat".

Manche arbeiten um der Beschäftigung, manche um des Vergnügens, viele um des Vermögens, einige um des Ruhmes willen und manche, weil sie nicht anders können. Arbeit und Beschäftigung sind durchaus notwendig zu ihrem Leben. Wenn sie berühmt werden, so ist es ihnen unerwartet — oft unwillkommen. Viele giebt es, die nur durch die Größe des Fleißes zur Auszeichnung gelangen, indem sie jeden Augenblick zu Rate halten und irgend einen Nutzen daraus zu ziehen suchen. Wenn Plinius der ältere auf dem Lande war, wurde er niemals müde zu lesen und sich vorlesen zu lassen, mit Ausnahme der Zeit, die er im Bade war. Die meisten großen Chemiker, Naturforscher und Physiker haben sorgfältig hausgehalten mit der Zeit, fortwährend beobachtend und aufzeichnend. John Dalton war ein Mann von solchem Charakter. Gleich Newton wollte er nicht zugeben, irgend etwas auf andere Weise entdeckt zu haben, als durch die Macht fortwährenden und geduldigen Fleißes, den er dem Gegenstande gewidmet hatte.

Als man ihn wegen seiner Entdeckungen beglückwünschte, bei Gelegenheit einer Zusammenkunft zur Jahresfeier der Arzneischule zu Manchester, bemerkte er: „In Bezug auf mich kann ich nur sagen, beim Anblick der vielen anwesenden Herren, welche ihren Studien obliegen, daß, wenn ich auf den verschiedenen Lebenswegen mehr Erfolg gehabt habe als manche um mich her, ich dies hauptsächlich, nein ausschließlich einem unermüdlichen Fleiß verdanke. Nicht so sehr durch ein überlegenes Genie, welches Einer vor dem Andern voraus hat, als vielmehr durch aufmerksames Studium und durch Ausdauer bei den Gegenständen, die sie vorhaben, erreichen einige Menschen eine größere Höhe als andere. Nach meiner Meinung ist dies die Ursache, weshalb ein Mensch einen bessern Erfolg hat als ein anderer. Dies ist alles, was ich in Bezug auf mich selbst zu sagen habe".

Dalton war unausgesetzt beschäftigt, zu beobachten und zu vergleichen. Selbst nach einem Schlaganfall im Alter von 71 Jahren setzte er, nachdem er sich hinreichend erholt hatte, seine Beobachtungen mit gleicher Unermüdlichkeit fort. In der letzten Nacht seines Lebens machte er noch seine gewöhnliche Einschreibung in das Buch, in das er seine meteorologischen Beobachtungen eintrug, von denen er im Zeitraum

eines halben Jahrhunderts mehr als 200 000 gemacht hatte.

Obgleich Dalton keineswegs ein Mann der Mittelmäßigkeit war und nur seine Bescheidenheit ihn dahin führte, den Wert seiner Arbeiten zu unterschätzen, ist es doch ohne Frage, daß Menschen von mittelmäßigen Fähigkeiten gelegentlich imstande sind, Resultate zu erzielen, die ans Wunderbare grenzen, nur durch die Kraft wohlangewandten und lange fortgesetzten Fleißes. Einige der Männer, welche machtvoll die Welt beeinflußt haben, sind weniger Männer von Genie gewesen, als vielmehr Männer von großer Willenskraft und ungeheurer Arbeitsfähigkeit. Zu solchen Männern können wir Martin Luther, Calvin, Ignatius Loyola, Franz Xaver*), John Knox und John Wesley rechnen.

Luther war ein Mann von außerordentlicher Kraft, Energie und Ausdauer. Sein Leben verkörpert gewissermaßen die Geschichte der Reformation in Europa. Er war zu gleicher Zeit Sprachgelehrter, Logiker, Prediger und Politiker. Alle großen Bewegungen seiner Zeit finden in ihm ihren Mittelpunkt. Er übersetzte zuerst das Neue

---

*) Wegen Ignatius Loyola und Franz Xaver siehe „Hilf dir selbst", S. 238, 322, 373; und „Pflicht" S. 198, 325.

Testament, darauf das Alte Testament. Er überflutete die Presse, welche damals in der Kindheit ihrer Macht stand, mit Traktaten, Abhandlungen und Dissertationen, um die Freiheit der Forschung und Prüfung zu verteidigen — das erste große Recht des menschlichen Verstandes, auf welchem er bestand. Seine Fähigkeit zur Arbeit war jedoch nicht plötzlich entstanden, denn der Fleiß war die Gewohnheit seines Lebens gewesen. Als er von sich selbst, von seiner Zeit als Mönch zu Wittenberg sprach, sagte er: „Ich brauche zwei Schreibtische, um meine Korrespondenz zu fassen; ich bin Klosterprediger, Tafelprediger, Studienaufseher; ich bin Prior oder vielmehr elf Priors in einem; Sachwalter und Beisitzender zu Torgau, Paulus-Vorleser und Psalmen-Sammler, und fügt all diesem noch die Angriffe der Welt, des Fleisches und des Teufels hinzu“. Arbeit, Energie und Entschlossenheit waren die gewöhnlichen Bedingungen seines Lebens. Nichts konnte ihn zurückhalten, wenn er den Weg der Pflicht klar sich vorgezeichnet sah. Er wollte nach Worms gehen, und wenn dort so viel Teufel wie Ziegel auf den Dächern wären.

Bis zum Alter von 35 Jahren hatte Luther wenig herausgegeben, von der Zeit ab war er jedoch nicht nur der fruchtbarste, sondern auch der

volkstümlichste Schriftsteller in Deutschland. Seine erste Veröffentlichung war höchst charakteristisch „Entschlüsse“ betitelt, die energische Entschlossenheit des Mannes ausdrückend, dessen Leben in der That ein langer Kampf mit Schwierigkeiten und Gefahren war. Durch die Kraft seines Stils und das Feuer und den Eifer seiner Überzeugung riß er alles mit sich fort. Seine Sprache war jedes Ausdrucks und jedes Tones fähig — manchmal kurz, glatt und scharf wie Stahl, dann wieder mit einem mächtigen Strom der Worte sich ergießend. Zu gleicher Zeit war er voll Heiterkeit und guter Laune, unendlich glücklich mit seiner Frau und seiner Familie, ihre Herzen durch Musik erfreuend, denn er spielte sowohl Guitarre wie Flöte. „Musik“, sagte er, „ist die Kunst der Propheten; es ist die einzige Kunst, welche nächst der Theologie die Erregungen der Seele beruhigen und den Teufel in die Flucht jagen kann.“ Aber dies war nicht genug; er beschäftigte sich in einigen Mußestunden auch mit Drechseln und Uhrenmachen. Er konnte nie müßig sein. „Wenn ich von schwerer Trübsal heimgesucht werde“, sagte er, „eile ich lieber hinaus unter meine Schweine, als daß ich allein bleibe.“ Sein gewaltiger Hunger nach Arbeit war ganz außerordentlich. In drei Jahren schrieb und veröffentlichte er 446 Werke, von denen einige als

Titelbild Holzschnitte nach seiner eigenen Zeichnung haben; zu gleicher Zeit war er in Korrespondenz mit vielen der ersten Männer Europas. Luther drückte den Stempel seines Geistes seinem Geschlecht und seiner Nation auf. Er widmete sich der Sache der Volkserziehung; und was Deutschland geworden ist, kann in nicht geringem Grade seiner weitblickenden Vorsorge und seinem persönlichen Einfluß zugeschrieben werden.

Calvin war nicht weniger unermüdlich und arbeitsam. Er war der Gottesgelehrte und Dialektiker, wie Luther der Redner und Pamphletist der Reformation war. Calvin war strenger und anhaltender geistiger Disziplin in seiner Jugend unterworfen gewesen und war vollkommen ausgebildet in dem Wissen der Schulen. Er war erst 25 Jahre alt, als sein Werk „Institutio christianae religionis“ erschien — ein Werk, welches einen mächtigen Einfluß nicht nur während des Zeitalters ausübte, in dem er lebte, sondern auch auf die nachfolgenden Generationen. Nach dem Erscheinen dieses Werkes setzte er unaufhörlich seine Arbeit fort. Er predigte täglich, unterrichtete wöchentlich an drei Tagen Studierende in der Theologie, führte eine ausgebreitete Korrespondenz, unterhielt Streitfragen mit Theologen aller Länder und widmete den Rest seiner Mußezeit litterarischen

Arbeiten. Er reiste von Genf nach Deutschland und Frankreich, doch nur zu erneuter Arbeit. Von Straßburg aus schrieb er an einen Freund: „Ich kann mich keines Tages erinnern, an dem ich mehr mit Geschäften verschiedener Art überhäuft gewesen bin. Ein Bote wartete auf den ersten Teil meines Buches, während ich noch gegen 20 Seiten durchzusehen hatte; fügt diesem hinzu, daß ich noch zu unterrichten, zu predigen, vier Briefe zu schreiben, einige Streitfragen abzufertigen und zehn Herausforderern zu antworten hatte". Anderswo beklagt er sich über die fortwährenden Unterbrechungen und hofft „auf die langen Nächte, wo wir etwas mehr Freiheit haben" — obwohl für ihn die einzige Freiheit darin bestand, mehr noch zu arbeiten. Denn er arbeitete Nacht und Tag, „zur Zeit und außer der Zeit", selbst als er von mehreren Krankheiten zu gleicher Zeit heimgesucht wurde. Seine außerordentliche Mäßigkeit und einfache Lebensweise befähigten ihn allein, 55 Jahre alt zu werden. Während seiner letzten Krankheit, als er kaum im stande war zu atmen, übersetzte er noch aus dem Lateinischen ins Französische, revidierte noch die Übersetzung der Genesis und schrieb seinen „Kommentar über Josua". Zu gleicher Zeit war er mit den Angelegenheiten der ver-

schiedenen Kirchen beschäftigt und beantwortete ihre Behelligungen mündlich oder schriftlich, wie es die verschiedenen Fälle erforderten. Seine Freunde zankten mit ihm und flehten ihn an, sich zu schonen, aber seine gewöhnliche Antwort war, daß er noch so gut wie gar nichts gethan habe und daß sie ihm erlauben müßten, bis zum letzten Atemzuge an dem Werk zu arbeiten, welches Gott ihm aufgetragen habe.

Knox war gleichfalls ein Mann von unbesiegbarer Energie und unermüdlicher Arbeitskraft. Er arbeitete immer — lehrend, predigend, Rat erteilend, organisierend; manchmal verborgen vor seinen Verfolgern und zu anderen Zeiten im hellen Licht des Tages, allen Gefahren trotzend. Zwei Jahre lang war er Sklave auf der französischen Galeere, wo er seine Ketten schleppte und sich unter der Qual der Peitsche krümmte, mit Hugenotten sowohl als mit Verbrechern zusammen. Er wurde endlich befreit, und obgleich seine Gesundheit sehr durch die Grausamkeit seiner Behandlung gelitten hatte, blieb doch seine geistige Kraft ungeschwächt. Unerschrocken ging er von Ort zu Ort, um das geistige Verständnis seiner Landsleute zu wecken. Obgleich er öffentlich für einen Geächteten und Rebellen erklärt wurde, bildeten dieselben eine lebendige Verteidigungsmauer um ihn herum. Seine

Energie und Ausdauer, seine Begabung und sein Mut, sein tiefer Ernst und selbstverleugnender Eifer führten ihn durch seinen „guten Kampf" schließlich zum Siege. Obgleich er das verhältnismäßig hohe Alter von 67 Jahren erreichte, sagt sein Biograph, daß „er nicht so sehr durch die Last der Jahre niedergedrückt, als aufgerieben und erschöpft gewesen durch die außerordentlich große körperliche Arbeit und die Aufregungen seines Gemüts". Als er begraben wurde hinter der St. Giles-Kathedrale in Edinburg, sagte Lord Morton, indem er auf seinen Sarg blickte: „Hier liegt Einer, der nie das Antlitz eines Menschen gefürchtet hat" *).

Nicht weniger unermüdlich und arbeitsam war John Wesley, der Stifter der Wesleyaner (Methodistenverbindung). Sein Leben wird als Beispiel von der Macht mittelstarker Begabung angeführt, wenn diese durch Ernst vorwärts getrieben und

*) John Knox' Tochter Elisabeth heiratete John Welsh (von dem die verstorbene Mrs. Carlyle, Jane Welsh, abstammte); er war ein presbyterianischer Prediger und wurde verbrannt wegen seiner Opposition gegen die bischöfliche Verfassung. Als ihres Gemahls Gesundheit leidend war und derselbe nach Schottland zurückzukehren wünschte, suchte sie eine Unterredung mit König Jakob nach, der sie fragte, wessen Tochter sie sei. Sie antwortete: „Mein Vater war John Knox!" — „Knox und Welsh?" sagte der König, „selbst der Teufel hat noch nie solche

durch Frömmigkeit begeistert wird. Wesley war in hohem Grade selbstverleugnend und ein rastloser Arbeiter. Nicht einen Augenblick ließ er unbenutzt. Er stand im Sommer und Winter um vier Uhr morgens auf, 50 Jahre lang, und predigte um fünf Uhr morgens, wenn er eine Zuhörerschaft finden konnte. Er reiste an 4000—5000 (engl.) Meilen jährlich — lehrend, predigend, organisierend. In den Pausen zwischen seiner Arbeit fand er Zeit, viel zu lesen und umfangreich zu schreiben, wobei er zu gleicher Zeit sein eigner Buchdrucker und Buchhändler war. Daß er jedoch den Büchern nicht so viel Einfluß zumaß als dem Arbeitseifer, geht aus einer Bemerkung zu einem seiner Schüler hervor: „Hütet euch, daß ihr nicht von Büchern verschlungen werdet! Eine Unze Liebe ist ein Pfund Wissen wert". Seine Fähigkeit zum Organisieren und Verwalten war sehr groß; ein Beweis dafür ist

---

Verbindung zu stande gebracht." — „Mag sein", entgegnete Mrs. Welsh, „denn wir haben nie seine Erlaubnis nachgesucht." — Sie bat darauf, daß ihrem Gemahl gestattet werden möchte, nach Schottland zurückzukehren. Der König sagte: „Er soll es thun, wenn er sich den Bischöfen unterwirft", worauf Mrs. Welsh, ihre Schürze geöffnet haltend, ausrief: „Lieber will ich seinen Kopf hierin haben, als ihn solches thun sehen!"

die religiöse Vereinigung, welche er während seines Lebens stiftete und welche sich seit seinem Tode so sehr vermehrt hat.

Wesley besaß eine genaue Kenntnis des Charakters, sein Wille war entschlossen und sein Verstand klar und bestimmt. Aber all diese charakteristischen Eigenschaften würden verhältnismäßig wenig erreicht haben ohne seine Arbeitsamkeit, welche alle begeisterte, die in den Bereich seines Einflusses und Beispieles kamen. Mit 86 Jahren predigte er noch zweimal und gelegentlich dreimal täglich. Mit 87 Jahren schrieb er: „Gelobt sei Gott! Ich brauche in meiner Arbeit nicht nachzulassen; ich kann noch predigen und schreiben". Er predigte noch in seinem 88. Jahre — seinem Todesjahre. Er selbst schrieb sein langes und arbeitsames Leben seiner zur Gewohnheit gewordenen Mäßigkeit zu, denn von Jugend an war er einer der enthaltsamsten Menschen gewesen. Aber er besaß — was von ungeheurer Wichtigkeit für die geistig Arbeitenden ist — die Kraft, welche verhältnismäßig wenig Personen besitzen, nach seinem Willen schlafen zu können, und er bestätigt, daß er seit seiner Kindheit nie den Schlaf einer Nacht vermißt habe.

Die Quantität der Arbeit, welche manche Menschen gethan haben — abgesehen von der Qualität derselben — ist ganz außerordentlich.

Richard Baxter schrieb 145 verschiedene Werke, wie er selbst sagt, „in dem Gedränge aller anderen Beschäftigungen“. De Foe schrieb unaufhörlich Flugschriften und Bücher. Chalmers giebt ein Verzeichnis von 174 verschiedenen Werken, von denen manche freilich jetzt wenig bekannte Flugschriften sind. Die neun Quartbände von De Foes „Review“ sind alle von seiner eignen Hand geschrieben worden. Freilich sind die meisten seiner Schriften vergessen, wie es notwendigerweise der Fall mit den Werken jedes bändereichen Schriftstellers sein muß, die größtenteils sterben mit der Gelegenheit, die sie ins Leben rief. Nur wenige, und vielleicht die zur Zeit ihrer Herausgabe am geringsten geschätzten Werke sind bestimmt, der Nachwelt überliefert zu werden. „Robinson Crusoe“ wurde einem Buchhändler nach dem andern angeboten und zurückgewiesen, und doch ist es von allen seinen Werken dasjenige, durch welches De Foes Name der Zukunft am besten wird bekannt bleiben. Es giebt noch zahllose andere Schriftsteller, deren Werke alle vergessen sind. Prynne, der Verfasser des „Histriomastix“, ist einer von diesen. Man hat ausgerechnet, daß er von der Zeit an, wo er das männliche Alter erreicht hatte, bis zu seinem Todestage täglich im Durchschnitt acht Quartseiten schrieb, durchsah und druckte. Was mehr wert ist, sie

genossen auch eine außerordentliche Popularität zu ihrer Zeit; es fanden sich Verleger, welche mehrere hundert Pfund an einen einzigen Band wagten. Heut zu Tage sind sie fast unbekannt, vielleicht nur nicht den Büchernarren.

Die Werke einiger bändereicher Schriftsteller sind selbst zu ihrer Zeit fast alle unbekannt geblieben. Als ein Herr zufällig zu Dr. Campbell, dem Verfasser von: „Ein politischer Überblick über Groß-Britannien", bemerkte, daß er gern eine Auswahl seiner Werke haben möchte, fand er zu seiner Überraschung am nächsten Morgen eine Wagenladung von Dr. Campbells Werken vor seiner Thür, wofür die kleine Rechnung über 70 Pfund betrug. Swedenborgs Vater, Bischof Snidberg, handhabte die Buchdruckerpresse fast unaufhörlich. „Ich glaube", sagte er, „daß zehn Wagen kaum fortbringen können, was ich geschrieben und auf meine eignen Kosten gedruckt habe." Sein Sohn Emanuel war ein bändereicher Schriftsteller, der während seines Lebens mehr als 60 Werke herausgab, von denen einige mit großer Sorgfalt gearbeitet sind.

Der Abt Prévost schrieb mehr als 170 Bände, wenn auch „Manon Lescaut" das einzige ist, welches jetzt noch gelesen wird. Hans Sachs, der deutsche Schuhmacher und Poet, war einer der arbeitsamsten Menschen; denn außer den Schuhen, die er machte

und ausbesserte, verfaßte und veröffentlichte er über 200 Komödien, Tragödien und Possenspiele und über 700 Fabeln, allegorische Erzählungen in Versen und geistliche und weltliche Gedichte. Moser, ein deutscher Kompilator des vorigen Jahrhunderts, hinterließ 480 Werke, von denen 17 noch nicht herausgegeben sind. Ein anderer Deutscher, namens Krünitz, verfaßte eine Encyklopädie, welche sich bei seinem Tode, 1796, auf 72 große Oktavbände belief.

Die Qualität von Buffons Werken ist allgemein anerkannt. Als diese nach seinem Tode vollständig veröffentlicht wurden, nahmen sie 36 Quartbände ein, doch sagte er selbst darüber: „Ich verbrachte fünfzig Jahre an meinem Schreibtisch". Gibbon brauchte 15 Jahre fleißiger Arbeit und emsigen Studiums, um sein Werk „Abnahme und Fall des römischen Reiches" fertig zu bringen. Dr. Robertson von Edinburg war ein anderer fleißiger Arbeiter, eben so groß in der Qualität wie Quantität seiner Werke. Seine „Geschichte Schottlands" und seine „Geschichte der Regierung Karls V." sind wahrscheinlich seine besten historischen Werke. Schon früh war sein Motto „Das Leben ohne Wissenschaft ist der Tod", ein Gefühl, welches ihm durch sein ganzes Dasein treu blieb. Sir John Sinclair war ein ganz außerordentlicher

Arbeiter. Als er auf der Universität war, machte er sich folgende Zeiteinteilung: Schlaf sieben Stunden; Anziehen eine halbe Stunde; Mahlzeiten und Erholung zwei und eine halbe Stunde; Bewegung zwei Stunden; Studium zwölf Stunden — macht zusammen vierundzwanzig Stunden. Er arbeitete unausgesetzt bis zu seinem 81. Lebensjahre, bis zuletzt klaren und festen Geistes. Im Laufe seines Lebens veröffentlichte er zehn große Werke in 18 Bänden, beaufsichtigte die Herausgabe vier anderer Werke in 106 Bänden, während er überdies nicht weniger als 367 Flugschriften über verschiedene Gegenstände in die Welt schickte*).

Die Gewohnheiten beim Studium des verstorbenen Mr. Littré waren etwas anders als die von Sir John Sinclair. Littré war zuerst Doktor, dann Publizist und zuletzt Philologe. Im Alter von 62 Jahren begann er das große Werk, durch welches er hauptsächlich bekannt geworden ist — sein „Wörterbuch der französischen Sprache". Er that allein, fast ohne Hülfe, was in einer früheren Generation von den vereinigten Kenntnissen und dem gemeinsamen Fleiß der Mitglieder der franzö-

*) Zur Übersicht über Sir Johns Leben und Laufbahn siehe: „Hilf dir selbst", S. 376—381.

sischen Akademie ausgeführt worden war. Littrés Werk war nicht nur ein Wörterbuch der französischen Sprache, sondern eine Geschichte jeden Wortes, mit seiner Namenbildung, seiner Bedeutung, seiner Aussprache, seiner Wortforschung, seiner Erklärung, seinen sinnverwandten Wörtern, zugleich mit Beispielen des Stils und der Sprache, den besten Schriftstellern entlehnt. Vielleicht ist noch nie solch ein Werk von einem einzelnen Manne und in so kurzer Zeit vollendet worden, denn das Werk beschäftigte ihn nur gegen 14 Jahre. Er begann es im Jahre 1863, im Alter von 62 Jahren, und vollendete die vier Originalbände — von ungefähr 3000 Seiten, jede Seite drei Spalten in kleiner Schrift enthaltend — im Jahr 1878. Aber noch ein Band blieb zu schaffen übrig, um das Werk zu ergänzen — der Nachtrag, welcher mehr als 400 Seiten Ergänzungen enthält*).

---

*) In diesem seinen Ergänzungsband, dem fünften seines großen Werkes, sagt Littré: „Ich war fast mit dem Druck der Hälfte dieses Nachtrages fertig, als eine ernste Krankheit mich unterbrach und mir den Vers ins Gedächtnis rief, den Virgil seinem Äneas in den Mund legt, der nach vergeblichem Widerstande in der letzten Nacht Trojas ausrief: Heu nihil invitis fas quemquam fidere divis! Hieß es nicht in der That gegen den Willen der Götter handeln,

Die Art und Weise, wie er seine Zeit einteilte, während er an seinem Wörterbuch arbeitete, hat er selbst beschrieben. Er stand um acht Uhr auf und nahm etwas Arbeit mit nach unten, während sein Zimmer in Ordnung gebracht wurde. Um neun Uhr ging er nach oben und las Korrekturbogen bis zur Frühstückszeit. Von ein bis drei Uhr arbeitete er an dem „Journal des Savants“ und von drei bis sechs Uhr an seinem Wörterbuch. Um sechs Uhr ging er nach unten zum Mittagsessen, welches gegen eine Stunde währte. Ungeachtet der Vorschrift der Doktoren, daß man

---

mit 76 Jahren noch irgend eine Arbeit von Dauer zu beginnen? Aber die Lehre meiner Moral in betreff der Thätigkeit — ich habe sie verschiedene Male ausgesprochen — ist, bis zum Ende zu arbeiten und zu unternehmen, dem Schicksal die Entscheidung überlassend, ob man das Werk vollenden darf. Nach dem Vers des Virgil fiel mir in der Muße der Krankheit La Fontaine ein und sein hundertjähriger Mann, wie sich dieser gegen den Tod wehrt, der ihn bedroht und ihm versichert, daß der Republik wenig daran gelegen sei, ob er sein Testament mache, seinen Neffen versorge und seinem Hause einen neuen Flügel anbaue. Ich bin kein Hundertjähriger, aber ich bin sehr alt; auch ich machte dem Tode Einwendungen. Er fand auch nicht, daß der Republik viel daran gelegen sei, ob ich meinen Nachtrag vollende; aber schließlich gab er nach, der Drohende entfernte sich und eine Frist wurde mir bewilligt“.

nicht unmittelbar nach dem Essen wieder an die Arbeit gehn soll, handelte Littré derselben beständig zuwider und befand sich durchaus nicht schlechter dabei. Von sieben Uhr abends bis drei Uhr morgens arbeitete er fest an dem Wörterbuche und ging dann zu Bett. Er schlief eben so gesund wie Wesley und stand am nächsten Morgen um acht Uhr auf, um seine Tagesarbeit von neuem zu beginnen. Littré starb im Alter von 80 Jahren.

„Arbeiten“ war ein Teil von Southeys Religion. Er war unausgesetzt beschäftigt zu lesen, zu schreiben und Bemerkungen zu machen. Sein Geist war voll großer Pläne, obgleich er nicht lange genug lebte, um sie vollständig auszuführen. Dennoch brachte er es fertig, während seines Lebens mehr als hundert Bände über verschiedene Gegenstände zu schreiben, überdies gegen 130 Artikel für die „Quarterly Review“. Auch Schiller, obgleich seine Laufbahn kürzer war als die Southeys und obgleich die Größe seiner Arbeitslast viel geringer war, brachte viel in beharrlicher Weise zu stande. Er schrieb seine besten Werke während der letzten 15 Jahre seines Lebens, obgleich er während jener Zeit kaum einen Tag ohne körperliche Schmerzen zubrachte.

Freilich ist ein großer Teil der geistigen Arbeit rein selbstsüchtiger Natur: nicht um irgend einen

nützlichen Gegenstand hervorzuheben, nicht um die Wissenschaft zu fördern oder gar andere zu erfreuen und zu belehren, sondern nur um sich selbst zu belustigen. So beherrschte Mezzofanti beinahe jede bekannte Sprache, hinterließ aber kein Wort, um dem strebenden Studierenden auf seinem Wege zu helfen. Magliabecchi ebenfalls, ein Bücherliebhaber — welcher umgeben von Büchern lebte, sein Mahl unter ihnen einnahm, in ihrer Mitte schlief und Florenz nicht öfter als zweimal in seinem Leben verließ — war ein solcher nutzloser Kopfarbeiter, der ausschließlich für sich selbst lebte und nichts that, um die Welt dankbar zu machen für die Existenz eines solchen Bücherwurms.

Calderon und Lope de Vega gehörten zu den fruchtbarsten Schriftstellern, — indem der erstere die spanische Litteratur um mindestens 400 Dramen und der andere um über 2000 bereicherte. Lope schrieb mit derselben Leichtigkeit wie große Redner plaudern, ohne Studium und ohne Anstrengung. Er war in der That ein „improvisatore“. Er dichtete, weil er nicht anders konnte, er mußte dichten. Kaum ein Monat oder selbst eine Woche verging ohne irgend ein Sonett, eine Romanze, eine Komödie oder ein Drama seiner Feder. Er selbst bestätigt, in dem Hirtengedicht an Claudio — einem seiner letzten Werke —, daß über hundert von

seinen Dramen in eben so viel Tagen sind verfaßt worden. Während der 50 Jahre seines arbeitsamen Lebens dichtete er mehr als zwanzig Millionen Verse, welche gedruckt sind, außer den 21 Quartbänden von gemischten Werken.

Der einzige Schriftsteller neuerer Zeit, der mit Lope de Vega an Schnelligkeit der Produktion kann verglichen werden, ist Sir Walter Scott, der sich jedoch früher ausschrieb. Als er auf der Höhe seiner Volkstümlichkeit war, schrieb er die Waverley-Novellen in der Anzahl von 12 Bänden jährlich. So wurden „Ivanhoe", das „Kloster", der „Abt" und „Kenilworth" in wenig mehr als 12 Monaten geschaffen. Scott dichtete schneller als er schreiben konnte, und als er durch Krankheit und körperliches Leiden nicht im stande war, mit der „Braut von Lammermoor" vorwärts zu kommen, berief er zu seiner Hülfe, als seine Schreiber, Laidlaw und John Ballantyne. Sie mußten ihn oft bitten anzuhalten, damit es ihnen möglich wäre, seine Erzählung nieder zu schreiben. Laidlaw flehte ihn an, mit dem Diktat aufzuhören, als sein hörbares Leiden jede Pause ausfüllte. „Nein, Willy", sagte Scott, „sieh nur nach, ob die Thüren fest schließen. Mit der Arbeit kann ich erst aufhören, wenn ich im Sarge liege."

John Ballantyne hatte gewöhnlich ein Dutzend Federn bereit gelegt, bevor er sich dem Sopha

gegenüber setzte, auf welchem Scott lag, und die Arbeit begann. Obgleich Scott sich oft mit einem qualvollen Stöhnen abwand, führte er gewöhnlich in demselben Atem den begonnenen Satz zuende. Aber wenn irgend ein Gespräch von besonderer Lebhaftigkeit im Werden war, schien der Geist über den Körper zu siegen und Scott stand von seinem Lager auf und ging im Zimmer auf und ab, seine Stimme hebend und senkend, als ob er die Rolle spiele.

Auf diese Weise verfaßte Scott bei weitem den größeren Teil der „Braut von Lammermoor". Ein merkwürdiger Umstand ist mit diesem Erzeugnis verknüpft, welches vielleicht das dramatischste und tragischste von Scotts Romanen ist: als nämlich das Werk nach seiner Genesung in seine Hände gelegt wurde, erinnerte er sich nicht eines einzigen Umstandes, Charakters oder Gesprächs, die darin enthalten waren. Die Geschichte hatte von seiner Kindheit her in seinem Geist gewurzelt, aber die ganze Ausführung des Dramas in seinen wundervollen Einzelheiten war wie im Schlaf von ihm geschaffen worden, und als er es endlich ausgelesen hatte, kam es wie ein halb vergessener Traum in seine Erinnerung. Man muß jedoch hinzufügen, daß Scott zur Zeit der Dichtung unter dem Einfluß des Bilsenkrauts und

des Opiums stand, von welchen beiden Mitteln er beträchtliche Mengen nahm, um den schmerzhaften Magenkrampf zu lindern, und daß er deshalb sich auch in einem ungewöhnlichen Zustande der Nervenüberreizung und Aufregung befand. Scott war unter großem Drucke, als er „Das Leben Napoleons“ schrieb. Jenes umfangreiche, jedoch keineswegs unsterbliche Werk wurde zu dem besondern Zweck geschrieben, damit seine Schulden zu bezahlen. Es wurde mitten unter Kummer, Sorge und Verfall verfaßt; die neun Bände wurden rasch, in weniger als zwölf Monaten geschrieben. Zu gleicher Zeit setzte er den Roman „Woodstock“ fort, sich in die Dichtung des letzteren zum Trost und zur Erholung von der trockneren Arbeit flüchtend. Scott verfaßte im ganzen 74 Bände Romane und Novellen, 21 Bände Gedichte und über 30 Bände Geschichte und Biographien, außerdem noch eine große Anzahl Artikel für die „Quarterly review“ und andere Zeitschriften. 104 dieser Bände wurden von 1814 bis 1831, der Hauptarbeitszeit seines Lebens, verfaßt, also durchschnittlich gegen sechs Bände jährlich. Die bloße mechanische Arbeit des Schreibens derselben war ungeheuer groß. Und wir dürfen nicht vergessen, daß Scott nicht ausschließlich Schriftsteller war. Er war Sheriff seiner

Grafschaft, Sekretär am Gerichtshof, Teilhaber einer Druckerei und Verlagshandlung, ein fast universeller Korrespondent mit Freunden aus allen Teilen der Welt und ein Landedelmann, der glänzende Gastfreundschaft ausübte. Er war ein höchst rechtschaffner, fleißiger, vortrefflicher und edler Mann, in jeder Beziehung ein Ehrenmann.

Wie wir schon gesagt haben, ist es nicht die Quantität, sondern die Qualität der Arbeit, welche am meisten geschätzt wird. Einige Männer haben großen Fleiß an Werke gewandt, welche nach ihrer Vollendung nur einen sehr kleinen Umfang hatten. So beschäftigte Butlers „Analogie“ ihn zwanzig Jahre und ist doch in einem sehr kleinen Bande enthalten. Aber er schrieb verschiedene Teile derselben immer aufs neue und studierte jedes Wort und jeden Satz, bis genau ausgedrückt war, was er meinte, und nicht mehr. Sie ist einfach der zusammengezogene Inbegriff des Gedankens mit der Beweisführung.

Montesquieu brauchte 25 Jahre, um seinen „Esprit des lois“ zu verfassen, obwohl derselbe in einer Stunde kann gelesen werden. Der Verfasser sagte zu einem Freunde: „Die Herstellung des Werkes hat mein Haar gebleicht“. Herveys Abhandlung „Exercitatio de Motu Cordis et

Sanguinis“, worin er die Zirkulation des Blutes bewies, kostete ihn 26 Jahre Arbeit. Der Naturforscher Swammerdam war acht Jahre mit der Abfassung seines zuletzt veröffentlichten Werkes: „Die Anatomie der Eintagsfliege“ beschäftigt. Ariost war zehn Jahre damit beschäftigt, sein Werk: „Der rasende Roland“ zu verfassen, von dessen erster Auflage nur hundert Abzüge gemacht und an einen Buchhändler für 15 Pence das Exemplar verkauft wurden.

Abraham Tucker machte zahlreiche Entwürfe zu seinem „Das Licht der Natur“, bevor er sich endlich über den Plan und die Details der Arbeit entschied, worauf er mit eigner Hand das ganze Manuskript zweimal abschrieb. Das Werk, welches aus sieben Oktavbänden bestand, nahm ihn gegen 18 Jahre in Anspruch. Obgleich jetzt wenig mehr gelesen, war „Das Licht der Natur“ ein Lieblingsbuch von Dr. Paley und Sir James Mackintosh. Tucker ist „der metaphysische Montaigne“ genannt worden. James Mackintosh sagte von ihm, daß er schriebe, um sich selbst mehr als dem Publikum zu gefallen, und daß er nicht Rücksicht genug auf seine Leser nehme, um ihnen seine Wahrheitsliebe zu opfern und seine Weitschweifigkeit, seine Wiederholungen, seine Selbstgefälligkeit zu beschränken, aus Furcht, sie zu ermüden. Daher ruht das

Buch jetzt auf den Bücherbrettern im Verein mit so vielen toten und halbvergessenen Bänden.

Während einige Schriftsteller, wie Lope de Vega und Scott, ihre Werke mit Leichtigkeit und Schnelligkeit hinwarfen, schrieben andere, wie Virgil, Tasso, Petrarca, Pascal und Buffon die ihrigen immer wieder aufs neue, und waren nie zufrieden mit der Form, in welche sie ihre Ideen brachten. Bücher jedoch — besonders in Prosa geschriebene Bücher — werden eher lebensfähig wegen ihres Inhaltes als wegen der Form, in der sie dargeboten werden. Der Stil allein rettete noch nie ein Buch und wird es auch nie thun. Und doch ist der Stil hoch zu schätzen. Schriftsteller, welche zu sehr an den Stil gedacht haben, überlebten selten ihre Zeit, während diejenigen, welche sich selbst über ihrem Gegenstand vergaßen, zum größten Teile fortleben.

Es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß viele schnell und leicht geschriebene Werke sich als wertlos erweisen und vergehen, aber daß dasselbe auch der Fall ist mit sorgfältig ausgearbeiteten. Von Lope de Vegas ungeheurer Anzahl von Werken sind die meisten heutzutage vergessen und nur zwei bis drei seiner Stücke behaupten sich noch auf der Bühne. Es war dasselbe mit den Werken des italienischen Dichters Leonio, der seine

Gedichte zehnmal abschrieb, um ihnen die beabsichtigte Vollendung zu geben; ebenso mit Piero Maffei, der sich auf die sorgfältige Abfassung von nicht mehr als fünfzehn Zeilen täglich beschränkte: und mit Claude Vaugelas, der 30 Jahre brauchte, um den Quintus Curtius zu übersetzen und nie fertig wurde mit dem Verbessern und Arbeiten. Aber wer liest diese Bücher jetzt?

Rogers brauchte 14 Jahre, um sein „Italien“ zu verfassen. Aber wie viel Leser wünschen das Buch zu besitzen, wenn es nicht wegen der ausgezeichneten Illustrationen von Turner geschieht? Man sagt von Rogers' Werken, daß sie nur der Kupferstiche wegen noch „aufgetischt“ werden. Rogers erzählte Babbage, daß er nie mehr als vier oder höchstens sechs Zeilen Verse täglich in seinem Leben geschrieben habe. Babbage jedoch führt in seinem Werk „Das Leben eines Philosophen“ einen Fall an, in welchem Rogers zeigte, daß er eine sehr lebhafte Einbildungskraft besaß. Als er bei einem Freunde zu Mittag speiste, saß der Dichter mit dem Rücken nach einem Fenster zu, welches aus einer einzigen Glasscheibe bestand. Als er sich umsah, glaubte er, es sei geöffnet und bekam dadurch sofort den Schnupfen!

Es ist gewiß, daß geniale Menschen mit einer Schnelligkeit und einer Begeisterung dichten, die

gewöhnlichen Arbeitern unbekannt ist. Alfieri erzählt uns, daß er den ersten Akt seiner „Alceste“ in Leidenschaft und unter Strömen von Thränen verfaßte. Große Werke des Genies werden in der That selten langsam geschaffen. Während der Dichter anhält, um seine Idee sorgfältig zu überlegen und abzuschleifen, entflieht der Duft der Begeisterung. Die „Inspiration“ geht vorüber und die Folge von Gedanken ist verloren.

Shakespeare, Petrarca, Dante, Scott, Goethe, Shelley, alle schrieben schnell, obwohl Petrarca sorgfältig war im Abschleifen. Goethe ließ keinen Gedanken entfliehen, sondern brachte ihn sofort zu Papier. Als er eines Tages mit dem Besuch eines ihn hochschätzenden Monarchen beehrt wurde, entschlüpfte er auf einige Augenblicke mitten in einer interessanten Unterhaltung und eilte in ein anderes Zimmer, um einen Gedanken niederzuschreiben, der ihm gerade für seinen „Faust“ eingefallen war. Pope ließ keinen Gedanken entweichen, selbst nicht mitten in der Nacht; er stand auf, zündete sein Licht an und schrieb ihn nieder. Southey sagte in einem Briefe an Walter Scott: „Glaube mir, Scott, kein Mensch von wahrem Genie war je ein puritanischer Verfechter der Korrektheit oder unduldsam gegen irgend welche Fehler, am wenigsten gegen die eigenen. Die besten Künstler, in

der Dichtkunst wie in der Malerei, haben die meisten Fehler gemacht".

Zu gleicher Zeit ist es aber nicht nötig, den Kraftstreich jenes Schriftstellers zu versuchen, von dem Horaz erzählt, daß er 200 Verse verfassen konnte, während er auf einem Beine stand. Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß keiner von den einbeinigen Versen unsterblich geworden ist. Zu dem leichten Schaffen von lesenswerten Werken kann man sicher nur durch Vorbereitung und Studium gelangen; obgleich es scheinen mag, als käme es von selbst, ist es doch nur das Resultat vorangegangner Arbeit. Als ein Geldmensch Horace Vernet bat, ihm eine Kleinigkeit für sein Album zu zeichnen, zeichnete Vernet diese Kleinigkeit und verlangte 1000 Francs dafür. „Aber Sie brauchten doch nur fünf Minuten zum Zeichnen", sagte der reiche Mann. „Gewiß", antwortete Vernet, „aber ich brauchte 30 Jahre, um zu lernen, wie ich es in fünf Minuten fertigbringen kann."

Erasmus verfaßte sein „Lob der Dummheit" (Encomium moriae) in sieben Tagen; aber es umfaßte die Resultate der Studien seines ganzen Lebens. „Und hierin liegt fürwahr das Geheimnis der Sache", sagt Carlyle, indem er von Scott spricht; „solche Schnelligkeit des bloßen Schreibens nach gehöriger energischer Vorbereitung ist zweifel-

los die richtige Methode; wenn der heiße Schmelzofen lange genug gearbeitet und geglüht hat, mag das reine Gold in einem Strom herausschießen."

Obwohl Chapman sich rühmte, daß er Homers Gesänge in fünfzehn Wochen übersetzt habe, wäre die Übersetzung jedenfalls besser geworden, hätte er sich mehr Zeit dabei gelassen. Die letzten Pinselstriche, welche den poetischen Gedanken Anmut und Reiz verleihen, können nur durch Geduld und Muße vollendet werden. Die glückliche Gestaltung des Gedankens kommt erst nach langem Nachsinnen, welches ihn befähigt, sich des menschlichen Geistes und Gedächtnisses zu bemeistern und darin für alle Zeit zu leben.

Smollett machte einen Wettlauf mit Hume in seiner „Geschichte Englands"; er schrieb vier Quartbände in vierzehn Monaten. Wie Johnson las, „das Eingeweide aus einem Buche herausziehend", so schrieb er auch, mit ungeheurer Schnelligkeit. Eins seiner besten Erzeugnisse „Das Leben des Savage" wurde nach seinem eignen Bericht in sechsunddreißig Stunden geschrieben, und seine „Eitelkeit menschlicher Wünsche", über zwölf Seiten Verse enthaltend, in einem einzigen Tage. „Rasselas" verfaßte er während der Abendstunden einer Woche, um dadurch die Kosten des Begräbnisses seiner Mutter zu bestreiten, und sandte die Arbeit vom

Schreibtisch sofort in die Druckerei. Der ältere Dumas war einer der schnellsten unter den modernen Schriftstellern. Er schrieb die ersten vier Bände des „Monte Christo“ in sechzehn Tagen, in der Hütte eines Fischers zu Trouville, während sein Kollege Magnet ihm gegenüber an demselben Tische saß; es war vielleicht das populärste Werk, das er je geschrieben.

Die bedeutenden Komponisten sind größtenteils unermüdliche Arbeiter gewesen. Der ältere Scarlatti komponierte nicht weniger als 200 Messen, 100 Opern und 3000 Kantaten. Haydn komponierte, außer seinen sechs Oratorien, unter ihnen „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“, 200 Konzerte, 83 Violinquartette, 60 Klaviersonaten, 15 Messen, 14 Opern, 62 Lieder, überdies ein Te Deum und ein Stabat Mater. Man kann in der That wohl sagen, daß einige seiner besten Werke am schnellsten sind geschrieben worden. Händel war ein fleißiger und rascher Arbeiter, selbst nachdem er teilweise war gelähmt worden. Er hatte ein Lieblingsklavier, von dem jede Taste durch unaufhörliche Benutzung ausgehöhlt war wie das Innere eines Löffels. Wenn die Begeisterung zum Komponieren ihn ergriff, schrieb er mit außerordentlichem Ungestüm. Der „Messias“ wurde in dreiundzwanzig Tagen und „Israel in Ägypten“

in siebenundzwanzig Tagen geschaffen. In einem Jahre komponierte er „Saul“, „Israel“, das „Alexanderfest“, „Jupiter in Argos“ und seine zwölf großen Sonaten — lauter Werke ersten Ranges.

Mozart war jedoch noch schneller. Seine „Hochzeit des Figaro“ komponierte er innerhalb eines Monats; das große Finale des zweiten Aktes beschäftigte ihn zwei Nächte und einen Tag, während welcher Zeit er ohne Unterbrechung schrieb. „Don Juan“ wurde in sechs Wochen vollendet, allerdings war das ganze Werk schon sorgfältig in Mozarts Geist vorbereitet gewesen. Die Ouverture begann er erst in der Nacht, die der festgesetzten ersten Aufführung der Oper voranging. Er begann sie um Mitternacht und hatte sie am Morgen vollendet. Die Bogen wurden darauf den Abschreibern übergeben, aber deren Arbeit war so schwer und langwierig, daß am Abend, als die Stunde zum Beginn der Vorstellung gekommen war, die Zuhörer dreiviertel Stunden auf die Ouverture warten mußten. Endlich wurden die Bogen, noch mit Streusand bedeckt, eiligst ins Orchester gebracht und mußte die Musik sofort vom Blatt gespielt werden, unter ungeheurem Beifall. „Die Zauberflöte“ wurde auch mit außerordentlicher Schnelligkeit verfaßt, obwohl Mozarts Konstitution schon erschüttert war durch unregelmäßige Lebensweise

und Überanstrengung. Er arbeitete Tag und Nacht an der Oper und vollendete sie in einigen Wochen. Seinen „Titus“ komponierte Mozart mit gleicher Eile, indem er ihn auf der Reise begann und in ungefähr achtzehn Tagen beendete. Sein letztes Werk war das Requiem, welches er auf seinem Totenbette schrieb, fast bis zum letzten Atemzuge daran arbeitend*).

Es ist auch wert bemerkt zu werden, daß Mozarts Meisterwerke zum größten Teil inmitten der Unruhe von Mahnbriefen, Pfändungen und kleinlichen Sorgen und Plagereien verfaßt wurden. Händels Meisterwerke wurden unter Wut, Ärger und Kränkungen geschrieben, denn sein Temperament war jähzornig und seine Gesundheit schwankend nach seinem ersten schweren Schlaganfall. Webers heiterste Melodien wurden erdacht und ausgearbeitet unter der Qual kleinlicher Sorgen, und die mächtigsten Ideen im „Oberon“ — gleich denen Scotts in der „Braut von Lammermoor“ — während er fast erdrückt wurde von Schmerz und Leiden. In diesen Fällen herrschte der Geist über den Körper und bot den Qualen und Schmerzen, welche letzteren heimsuchten, Trotz.

---

*) Holmes, Mozarts Leben.

Solche Werke werden jedoch nicht durch die vorbereitenden Studien und ausdauernden Anstrengungen von Arbeit und Talent erdacht und vollendet, sondern durch den Einfluß dessen, was wir Genie nennen. Es ist schwer, dieses Wort zu erklären. Es kann die höchste Stufe des Talentes, die höchste Wirksamkeit der Einbildungskraft sein, aber es ist mehr als das. Das Genie bringt tote Dinge zum Leben. Hazlitt sagt: „es sei der erste Trieb des Genies, zu schaffen, was vorher nie da war". Ruskin nennt es die Macht, „bis zur Wurzel und Tiefe des Gegenstandes" dringen zu können. Mill erklärt es als „die Gabe, Wahrheiten von größerer Tiefe sehen zu können, als die Welt sie erfassen kann". Coleridge sagt, „es sei die Fähigkeit des Erzeugens"; John Foster meinte, es sei „die Macht, das Feuer des eignen Geistes zu entzünden"; und Flourens beschreibt es als „die höchste Entwickelung der Vernunft im Menschen". Von dem Genie Molières sagte man, es sei „gesunder Menschenverstand, bis zur schneidigen Glätte geschliffen".

Aber das Genie ist mehr als dies alles. Es ist die höchste Energie; es ist das eigene Ich eines Menschen, etwas besonderes, ganz ihm

gehörend. Das Genie ist mehr als Verstand: es ist begeisterter Instinkt *).

Es hat himmelentsprossene Generäle, Musiker, Künstler, Dichter gegeben. Poeta nascitur, non fit, ist ein wohlbekanntes Sprüchwort. Gewöhnliche Menschen sind Nachahmer; geniale Menschen sind

*) Hören wir, was ein berühmter Physiolog, Dr. John Fletscher von Edinburg, von den Beziehungen des Instinkts zum Genie sagt: „Je mehr ein Mensch, beim Erreichen der Vollkommenheit in seinen Werken, zu deren Erzeugen durch den Instinkt getrieben wird, um so größer ist sein Genie; je mehr durch Vernunft und Willensthätigkeit, um so größer ist sein Talent. .... Es ist dieses innere Bewußtsein von dem Dasein einer Macht in uns, die jeder anderen, die wir in unserem Besitz haben, überlegen ist, welches die Dichter aller Zeiten dazu geführt hat, Apoll und die Musen anzurufen, ihnen ihre Dichtung einzugeben — mit anderen Worten die Leidenschaft oder den Instinkt anzurufen zur Herrschaft über die Vernunft, und daß eine derartige unwillkürliche Macht zu gleicher Zeit den Geist eines Michel Angelo und eines Raffael vollständig einnahm und deren mächtige Hand führte, und nicht nur die Erzeugung der Ideen bewirkte, sondern auch die bloßen physischen Bewegungen, die zur Hervorbringung von Werken dienten, auf welche alle Zeitalter mit Bewunderung und Entzücken blicken, das ist über allen Zweifel erhaben.

Der Instinkt, der also über die Vernunft triumphierte, ist nun freilich der Gefahr unterworfen, krankhaft zu werden und selbst in ausgebildeter Verstandesschwäche oder in Wahnsinn zu enden, und diese beständige Abhängigkeit vieler großen Handlungen eines großen Genies und einer albernen und

Schöpfer. Das Genie beginnt, wo die Regeln aufhören. Geduld und Arbeit suchen einen Weg, das Genie findet ihn. Der Verstand ist nur ein Werkzeug, das Genie ist eine Inspiration, eine Gabe, eine göttliche Begeisterung. Daher wurde es in vergangenen Zeiten von den Menschen für etwas Übernatürliches und Göttliches gehalten. Der Mensch mit Genie war der Seher, der Priester, der Held.

Michel Angelo sah mit den Augen seines Geistes, ohne die Hülfe eines Modells oder einer Zeichnung, die Statue in dem Marmorblock verborgen; er ergriff seinen Meißel, riß die Hülle fort und führte den Gott heraus, zum Wunder und zur Bewunderung aller Zeiten. Man sagt,

---

leidenschaftlichen Persönlichkeit von demselben blinden Impuls bringt jene enge Verbindung des Erhabenen mit dem Lächerlichen, des Hohen mit dem Hochtrabenden hervor, sowohl in ihren Werken, als in ihren Gedanken und Worten — welche zu allen Zeiten ein so ergiebiges Feld der Wahrnehmung geliefert hat..... Es ist ein ähnliches krankhaftes Übergewicht des Instinkts über die Vernunft, welches den Menschen zu jeder Art von Maßlosigkeit führt, obgleich dies häufiger davon kommt, daß die Vernunft zu schwach ist, wie in dem Fall gewöhnlicher Ausschweifungen, als davon, daß der Instinkt zu stark ist, wie bei den Menschen von Genie, die leider so oft durch dieses Gebrechen charakterisiert werden“. — „Grundzüge der Physiologie.“ Edinburg 1836.

daß Paesiello, wenn ihn die Inspiration zum Komponieren überkam, unter seine Bettdecke kroch in dem Bemühen, alle Regeln und Vorschriften seiner Kunst aus seinem Gedächtnis zu verbannen, und seinen Gefühlen in dem Ausruf Luft machte: „Heilige Mutter Gottes, sei mir gnädig und laß mich vergessen, daß ich ein Musiker bin!“ Und Palestrina schrieb auf die Partitur seiner dritten Messe für den Papst Marcellus II. — die für das Vollkommenste der Kunst gehalten wird — die Worte: „O Herr, erleuchte meine Augen“.

Nach Avicenna gehorchen alle Dinge einer menschlichen Seele, die von Begeisterung ergriffen ist. Durch konzentrierte Aufmerksamkeit wird die Kraft des Geistes aufs höchste geschärft — wie warme Strahlen, in einen Hohlspiegel fallend, zu einem einzigen Punkte der Hitze konzentriert werden. Die Kraft des Geistes eines Menschen ist der Kraft seiner Konzentrierung entsprechend. Und Konzentrierung heißt Begeisterung, Verzückung, Inspiration. Sie allein macht die Verschiedenheit aus zwischen den Menschen und den Resultaten, die sie liefern — in der Poesie, der Redekunst, der Wissenschaft, dem Erfinden oder der Kunst. Dies ist der Wendepunkt des Genius — der Punkt, an welchem Archimedes anlangte, als er halb-

bekleidet durch die Straßen von Syrakus während der Belagerung lief, dabei rufend: „Ich habe es gefunden, ich habe es gefunden!“ — so daß die Vorübergehenden glaubten, er sei toll geworden. So gelangte Newton zu seiner großen Entdeckung dadurch, „daß er immer daran dachte“, d. h. durch seine hochgradige Kraft der Konzentrierung des Verstandes auf den Gegenstand seiner Forschung.

Menschen, welche zu einem bestimmten Beruf sind erzogen worden, sind in eine Laufrinne gebracht, aus der herauszukommen für sie sehr schwierig ist. Ihr Geist und ihre Gewohnheiten gestalten sich, ihr Geschick scheint bestimmt zu sein, sie sind mit Fesseln geschmiedet, die zu zerreißen gradezu unmöglich scheint. Aber die Neigung eines großen Genies läßt sich nicht fesseln. Dasselbe bricht hervor durch die Rinde der Verhältnisse und bahnt sich seinen Weg aufwärts durch alle Hindernisse von Schwierigkeit, schwerer Arbeit und Armut! So erhob sich Hans Sachs über das Schuhflicken, John Stowe über das Schneidern, Arkwright über das Barbieren, Claude Lorrain über das Pastetenbacken, Bunyan über das Kesselflicken, Molière über die Tapezierarbeit, Keats über den Krämerhandel und die meisten großen Menschen über die Hindernisse, welche beim ersten

Anblick ihre Auszeichnung unwahrscheinlich erscheinen lassen.

Rabelais war ein Arzt und Locke ein Wundarzt, aber der eine wurde ein großer Humorist und Satiriker und der andere ein ausgezeichneter Philosoph. Galvani war ein Doktor mit großer Praxis, als er die Entdeckung machte, welche mit seinem Namen gleichlautet, und deren Ausführung er später sein Leben weihte. Schiller und Smollett waren Wundärzte — der erstere im Grenadierbataillon des Herzogs von Württemberg, der andere (als Heilgehülfe) auf einem Linienschiff, dessen Leben er in „Roderich Random" beschreibt. Mungo Park, der Reisende, Crabbe, der Dichter, Goldsmith, der Verfasser des „The Vicar of Wakefield", Farini, der italienische Staatsmann, Rickman, der englische Architekt, Sir Thomas Browne, Sir Richard Blackmore, Wollcott, Akenside und Keats — alle gehörten demselben Berufe an. Während Mr. Haden seine schönste Arbeit als Ätzer schuf, übte er mit Erfolg eine große Londoner Praxis, und St. Beauve war eben so geschickt mit seinem Seziermesser als Anatom, wie später mit seiner Sezierfeder als Kritiker.

Unser größter Physiologe hat gesagt: „Niemand wurde je ein großer Mann mit dem Wunsche, es zu sein". In der That sind die Menschen des

größten Genies desselben oft unbewußt. Dies scheint der Fall mit Shakespeare gewesen zu sein, welcher zufrieden war, in einer untergeordneten Rolle an dem Globetheater, in Ben Jonsons Tragödie „Sejanus“, aufzutreten und die schweren reimlosen Verse seines Freundes auswendig zu lernen. Pope sagt von Shakespeare, daß „er unsterblich geworden gegen seinen eigenen Willen“. Besonders im Beginn des Lebens ist sich der Besitzer eines Genies desselben nicht mehr bewußt, als seine Umgebung es ist. Dasselbe wird durch wiederholte Prüfungen und oft durch wiederholte Mißerfolge zur Offenbarung gebracht. So wurde Newton durch seine Mißerfolge in der Astrologie zum Studium der mathematischen Physik und der physischen Astronomie geführt, durch dessen weitere Betreibung sein Ruhm am Ende begründet wurde. Und doch war Newton, gleich Shakespeare, immer gleichgültig gegen den Ruhm. Selbst ein so großer Skeptiker wie Voltaire hat von Newton gesagt, daß, wenn das ganze Menschengeschlecht, von der Schöpfung an bis zu seiner Zeit, nach der Stufenfolge des Genies könnte geordnet werden, Isaac Newton an dessen Spitze stehn würde.

Obgleich das Genie oft ein Gesetz in sich selbst ist, so erreicht es doch häufiger noch sein Ziel

durch die Arbeit, welche alles besiegt. Und gerade die Fähigkeit, aufmerksam und angestrengt arbeiten zu können, ist an sich genialer Natur. Man behauptet sogar, daß der große Unterschied zwischen den Menschen weniger in ihrer eigentümlichen Begabung als in ihrer Fähigkeit zur fortwährenden und ausdauernden Arbeit liegt. Es muß jedoch der Funke der schöpferischen Kraft da sein, sonst kann die Arbeit an sich nur wenig nützen. Geniale Menschen sind nicht bloß fleißig und ausdauernd, sie sind zum größten Teil auch Enthusiasten. In betreff der Entdeckungen und Erfindungen kann nichts ohne Enthusiasmus gethan werden. Der geniale Mensch ist gewöhnlich seinem Zeitalter voraus. Er wird nicht nur von seinen Zeitgenossen verkannt, sondern oft von ihnen verfolgt und verhöhnt. Dies war der Fall bei der Entdeckung des Gravitationsgesetzes, der Theorie der Lichtbrechung, der Anwendung der Dampfkraft zu Zwecken der Arbeit und Fortbewegung, der Entwickelungslehre und der neuen Gesetze des Werdens und Umbildens in der Welt um uns her.

Das Genie ist jedoch sich seiner nicht immer so unbewußt, wie es der Fall war bei Shakespeare und Newton. Manche haben nicht nur ihren eigenen Genius erkannt, sondern auch behauptet,

bevor die Welt ihn erkannte. „Nach meinem Tode werdet ihr so leicht nicht wieder einen zweiten John Hunter finden“, sagte der große Physiologe. Dante beanspruchte den ersten Platz unter den Dichtern und predigte zuversichtlich seinen eignen Ruhm. Kepler glaubte, daß das Land, dem er angehörte, sich noch seiner rühmen würde, und daß seine Entdeckungen von nachkommenden Geschlechtern würden beglaubigt werden. Von einem seiner Bücher sagte er: „Ob es von der Nachwelt oder von meinen Zeitgenossen wird gelesen werden, ist gleichgültig; es kann immer ein Jahrhundert lang auf einen Leser warten, wo doch Gott 6000 Jahre gewartet hat, bevor er einen Beobachter wie mich gesandt“. Voltaire rief einmal in der Gesellschaft von Vendôme aus: „Wir alle sind Könige, Fürsten oder Dichter!“ Mirabeau beanspruchte Verwandtschaft mit jedem Genie. Wenn er vom Admiral Coligny sprach, trug er stets Sorge hinzuzufügen: „welcher, nebenbei gesagt, mein Vetter war“.

Goethe hatte die Offenheit zu bekennen, daß er nie irgend ein Lob empfinge, welches er sich nicht schon selber erteilt hätte. Wordsworth empfand vertrauensvoll das Urteil der Nachwelt über seine Dichtungen im voraus und behauptete, es würde schon anerkannt werden, daß er die Fähigkeit seiner

Einbildungskraft an den würdigsten Gegenständen erprobt habe. Und ohne den Wunsch nach teilnehmender Anerkennung von seiten der Nachwelt, wenn die Zeitgenossen sie versagten, hätten geistvolle Männer nicht den notwendigen Trieb haben können, ihre Gedanken durch ihre Dichtungen auszudrücken.

Große Männer sind bis zu einer gewissen Grenze ganz das Erzeugnis ihrer Zeit. Sie werden durch die Zeit, in der sie leben, geschaffen und geformt. Während sie Einfluß ausüben, werden sie selbst durch ihre Zeitgenossen beeinflußt. Ihre Familienumgebung, ihre Kindheit und Erziehung, die politischen und religiösen Meinungen ihres Zeitalters wirken auf ihre Natur und wirken zurück, geben ihrem Charakter eine bestimmte Richtung und erwecken ihre besten Fähigkeiten. Daher erscheinen große Männer, durch die gleichen Ursachen beeinflußt, so oft beisammen in so vielen Gruppen oder Konstellationen. Solch eine Gruppe sehen wir in Rom während des Zeitalters des Augustus, in Spanien während der Regierung Philipps II. und in Frankreich zu Beginn der Regierung Ludwigs XIV. Die Regierung Elisabeths war in auffallender Weise das Zeitalter der großen Engländer — von Shakespeare, Spencer, Bacon, Jonson, Hooker, Sidney, Raleigh, Hawkins, Drake und Cecil.

Unter der Regierung Karls I. zeigt sich eine andere Gruppe großer Namen — Jeremy Taylor, Clarendon, Falkland, Harvey, Milton, Hampden, Pym, Vane, Cromwell, Blake und andere.

In Italien erschien fast zu gleicher Zeit eine Konstellation großer Künstler — Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Perugino, Raffael, Sebastiano de Piombo, Tizian, Correggio, Luini und andere, während im modernen Deutschland eine glänzende Vereinigung großer Dichter und Kritiker zusammentraf — Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Wieland, Schiller, Schlegel, Fichte, Schelling, Richter, und die Humboldts. Wir können hier erwähnen, daß Alexander v. Humboldt im Jahre 1769 das Licht der Welt erblickte. Dasselbe Jahr war das Geburtsjahr von Napoleon I., Wellington, Mehemet Ali, Castlereagh, Brunel dem ältern; und in demselben Jahre wurde der erste Dampfwagen von dem Franzosen Cugnot erbaut, erhielt der Engländer Arkwright das Patent zur Spinnmaschine und der Schotte James Watt das Patent zur Dampfmaschine mit Kondensator.

In Schottland gab es eine wichtige Gruppe, welche außer James Watt noch Adam Smith, Joseph Black, Robison, Hume, Fraser, Tytler und Dugald Stewart umschloß. Watt war nur einer aus einer Schar großer zeitgenössischer Erfinder,

die in großem Maße durch das Bedürfnis ihres Zeitalters erweckt wurden. Sie waren jedoch keine Erfinder von Beruf, nicht einmal Ingenieure. Watt war ein Verfertiger mathematischer Instrumente, Arkwright ein Barbier; Cartwright, der Erfinder der Webemaschine, war ein Geistlicher. Bell, welcher später die Getreidemähmaschine erfand, war ein schottischer Geistlicher; Armstrong, der Erfinder der Wasserkunst, war ein Sachwalter, und Wheatstone, der Erfinder des elektrischen Telegraphen, war ein Instrumentenmacher. Diese großen Männer fanden wirklich ihren wahren Beruf und kämpften sich mannhaft durch alle Prüfungen und Schwierigkeiten hindurch.

Geduld und Ausdauer sind eben so erforderlich zur Leitung öffentlicher und philanthropischer Angelegenheiten wie zur Herstellung eines Buches oder zur Erfindung von Maschinen. Die Geduld ist nicht passiv; im Gegenteil sie ist thätig, manchmal ist sie sogar konzentrierte Kraft. Die großen Staatsmänner sind zum großen Teil geduldig und ausdauernd gewesen. Washington, Adams, Jefferson, Webster, Lincoln und andere amerikanische Staatsmänner zeichneten sich aus durch ihre Arbeitsamkeit. Webster erklärte, daß er nicht wisse, wie das Brot des Müßigganges schmecke. „Ich habe“, sagte er zu einem Freunde,

fünfzig Jahre lang durchschnittlich mehr als zwölf Stunden täglich gearbeitet."

Es ist dies derselbe Fall bei unseren eigenen Staatsmännern gewesen — bei den Männern zur Zeit Elisabeths, den Männern zur Zeit Georgs III. und zur Zeit Victorias, wie bei den bedeutenden Staatsmännern anderer Länder, besonders Deutschlands und Italiens; Raummangel verhindert uns jedoch, bei ihrer bemerkenswerten Arbeitsamkeit zu verweilen.

Drittes Kapitel.

Große junge Menschen.

„Rühmt euch nicht der Verdienste eurer Ahnen,
Ihr Jünglinge, denn es sind eure nie,
Strebt ihnen nach, seid würdig ihrer Namen
Und dann lehnt stolz und freudig euch auf sie,
Denn sie sind starker Halt; nur müßt ihr werden
Erst Männer, ihnen gleich an Wert auf Erden."

Ben Jonson.

Die Jugend einer Nation ist eine Gewähr für die Nachwelt . . . Die Geschichte der Helden ist eine Geschichte der Jugend. —

Lord Beaconsfield.

Ein Mensch, noch jung an Jahren, kann alt an Stunden sein, wenn er keine Zeit verloren hat. Aber das geschieht selten. Gewöhnlich gleicht die Jugend dem ersten Nachdenken, das nicht so überlegend ist wie das zweite; denn es giebt eine Jugend den Gedanken sowohl als dem Alter nach. Doch ist die Einbildungskraft junger Menschen lebhafter als die alter Leute, und der Strom der Phantasie überflutet ihre Seele besser, so zu sagen göttlicher.

Bacon.

Die Welt ist zum größten Teil jung. Aus Kindern, Knaben und Mädchen, Jünglingen und Jungfrauen setzt sich der größere Teil der menschlichen Gesellschaft zusammen. Daher die Wichtigkeit,

welche wir der Erziehung beimessen. Die Jugend ist die Zeit des Werdens und der Entwickelung, der Thätigkeit und Lebhaftigkeit, der Einbildungskraft und des Impulses. Der Same der Tugend, in der Jugend gesäet, wächst zu guten Worten und Thaten und reift schließlich zu Gewohnheiten. Wo Geist und Herz nicht genügend in der Jugend sind gepflegt worden, kann man dem Nahen des Mannesalters mit Furcht, wenn nicht mit Verzweiflung entgegensehn. Southey sagt: „Lebe so lange du kannst, die ersten zwanzig Jahre sind die längste Hälfte deines Lebens; sie erscheinen so, während sie enteilen, sie scheinen so gewesen zu sein, wenn wir darauf zurückblicken, und sie nehmen mehr Raum ein in unserer Erinnerung als alle Jahre, welche ihnen folgen“.

Jedes menschliche Wesen enthält das Ideal eines vollkommenen Menschen, gemäß dem Urbild, wonach der Schöpfer ihn erschaffen; gerade wie der Marmorblock das Bild eines Apolls enthält, um durch den Bildhauer zu einer vollkommenen Statue geschaffen zu werden. Es ist das Ziel der Erziehung, die Keime der bessern Natur des Menschen zu entwickeln, wie es das Ziel des Bildhauers ist, die Statue aus dem Marmorblock hervortreten zu lassen.

Die Erziehung beginnt und endet mit dem Leben. In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich

von dem Werk des Bildhauers. Es giebt keine Sonnenwende in der menschlichen Entwickelung. Der Körper mag derselbe bleiben an Gestalt und Zügen, aber der Geist hat beständigen Wechsel zu erleiden. Gedanken, Wünsche, der Geschmack, alles verändert sich durch unmerkliche Abstufungen von Jahr zu Jahr, und es ist der Zweck des Lebens und der Erziehung, oder sollte es vielmehr sein, die besten Formen des Wesens zu entwickeln. Wir wissen nur wenig von den Umständen, welche das Zunehmen des Verstandes bestimmen, noch weniger von denen, welche das Herz beeinflussen. Dennoch enthüllen sich die Grundzüge des Charakters gewöhnlich früh. Eine Handlung des Willens, eine Äußerung des Geschmackes, selbst ein heftiger Blick lüften manchmal eine Ecke des Schleiers, welcher die junge Seele verhüllt, und zeigen einen Schimmer des zukünftigen Menschen. Zu gleicher Zeit sind das Wissen und die Liebe zum Wissen nicht notwendigerweise begleitet von reinem Geschmack und guten Gewohnheiten oder den sozialen Tugenden, welche wesentlich sind zur Bildung eines edlen Charakters.

Es giebt jedoch kein genaues und absolutes Gesetz in dieser Sache. Ein wohlbekannter Bischof hat gesagt, daß „kleine Herzen und große Köpfe durch viele Erziehungsarten geschaffen werden“.

Die gewissenhafte Pflege des Verstandes ist gleichfalls eine Pflicht, welche alle sich selbst eben so sehr wie der menschlichen Gesellschaft schuldig sind. Durch langes Warten und fleißiges Arbeiten, durch geduldiges Fortfahren im Gutesthun, können wir gewöhnlich hoffen, irgend einen dauernden Nutzen zu erzielen. Der Kopf sollte immer dem Herzen nahe sein, um die größten geistigen Kräfte zu befähigen, mit wirklichem Erfolg zu arbeiten. „Das Leben des Menschen", sagt Emerson, „gleicht in der That einem wirklichen Roman, und wird, tapfer geführt, der Einbildungskraft eine höhere Freude gewähren als jegliche Dichtung."

Die Verschiedenheit des Alters, in welchem die Menschen die Fähigkeit des Denkens entfalten und die Reife des Verstandes, selbst der Phantasie, erlangen, ist sehr groß. „Es giebt einige", sagt Bacon, „welche für ihre Jahre eine frühzeitige Reife haben, welche bald verwelkt"; übereinstimmend mit den Worten des Quintilianus: „Inanibus artistis ante messem flavescunt". Dies findet seine Anwendung auf frühreife Kinder, welche oft wunderbar in ihrem Wissen erfunden werden, so lange sie jung und unreif an Jahren sind, von denen man aber nichts hört, wenn sie erwachsen sind. Frühreife ist oft nur eine Krankheit — die Überreiztheit einer nervösen Organisation oder die übergroße

Thätigkeit eines zarten Gehirns. Der Knabe Heinecken von Lübeck lernte den größeren Teil des Alten und Neuen Testaments in seinem zweiten Jahre; er konnte lateinisch und französisch sprechen in seinem dritten Jahre; er studierte Religion und Kirchengeschichte in seinem vierten Jahre und wurde schließlich, da er reizbar und schwächlich war, krank und starb in seinem fünften Jahre. Von diesem armen Kinde kann man mit Bacons Worten sagen, daß „Phaëthons Sonnenwagen nur einen Tag fuhr“. Eltern und Lehrer vergessen manchmal, daß es der eigentliche Beruf eines Kindes ist zu wachsen, daß das Gehirn in jungen Jahren nicht überangestrengt werden kann ohne ernsten Nachteil für die Gesundheit des Körpers; daß der Körper — Muskeln, Lunge und Magen — zuerst zur gesunden Kräftigung muß gelangt sein, und daß das Gehirn eines der Organe ist, welche zuletzt zur Reife gelangen. In der Kindheit ist wirklich die Verdauung von größerer Wichtigkeit als das Denken, sind die Leibesbewegungen notwendig zur Pflege des Geistes und ist die Disziplin besser als Kenntnisse. Es giebt viele Beispiele von frühreifen Kindern, welche nur blühen, um zu welken und ihren kurzen Lebenslauf in wenigen Jahren beendet haben. Die Anspannung ihres Nervensystems ist größer, als ihre körperliche Beschaffenheit zu ertragen

vermag, und sie sterben, nachdem sie kaum angefangen haben zu leben. Knaben sowohl wie Mädchen sind heutzutage zu sehr angestrengt durch Sitzen, Lernen, Studieren und Hersagen der Lektionen. Ihr Gehirn arbeitet zu viel, ihr Körper zu wenig, und die Folge davon ist Kopfschmerz, Aufgeregtheit, Reizbarkeit und am Ende gar Kraftlosigkeit und Krankheit.

Die Jugend wird nicht nur des richtigen Gebrauchs ihrer Hände und Finger, sondern auch des richtigen Gebrauchs ihrer Augen beraubt, und die junge Generation wächst heran mit nutzlosen Händen sowohl als mit kurzsichtigen Augen. Der Zweck der Erziehung ist es nicht, eine Menge Wissen ins Gehirn zu stopfen, sondern den Geist und den Charakter zu bilden und zu entwickeln. Beim Unterrichten von Knaben und Mädchen kann man am besten ermessen, wie ihre Fähigkeiten auszubilden sind, wozu notwendigerweise auch die Übung der körperlichen Kräfte gehört. Wenn dies mehr beachtet würde, gäbe es weniger Klagen über die Überbürdung des Gehirns der Kinder.

Es giebt jedoch manchmal Kinder, die weniger zart sind — besonders Knaben —, die dem gefährlichen Einfluß der Überreizung widerstehen und am Leben bleiben, um die Verheißungen ihrer Jugend zu erfüllen. Dies hat man besonders bei

großen Musikern beobachtet. Aber hier handelt es sich weniger um Überbürdung, denn die Kunst kommt auf natürliche Weise und verursacht nur angenehme Erregung. Dies war besonders der Fall bei dem großen Meister Händel, der eine Reihe von Sonaten komponierte, als er erst zehn Jahre alt war. Sein Vater, ein Doktor, bestimmte ihn zum Studium der Rechte und verbot ihm, ein Musikinstrument zu berühren. Er vermied es selbst, den Knaben in eine öffentliche Schule zu schicken, weil er dort gelernt hätte, eine Tonleiter zu singen. Aber die Leidenschaft des jungen Händel für Musik ließ sich nicht unterdrücken. Er fand Mittel und Wege, sich ein stummes Spinett zu verschaffen, verbarg es auf einer Bodenkammer und übte auf dem stummen Instrument, wenn im Hause alles schlief. Der Herzog von Sachsen-Weißenfels hörte endlich von des Knaben Leidenschaft und vermittelte die Sache bei dessen Vater. Nun erst wurde ihm gestattet, dem Zuge seines Genius zu folgen. In seinem 14. Jahre spielte Händel vor dem Publikum, in seinem 16. komponierte er seine erste Oper „Almira“; im folgenden Jahre produzierte er „Florindo“ und „Nero“. Während er in seinem 21. Jahre in Florenz war, komponierte er seinen „Rodrigo“, und in seinem 26. Jahre schuf er in London seine berühmte Oper „Rinaldo“. Er fuhr fort, neue Werke zu schaffen —

Opern und Oratorien; im Jahre 1741, in seinem 57. Lebensjahre stehend, komponierte er sein großes Werk, den „Messias“, in dem kurzen Zeitraume von 23 Tagen. Bei Händel übte die Frühreife des Knaben keinen schädlichen Einfluß aus auf die Schöpfungen des Mannes, denn gerade seine größten Werke wurden in seinem späteren Leben geschaffen, zwischen seinem 54. und 67. Lebensjahr.

Haydn war fast eben so frühreif als Musiker wie Händel, da er mit dreizehn Jahren eine Messe komponierte; die schönsten Erzeugnisse seines Genius waren seine letzten Kompositionen, nachdem er ein Sechzigjähriger geworden war. Die „Schöpfung“, wahrscheinlich sein größtes Werk, komponierte er mit 65 Jahren.

Johann Sebastian Bach hatte fast eben so viel Schwierigkeiten im Erlangen der ersten musikalischen Kenntnisse zu überwinden wie Händel. Sein älterer Bruder, der Organist Johann Christoph, war eifersüchtig auf ihn und versteckte einen Band, der eine Sammlung Stücke der besten Klavierkomponisten enthielt. Aber Sebastian fand das Buch in einem Schranke, in dem es eingeschlossen gewesen, trug es in sein Zimmer und saß nachts auf — ohne Licht —, um es beim schwachen Schein der Sommernacht und manchmal des Mondes abzuschreiben. Sein Bruder entdeckte

endlich die geheime Arbeit und war grausam genug, ihm sowohl das Buch wie die Abschrift wegzunehmen. Aber weder Hindernisse noch Schwierigkeiten konnten der Kraft seines Genius Widerstand leisten. Mit achtzehn Jahren finden wir ihn als Hofmusiker in Weimar, und von dieser Zeit an stieg er reißend schnell empor. Er hatte nur einen Rivalen als Orgelspieler, und das war Händel.

Aber von allen musikalischen Wundern war Mozart das größte. Er scheint nur durch Anschauung spielen gelernt zu haben. Vier Jahre alt komponierte er Melodien, bevor er schreiben konnte. Zwei Jahre später schrieb er ein Konzert für das Klavier. Mit zwölf Jahren komponierte er seine erste Oper „La finta semplice“. Schon in diesem zarten Alter fand er nicht seines gleichen auf dem Klavier. Die Professoren Europas standen verwirrt vor einem Knaben, der Fugen über ein gegebenes Thema improvisierte und darauf auf seines Vaters Stock einen Steckenpferdritt rund um das Zimmer machte. Mozart war ein Wunderkind und wurde von seinem Vater zur Schaustellung in die Hauptstädte Europas geführt, wo man ihn sehen konnte in seinem kleinen dunkelbraunen Rock, seiner Samthose, seinen Schnallenschuhen und lang fliegendem, gelocktem, hinten

festgebundenem Haar. Sein Vater schlug ein gutes Stück Geld aus des Knaben Genie. Ohne Rücksicht auf seine äußerst zarte Gesundheit, fütterte er ihn mit Überreizung. Dennoch war der Knabe voll lärmender Fröhlichkeit, wenn er sich wohl fühlte. Obgleich ein Meister in der Musik, war er ein Kind in allen anderen Dingen. Seine Oper „Mithridates“, die er mit vierzehn Jahren schuf, wurde zwanzigmal hinter einander gegeben, und drei Jahre später erlebte sein „Lucio Silla“ sechsundzwanzig aufeinanderfolgende Aufführungen. Größere Werke folgten darauf — der „Idomeneo“, mit 25 Jahren geschrieben, „Figaros Hochzeit“ mit 30 Jahren, „Don Juan“ mit 31, „Titus“ und die „Zauberflöte“ mit 35 und das „Requiem“ mit 36 Jahren. Er schrieb das letzte Werk auf seinem Totenbette und starb im Jahre 1792, aufgerieben durch schwere oder vielmehr unregelmäßige Arbeit und übermäßig anstrengende Lebensweise. Der Komponist des „Requiem“ hinterließ nur das Notwendigste zu seinem Begräbnis.

Beethoven war nicht so frühreif als Händel oder Mozart. Seine Musik war bis zu einem gewissen Grad in ihn hineingeprügelt worden durch seinen Vater, der ein Wunderkind aus ihm machen wollte. Der junge Beethoven spielte mit 13 Jahren vor dem Publikum, obgleich er nicht vor vollendetem

21. Jahre anfing, die großen Werke zu schaffen, die seinen Ruf begründet haben.

Die meisten der übrigen großen deutschen Komponisten gaben frühzeitig Beweise ihres musikalischen Genies. Winter spielte schon mit zehn Jahren in der Kapelle des Königs von Bayern und schuf seine erste Oper, „Bellerophon“, mit 25 Jahren. Obgleich Weber ein Unband von einem Knaben war, hatte er eine wunderbare Begabung für Musik. Seine ersten sechs Fugen wurden in Salzburg veröffentlicht, als er erst zwölf Jahre alt war. Seine erste Oper „Das Waldmädchen“ wurde in Wien, Prag und Petersburg aufgeführt, als er 14 Jahre alt war; er komponierte darauf Messen, Sonaten, Violintrios, Lieder und andere Werke, bis er in seinem 36. Jahre die Oper „Der Freischütz“ schuf, wodurch sein Ruhm seinen Gipfelpunkt erreichte. Mendelssohn versuchte schon zu spielen, bevor er sprechen konnte. Er schrieb drei Quartette für Piano, Violine, Bratsche und Cello noch vor vollendeten 12. Lebensjahre, komponierte seine erste größere Oper „Die Hochzeit des Gamacho“ in seinem 16., seine Sonate in B moll im 18., seinen „Sommernachtstraum“ noch vor dem 20., seine Reformations-Symphonie im 22. Lebensjahre und all seine anderen großen Werke in der Zeit bis zu seinem 38. Jahre, wo er starb. Meyerbeer war ein

weiteres musikalisches Wunder. Mit neun Jahren war er ein ausgezeichneter Pianist, mit zehn Jahren begann er zu komponieren, und als er achtzehn Jahre alt war, wurde seine erste dramatische Komposition in München öffentlich aufgeführt; aber erst als er sein 37. Lebensjahr erreicht hatte, schuf er sein großes Werk „Robert der Teufel“, welches ihm einen Weltruf sicherte.

In Carlyles „Leben Schillers“ finden wir eine interessante Erwähnung Daniel Schubarts, des Musikers, Poeten und Predigers. Er war „abwechselnd alles und nichts lange“. Sein Leben war eine Reihenfolge verschiedener Paroxysmen — des Studiums, des Müßiggangs und der Ausschweifung. Er war ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten: ein vortrefflicher Musiker, ein großer Prediger, ein begabter Zeitungsherausgeber. Er wurde abwechselnd gefeiert, eingekerkert und verbannt. Nachdem er wie ein Irrlicht durchs Leben geflackert war, starb er in seinem 52. Lebensjahre und ließ seine Frau und seine Kinder im Elend zurück. Sehr verschieden von ihm war Franz Schubert, das musikalische Wunder Wiens, obgleich dessen Leben nicht glücklicher war als das Schubarts. Als Kind spielte er schon Violine, Orgel und Klavier. Mit 18 Jahren komponierte er seinen volkstümlichen „Erlkönig“ — er kritzelte

die Noten rasch nieder, nachdem er den Text zweimal überlesen hatte Sein Genie brachte die lieblichsten musikalischen Phantasien hervor, wie seine veröffentlichten Werke so reichlich beweisen. Man nimmt an, daß er über 500 Lieder komponiert hat, außer seinen Opern, Messen, Sonaten, Symphonien und Quartetten. Er starb, erst 31 Jahre alt, aller Hülfsmittel entblößt.

Die Komponisten Italiens können dieselben frühreifen Zeichen des Genies aufzeigen. Spontini komponierte seine erste Oper: „I Puntigli delle Donne“ mit 17 Jahren, und deren vollkommener Erfolg trug seinen Ruhm über ganz Italien. Cherubini schrieb mit 13 Jahren eine Messe und eine Motette, welche großes Aufsehen in seiner Vaterstadt Florenz erregten. Paesiello komponierte mit 14 Jahren ein komisches Intermezzo und wurde mit 22 Jahren beauftragt, eine Oper für das Haupttheater Bolognas zu komponieren. Cimarosa, der Schuhflickerssohn, schrieb mit 19 Jahren seine erste musikalische Arbeit. Paganini spielte mit acht Jahren Violine und verfaßte in demselben Alter eine Sonate. Rossinis Vater war ein Hornbläser im Orchester einer umherziehenden Operntruppe, bei der seine Mutter eine Sängerin zweiten Ranges war. Im Alter von zehn Jahren spielte Rossini das zweite Horn neben seinem Vater. Er sang

später so lange in den Chören mit, bis seine Stimme brach. Mit 18 Jahren komponierte er seine erste Oper „La Cambiale di Matrimonio“, und drei Jahre später seinen „Tancred“, der seinen Ruhm über ganz Europa verbreitete.

Die französischen Komponisten Boieldieu, Grétry und Halévy gaben schon in jungen Jahren Beweise ihres musikalischen Genies. Boieldieu schrieb seine erste einaktige Oper mit achtzehn Jahren; Grétrys Lieder wurden überall gesungen, als er 20 Jahre alt war; in demselben Alter erhielt Halévy den ersten Preis für seine Kantate „Hermione“.

Obgleich die Engländer bisher nicht groß gewesen sind in musikalischer Komposition, schuf Purcell einige seiner besten Gesänge als Chorknabe zu Westminster. Crotch war ein frühreifer Knabe, der die Erwartungen nicht erfüllte. Obgleich er mit vier Jahren Orgel spielte, ist kaum eine Note unter seinen musikalischen Erzeugnissen, die er nicht seinen Vorgängern oder Zeitgenossen verdankte. Die beiden Wesleys waren frühreif. Charles spielte mit drei Jahren Klavier, während seine Mutter ihn am Stuhl festzubinden pflegte, damit er nicht herunterfallen sollte. Balfe komponierte, erst neun Jahre alt, sein Lied „Des Liebhabers Irrtum“, und Madame Vestris sang dasselbe unter großem Beifall in „Paul Pry“.

Es ist wert bemerkt zu werden, daß kein Beispiel musikalischer Frühreife oder selbst musikalischen Genies sich unter Mädchen gezeigt hat. Es mag einige Wunderkinder gegeben haben, aber sie haben es zu nichts gebracht. Es hat keinen weiblichen Bach, Händel oder Mozart gegeben. Und doch wird hundert Mädchen Musik gelehrt im Verhältnis zu einem Knaben, auch haben sie nicht solche Hindernisse zu besiegen, wie sich dieselben den Knaben entgegenstellen. Wir können auch noch bemerken, daß das musikalische Genie ein sehr aufreibendes zu sein scheint. Obgleich Händel und Rossini alte Männer wurden, starb Schubert mit 31, Mozart mit 36, Purcell mit 37, Mendelssohn mit 38 und Weber mit 40 Jahren; diese großen Komponisten scheinen durch ihr eigenes Feuer verzehrt worden zu sein. Rossini schrieb seinen „Wilhelm Tell“ mit 37 Jahren, worauf er nur noch wenig komponierte. Sein „Stabat mater“ schuf er mit 50 Jahren. Er war ein weiser Mann, denn er verstand es, zur rechten Zeit aufzuhören.

Das Leben der Maler und Bildhauer kann manche Beweise frühzeitiger Verheißung aufzeigen. Das größte Beispiel von allen, das Michel Angelos, zeigte die Richtung, wohin sein Genie zielte. Er wurde als Kind auf das Land geschickt, um von der Frau eines Steinhauers genährt zu werden,

was ihn in späteren Jahren veranlaßte zu sagen, daß er die Liebe zu Hammer und Meißel mit der Muttermilch eingesogen habe. Von zartester Kindheit an entfaltete er eine gewaltige Leidenschaft zum Zeichnen. Sobald er seine Hände und Finger benutzen konnte, bedeckte er die Wände im Hause des Steinhauers mit seinen groben Skizzen und setzte, nach Florenz zurückgekehrt, diese Übung auf dem Hausflur seines väterlichen Hauses fort. In der Schule machte er wenig Fortschritte in seinen Büchern, fuhr aber unermüdlich in dem Gebrauch seines Stiftes fort und verbrachte viel Zeit damit, die Ateliers der Maler zu besuchen. Da der Beruf eines Künstlers damals in schlechtem Ansehen stand, wandte sein Vater, der aus einer alten und berühmten Familie war, zuerst moralische Überredung bei seinem Sohne Michel an, und, als dieselbe fehlschlug, körperliche Züchtigung. Er erklärte leidenschaftlich, daß kein Sohn seines Hauses je ein elender Bildhauer werden solle. Doch vergeblich! Der Sohn wollte ein Künstler werden und nichts weiter.

Der Vater wurde zuletzt besiegt und willigte widerstrebend ein, ihn als Schüler zu Ghirlandajo zu geben. Daß er inzwischen große Fortschritte in der Kunst gemacht hatte, geht aus der Thatsache hervor, daß sein Meister in dem Vertrag

(in Vasaris Künstler-Biographien abgedruckt) festsetzte, eine monatliche Entschädigung an den Vater für die Dienste des Sohnes zahlen zu wollen. Des jungen Buonarrotis Fortschritte waren so reißend, daß er nicht nur die anderen Schüler seines Meisters, sondern auch den Meister selbst übertraf. Aber der Anblick der Statuen in den Gärten des Lorenzo de Medici begeisterte ihn so sehr, daß er beschloß, kein Maler zu werden, sondern sich der Bildhauerkunst zu widmen. Sein Fortschritt in diesem Zweige der Kunst war so groß, daß er in seinem 18. Lebensjahre sein Basrelief: „Die Schlacht der Centauren", in seinem 20. Jahr seine berühmte Statue „Der schlafende Cupido" und bald darauf seine riesenhafte Marmorstatue des „David" ausführte. Zur Kunst der Malerei zurückkehrend, schuf er einige seiner größten Werke in rascher Aufeinanderfolge. Noch vor Vollendung seines 29. Lebensjahres hatte er seinen Carton gemalt, die Darstellung eines Vorfalls in den Kämpfen gegen Pisa, wo eine Schar Soldaten, während des Badens überrascht, auffährt, um den Feind zurückzuwerfen. Benvenuto Cellini hat gesagt, daß diesem Werk kein zweites gleichgekommen sei von seinen späteren Erzeugnissen.

Raffael war auch ein wunderbar frühreifer Jüngling, obgleich sein Vater, ungleich dem Vater

Michel Angelos, der Ausbildung seines Genies jegliche Ermutigung angedeihn ließ. Er war schon bedeutend in seiner Kunst im Alter von 17 Jahren. Man sagt, daß ihn der Anblick der großen Werke von Michel Angelo, welche die Sixtinische Kapelle in Rom schmücken, begeistert habe. Mit der einem großen Geist natürlichen Offenheit dankte er Gott, daß er ihn in gleichem Zeitalter mit einem so großen Künstler habe geboren werden lassen. Raffael malte seine „Schule von Athen" in seinem 25. Jahre und seine „Verklärung Christi" mit 37 Jahren, worauf er starb. Dieses letztere Gemälde wurde bei seinem Leichenbegängnis bis zu seinem Grabe im Pantheon getragen; obwohl es unvollendet geblieben ist, wird es für das beste Gemälde der Welt gehalten.

Lionardo da Vinci gab schon früh Zeichen seines hervorragenden Genies. Er war geschickt in der Arithmetik, der Musik und dem Zeichnen. Als Schüler unter Verrocchio malte er einen Engel in einem Gemälde seines Meisters „Die Taufe Christi". Derselbe war so vorzüglich gemalt, daß Verrocchio, die Überlegenheit seines Schülers fühlend, von der Zeit an voll Verzweiflung das Malen selbst aufgab. Als Lionardo im reiferen Alter stand, wurde sein Genie für fast universell gehalten. Er war groß

als Mathematiker, Baumeister und Ingenieur, als Musiker und als Maler.

Als Guercino erst zehn Jahre alt war, malte er eine Gestalt der Jungfrau an die Vorderseite seines väterlichen Hauses, welche sehr bewundert wurde; sie bewies das Genie, von dem er später so viele Beweise gab. Tintoretto war so geschickt mit seinem Stift und Pinsel, daß sein Meister Tizian eifersüchtig wurde und ihm seinen Unterricht nicht mehr erteilen wollte. Aber dieser Schlag hatte nur die Wirkung, seiner Energie erhöhte Kraft zu verleihen; er arbeitete mit solcher Schnelligkeit, daß man ihn „Il Furioso“ zu nennen pflegte, bis es ihm gelang, als einer der größten und fruchtbarsten Maler Italiens anerkannt zu werden.

Man sagt von Canova, daß er schon mit vier Jahren Zeichen seines Genies gegeben habe, indem er einen Löwen aus einer Rolle Butter modellierte. Mit vierzehn Jahren fing er an, Statuen aus dem Marmor heraus zu meißeln, und eilte nun von einem Triumph zum anderen. Thorwaldsen schnitzte mit dreizehn Jahren Köpfe zu Schiffsbildern, während er im Geschäft seines Vaters, eines Holzschnitzers, arbeitete. Mit fünfzehn Jahren trug er die silberne Medaille der Akademie der Künste zu Kopenhagen davon für sein Bas-

relief „Ruhender Cupido“, und im Alter von zwanzig Jahren erhielt er die goldne Medaille für seine Zeichnung „Heliodorus aus dem Tempel getrieben“.

Claude Joseph Vernet zeichnete mit Geschick in seinem fünften Jahr und war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Gemälde berühmt wurden. Paul Potter malte sein größtes Bild — den berühmten „Stier“ im Museum zu Haag — in seinem 22. Jahr und legte seinen Pinsel nieder, bevor er das 29. Jahr erreicht hatte. Wilkie konnte zeichnen, noch bevor er lesen konnte, und malte schon, als er noch nicht richtig buchstabieren konnte. Er malte seinen „Jahrmarkt“, der über 140 Figuren enthält, in seinem neunzehnten Jahre. Sir Edwin Landseer malte sein Bild „Kämpfende Hunde“ mit sechzehn Jahren; das Gemälde wurde sehr bewundert und sofort verkauft und in Kupfer gestochen.

Dichter haben auch, gleich den Musikern und Künstlern, in vielen Fällen schon frühzeitig Beweise ihres Genies gegeben, besonders Dichter von einem reizbaren, glühenden, leidenschaftlichen Charakter. Die großen italienischen Dichter — Dante, Tasso, Alfieri — waren ganz besonders frühreif. Dante zeigte dies dadurch, daß er als Knabe von neun Jahren sich leidenschaftlich in Beatrice, ein Mädchen

von acht Jahren, verliebte, und diese Leidenschaft wurde das leitende Prinzip seines Lebens und die Quelle der erhabensten Schöpfungen seiner Muse. Tassos Genius besaß dasselbe feinfühlige, leidenschaftliche Temperament: er war schon Dichter, als er noch Kind war. Als er mit zehn Jahren im Begriff stand, zu seinem Vater nach Rom zu reisen, verfaßte er eine Kanzone über den Abschied von seiner Mutter und Schwester in Neapel und verglich sich in derselben mit Ascanius, der mit seinem Vater Äneas aus Troja entfloh. Mit 17 Jahren verfaßte er seinen „Rinaldo“ in zwölf Gesängen, mit 31 Jahren hatte er sein großes Gedicht: „Das befreite Jerusalem“ vollendet, welches er mit 21 Jahren begonnen hatte.

Metastasio improvisierte als Knabe von zehn Jahren in den Straßen Roms, und der Lustspieldichter Goldoni schrieb mit acht Jahren den Entwurf seines ersten Stückes. Goldoni war ein großer Thunichtgut. Er lief wiederholt von der Schule und Universität fort, um sich einer Truppe umherziehender Schauspieler anzuschließen. Seine Verwandten holten ihn von Zeit zu Zeit zurück und veranlaßten ihn zum Studium der Rechtswissenschaft, in der er später mit bedeutendem Erfolg in Pisa praktizierte; aber die Liebe zur Bühne überwog alles, so daß er schließlich Bühnen-

dichter wurde und während des größten Teiles seines Lebens unausgesetzt Komödien schrieb.

Alfieri, den viele den Byron Italiens genannt haben, war einer der merkwürdigsten jungen Menschen seiner Zeit. Wie viele frühreife Dichter war er von sehr zarter Gesundheit in seiner Kindheit und ganz unnatürlich gedankenvoll und empfindsam. Mit acht Jahren versuchte er während eines Anfalls von Schwermut sich zu vergiften, indem er Kräuter aß, die er für Schierling hielt. Aber ihre Wirkung bestand darin, ihn krank zu machen. Er wurde in seinem Zimmer eingeschlossen und darauf mit der Nachtmütze in die nächste Kirche geschickt. „Wer weiß", sagte er später, „ob ich es nicht jener gesegneten Nachtmütze verdanke, daß ich einer der wahrheitsliebendsten Menschen geworden bin." Als er mit sechzehn Jahren in Genua war, erfüllte ihn der erste Anblick des Ozeans mit Entzücken. Während er auf denselben blickte, ergriff ihn eine unerklärliche Sehnsucht und er fühlte zum ersten Male, daß er ein Dichter sei. Obgleich er reich war, fehlte ihm jegliche Erziehung und er war unfähig, die Gedanken, welche in ihm wogten, in Worte zu kleiden. Er ging zurück zu seinen Büchern und darauf auf die Hochschule; später reiste er ins Ausland, eilte von Stadt zu Stadt, besuchte London, fand nichts als Langeweile und

Schwermut bei allen Zerstreuungen und verliebte sich endlich leidenschaftlich mit 19 Jahren. Enttäuscht, weil seine Liebe nicht erwidert wurde, wollte es ihm fast das Herz brechen und er beschloß zu sterben; sein Kammerdiener rettete ihm jedoch das Leben. Er genas, verliebte sich aufs neue, wurde wieder enttäuscht und zog sich nun auf sein Zimmer zurück, schnitt sein Haar ab und begann in der selbstgewählten Einsamkeit Verse zu schreiben, eine Beschäftigung, die er schließlich zu seinem Lebensberuf machte. Seine erste Tragödie „Cleopatra“ wurde in Turin gedichtet und aufgeführt, als er 26 Jahre alt war, und in den sieben folgenden Jahren verfaßte er vierzehn seiner größten Tragödien.

In der Poesie entfaltete sich zuerst der Genius eines Cervantes. Bevor er sein 20. Jahr erreicht hatte, waren schon verschiedene Romanzen und Balladen von ihm gedichtet worden, auch ein Hirtengedicht, „Felena“ benannt. Wieland war einer der frühreifsten aller deutschen Dichter. Er konnte mit drei Jahren lesen, mit sieben Jahren den Cornelius Nepos übersetzen, und mit dreizehn Jahren ersann er ein episches Gedicht. Wie bei anderen Dichtern mußte die Liebe ihn erst zu Versen antreiben, denn mit sechzehn Jahren schrieb er sein erstes didaktisches Gedicht: „Die vollkommenste

Welt". Das Genie Klopstocks offenbarte sich auch schon sehr früh. Er war ein ausgelassener Knabe, ein ungestümer Student, ein verliebter Jüngling und ein bewunderter Dichter. Er ersann und dichtete auch schon teilweise seine „Messiade", bevor er das 20. Lebensjahr erreicht hatte, obgleich die drei ersten Gesänge erst vier Jahre später veröffentlicht wurden. Die „Messiade" erregte ein außerordentliches Aufsehen und war von ungeheurem Einfluß auf die deutsche Litteratur.

Schillers Geist fühlte sich schon im zarten Alter leidenschaftlich zur Poesie hingezogen. Man erzählt von ihm, daß er einmal während eines Gewitters an einem Baumzweig hangend gefunden wurde, auf den er geklettert war, um zu sehen, „woher der Blitz eigentlich käme, der so wundervoll anzusehen sei". Es war dies sehr charakteristisch für das leidenschaftliche und eigenartige Gemüt des Knaben. Durch das Lesen von Klopstocks Gedichten wurde er zu dichterischem Schaffen begeistert, doch wandte sich sein Geist zuerst der frommen Poesie zu; als er 14 Jahre alt war, hatte er ein episches Gedicht vollendet, „Moses" genannt. Goethe war ein frühreifes Kind, in so hohem Maße, daß er deutsch, französisch, italienisch, lateinisch und griechisch schreiben konnte, noch bevor er acht Jahre alt war. Er hatte in diesem zarten

Alter beängstigende Gedanken über die Religion. Er ersann eine Art der Anbetung „des Gottes der Natur“ und brachte selbst Brandopfer dar. Musik, Zeichnen, Naturwissenschaft, fremde Sprachen — alles hatte seinen besondern Reiz für den wunderbar begabten Knaben. Der glühend begeisterte und tapfere Körner fand den Tod, den er ersehnte, auf dem Schlachtfelde, um der Freiheit des Vaterlandes willen — im frühen Alter von 22 Jahren. Als Knabe war er zart und kränklich, dennoch besaß er die echte poetische Begabung. Mit 19 Jahren gab er seinen ersten Band Gedichte heraus und sein letztes Gedicht, das „Schwertlied“, schrieb er nur zwei Stunden vor dem Scharmützel, in welchem er fiel. Auch Novalis war ein deutscher vielversprechender Dichter, der alles erfüllte, was er verheißen, bis zu seinem 29. Jahre, wo er starb.

Viele gleiche Beispiele von früher Verheißung sowohl wie von Erfüllung derselben, können wir von französischen und englischen Dichtern berichten. In der That entfaltet sich das poetische Genie — abhängig wie es ist von besonderer Körperbeschaffenheit und eigenartigem Temperament — immer am frühesten, und wenn es sich bis zum Alter von zwanzig Jahren nicht gezeigt hat, wird es höchst wahrscheinlich sich gar nicht mehr zeigen.

Montaigne hat die Ansicht ausgesprochen, daß unser Geist in diesem Alter zur Reife gelangt ist. „Ein Geist“, sagt er, „der bis zu dieser Zeit noch keinen ersichtlichen Beweis seiner Kraft und Tugend gegeben hat, wird es später niemals thun. Natürliche Fähigkeiten und Talente werden, entweder bis zu diesem Zeitpunkte oder sonst nie, zeigen, was sie an Kraft und Schönheit hervorbringen können *).“ Diese Behauptung, obwohl vielleicht zu schroff klingend, ist im großen und ganzen wahr. Geist und Gemüt geben die Verheißung ihrer wahren Eigenschaften in der Jugend, und obwohl manche Blumen spät blühen, kommen doch die meisten im Frühling und Sommer leichter zur Blüte als im Herbst und Winter des Lebens.

Der irländische Dichter Moore hat beobachtet, daß fast alle Komödien ersten Ranges und viele der besten Tragödien die Erzeugnisse der Jünglingsjahre sind. Lope de Vega und Calderon, zwei der fruchtbarsten Dramatiker, begannen sehr früh zu schreiben, der eine mit zwölf, der andere mit dreizehn Jahren. Der erstere deklamierte Verse seiner eigenen Komposition, die er niederschrieb und bei seinen Spielgefährten austauschte gegen Drucksachen und Spielzeug. Mit zwölf Jahren hatte

---

*) Montaignes Essais, 1. Buch, 57. Kap.: „Vom Alter“.

er, nach seinem eignen Bericht, nicht nur kurze Stücke geschrieben, sondern ganze Dramen verfaßt. Sein heroisches Hirtengedicht „Arcadia" veröffentlichte er im Alter von 18 Jahren. Er war mit der spanischen Armada, in ihrem Angriff auf England 1588. Er stand damals in seinem 26. Lebensjahre und schrieb während jener gefährlichen und fruchtlosen Fahrt verschiedene seiner Gedichte. Doch erst nach seiner Rückkehr nach Spanien und seinem Eintritt in den Priesterstand verfaßte er die vielen hundert Stücke, durch welche sein Name so berühmt geworden ist. Calderon war auch in seiner Jugend ein höchst fruchtbarer Dramenschreiber und fügte zu dem Schatz der nationalen Litteratur mehr als 400 Dramen hinzu. Er schrieb sein erstes Werk, „Carro del Cielo", mit 13 Jahren. Er wurde im 50. Lebensjahre Priester und schrieb nur noch religiöse Dramen, nachdem er in die Kirche eingetreten.

Diese jungen spanischen Dramatiker erreichten ihre Reife schon in einer frühen Lebensperiode. Gleich den Mädchen des Südens, die, von der Sonne gereift, früh mannbar werden, vollendeten sie alle ihre großen Werke, lange bevor sie die Mitte ihres Lebens erklommen hatten. In nördlicheren Himmelsstrichen reifen die geistigen Kräfte langsamer. Dennoch schrieb Racine seine erste

erfolgreiche Tragödie mit 25 Jahren und sein großes Werk „Phädra“, welches er selbst für die vollendetste Schöpfung seiner dramatischen Muse hielt, im Alter von 38 Jahren. Molières Erziehung war über alle Beschreibung dürftig, aber er überwand alle Mängel seiner Bildung durch anhaltenden Fleiß, und verfaßte in seinem 31. Jahre sein erstes Stück: „Der Leichtsinnige“. Seine sämtlichen Werke wurden von diesem Zeitpunkt bis zu seinem 51. Jahre geschaffen, wo er starb. Voltaire begann damit, daß er schon in seinem 12. Jahre ein Spottgedicht auf die Väter der Jesuitenschule, in welcher er erzogen wurde, verfaßte, zu welcher Zeit Pater le Jay von ihm soll prophezeit haben, „daß er in Frankreich der Parteiführer des Deïsmus sein würde“. Sein Vater wünschte, daß er sich dem Studium der Rechte widme und hielt ihn für verloren, als er entdeckte, daß sein Sohn Verse mache und in den glänzenden Kreisen von Paris verkehre. Als er 20 Jahre alt war, wurde er in die Bastille gesperrt, weil er Satiren auf den wollüstigen Tyrannen geschrieben hatte, der damals Frankreich knechtete. Dort im Gefängnis arbeitete er seine Tragödie „Ödipus“ noch einmal durch, welche er mit 19 Jahren geschrieben hatte, und begann darauf seine „Henriade“. Die Tragödie wurde aufgeführt, als er im 22. Jahre stand.

Kotzebue war ein anderes Beispiel eines frühreifen dramatischen Genies. Er versuchte sich in poetischen Kompositionen, als er gegen sechs Jahre alt war, und schrieb mit sieben Jahren eine Komödie von einer Seite Länge. Er pflegte sich in Weimar in das Theater zu stehlen, wenn er keinen Eingang in rechtmäßiger Weise erlangen konnte, und versteckte sich hinter der großen Trommel, bis die Vorstellung begann. Seine erste Tragödie wurde heimlich in Jena aufgeführt, wo er mit 18 Jahren als Student war. Einige Jahre später schuf er während seines Aufenthaltes in Reval unter anderen Stücken das in England so wohl bekannte Drama „Der Fremdling“. Schillers „Räuber“ wurden mit 19 Jahren begonnen und mit 21 Jahren veröffentlicht. Seinen „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ schrieb er bis zu 23 Jahren.

Victor Hugo war gleichfalls ein frühreifer Schauspieldichter. Er schrieb seine erste Tragödie „Irtamène“, als er 15 Jahre alt war. Dreimal wurde er nach einander von der Akademie der Jeux Floraux mit dem Preise gekrönt und gewann auf diese Weise den Titel eines Meisters in der gelehrten Gesellschaft. Mit 20 Jahren schrieb er „Bug Jargal“ und im folgenden Jahre seinen „Han von Island“ und den ersten Band seiner Oden und Balladen. Fast alle Dichter des

damaligen Frankreichs waren junge Männer. „Kein Schriftsteller“, sagt der sarkastische Kritiker Moreau, „wird jetzt in Frankreich geschätzt, wenn er über 18 Jahre alt ist.“ Casimir Delavigne schrieb schon mit 14 Jahren Gedichte und gab seinen ersten Band mit 20 Jahren heraus. Lammenais verfaßte seine „Worte eines Gläubigen“ mit 16 Jahren. Lamartines „Poetische Betrachtungen“ erschienen in seinem 28. Lebensjahre; das Werk wurde in vier Jahren in einer Auflage von 40 000 Exemplaren verkauft.

Unter englischen Schriftstellern hat man gelegentlich dieselbe dramatische und poetische Frühreife beobachtet. Congreve schrieb die Romanze „Incognita“ mit 19, und „Der Betrüger“ mit 20 Jahren. Alle seine Stücke wurden in der That noch vor seinem vollendeten 25. Lebensjahre geschrieben. Wycherley sagt von sich selbst, daß er „Liebe in einem Walde“ mit 19, und „Der ehrliche Mann“ mit 20 Jahren verfaßte, doch zweifelt Macaulay an der Richtigkeit dieser Angabe*). Das zuerst erwähnte Stück wurde bestimmt nicht vor Wycherleys 30. Lebensjahre öffentlich aufgeführt. Farquhar verfaßte mit 20 Jahren „Liebe und eine Flasche“ und mit 22 „Ein

*) Essays. 8. Auflage. Seite 565.

treues Paar". Er starb, erst 29 Jahre alt, und schrieb noch im letzten Jahre seines Lebens sein berühmtes Stück „Beaux' Kriegslist". Vanbrugh war noch ein sehr junger Mann, als er seine Stücke „Der Rückfall" und „Das erzürnte Weib" entwarf. Otway schuf seine erste Tragödie mit 24, und seine letzte und größte: „Das gerettete Venedig", mit 31 Jahren. Savage schrieb seine erste Komödie: „Das Weib ist ein Rätsel" mit 18, und seine zweite: „Liebe in einem Schleier" mit 20 Jahren. Charles Dibdin brachte mit 16 Jahren sein Stück „Des Schäfers Arglist" in Covent Garden zur Aufführung, während Sheridan mit 26 Jahren seinen Ruf als Dramatiker durch Herausgabe seiner immer noch gleich interessanten „Lästerschule" krönte.

Von den englischen Dichtern waren vielleicht die größten nicht frühreif, obgleich manche schon früh Kennzeichen ihres Genies gaben. Wir wissen sehr wenig von der Jugend Chaucers, Shakespeares oder Spensers und sehr wenig selbst von ihren Mannesjahren. So weit bekannt ist, schrieb Shakespeare in seinem 28. Jahre sein erstes Gedicht „Venus und Adonis", welches er „Der erste Erbe meiner Erfindungskraft" nennt; um dieselbe Zeit fing er an, seine Stücke zu schreiben und fuhr wahrscheinlich damit fort bis kurz vor seinem

Tode, in seinem 52. Lebensjahre. Spenser veröffentlichte sein erstes Gedicht „Des Schäfers Kalender“ mit 26 Jahren und Milton verfaßte sein Maskenspiel „Comus“ ungefähr in demselben Alter, obwohl er schon vorher Beweise seiner Begabung gegeben hatte. Cowley war noch früher reif als Milton, obwohl er nie die Höhe des Werkes „Das verlorene Paradies“ erreichte. Schon im Alter von 15 Jahren veröffentlichte Cowley einen Band, betitelt „Poetische Blüten“, welcher unter anderen Sachen „Die tragische Geschichte von Pyramus und Thisbe“ enthielt, die er mit zwölf Jahren geschrieben hatte.

Auch Pope „zählte das Silbenmaß“. Schon als Kind war es sein Ziel, ein Dichter zu werden und hegte er verschiedene Pläne über sein Studium. Trotz seiner fortwährenden Kopfschmerzen und seiner Mißgestalt, den Folgen von Krankheit, verstand er es, geschickt Verse zu machen. Der Knabe war der Vater des Mannes; der Verfasser der „Dunciade“ begann mit Spottgedichten und wurde im Alter von zwölf Jahren wegen eines Pasquills auf seinen Lehrer von der Schule verwiesen. Aber er hatte bessere Sachen auf Lager als Spottgedichte. Johnson sagt, daß Pope seine „Ode über die Einsamkeit“ in seinem 12. Jahre, seine „Ode über das Schweigen“ mit 14 Jahren,

und seine Schäfergedichte mit 16 Jahren schrieb, obwohl sie nicht vor seinem 21. Jahre veröffentlicht wurden. Er verfaßte seine Übersetzung der „Ilias“ zwischen seinem 25. und 30. Jahre. Joseph Addison erwies sich als ein fleißiger Student, trotz seiner Knabenstreiche und seiner Führerschaft bei allen Ausgelassenheiten auf der Schule, und erwarb sich große Auszeichnung zu Oxford durch seine lateinischen Verse.

Der wunderbare Knabe Chatterton, der „in seiner Blüte welkte“, durchlief seine kurze aber glänzende Laufbahn in siebzehn Jahren und neun Monaten. Der Dichter Campbell hat von ihm gesagt, daß „kein englischer Dichter je mit sechzehn Jahren Chatterton gleichgekommen ist“. Seine „Ode an die Freiheit“ und sein vorzügliches Gedicht „Des Minnesängers Lied“ geben vielleicht den besten Begriff von der Kraft und Gewalt seines Genius. Aber sein heftiger und trotziger Sinn, sein alles verachtender Stolz, sein mangelhafter moralischer Charakter und seine vollständig falsche Auffassung der wahren Lebensverhältnisse richteten ihn zu Grunde, wie sie es auch bei einem kräftigeren Manne gethan haben würden, und so vergiftete er sich, bevor er noch begonnen hatte zu leben.

Wir können noch einige weitere Beispiele von frühreifen Dichtern anführen. Bischof Heber über-

setzte schon mit sieben Jahren den Phädrus ins Englische und erhielt im ersten Studienjahre zu Oxford den Preis für lateinische Verse. Obgleich Burns eher ein träger Knabe war, begann er doch schon im 16. Jahre zu dichten. James Montgomery schrieb mit 13 Jahren Verse; er verfaßte in seinem 14. Jahre ein episches Spottgedicht von 1000 Zeilen und begann ein ernstes Gedicht „Die Welt“ benannt. Rogers pflegte seinen ersten Entschluß, sich der Dichtkunst zu widmen, darauf zurückzuführen, daß er als Knabe Beatties „Minnesänger“ gelesen. Als junger Schreiber in seines Vaters Bureau angestellt, plante er einen Besuch bei Dr. Johnson, aber als er dessen Haus in Bolt Court erreicht hatte, verließ ihn der Mut und er war nicht im stande, den Thürklopfer zu heben. Zwei Jahre nach Johnsons Tode, im Jahre 1786, veröffentlichte Rogers, damals in seinem 31. Jahre stehend, seinen ersten Band: „Eine Ode an den Aberglauben“ und andere Gedichte. Robert Burns gab seinen ersten Band Gedichte in demselben Jahre heraus.

Thomas Moore war gleichfalls ein frühreifer Dichter. Er war ein so hübscher Knabe, daß Joseph Atkinson, einer seiner Jugendfreunde, ihn den Knaben Cupido nannte, der am Busen der Venus spielte. Mit dreizehn Jahren schrieb er

Liebesverse an Zelia und begann mit vierzehn Jahren seine Übersetzung des Anakreon. In diesem Alter verfaßte er eine Ode über: „Das Zechen aus vollen Bechern“, und „Das Tanzen mit Nymphen in lustigen Reihn, beflügelten Fußes zum Takt der Schalmei'n“, Dichtungen, über welche seine tugendhafte Mutter, die Krämersfrau, wohl etwas außer Fassung geraten sein dürfte. Aber Moore arbeitete sich empor aus der lüsternen Poesie, und der Dubliner Anakreon wurde endlich berühmt als Dichter der „Irischen Melodien“, von „Lalla Rookh“, dem „Epikuräer“ und dem „Leben Byrons“.

Einige frühreife Dichter sind schon in jungen Jahren an der Auszehrung gestorben. Henry Kirke White schrieb all seine Gedichte vom 13. bis zum 21. Lebensjahre, wo er starb. Michael Bruce starb auch mit 21 Jahren und hinterließ viele kurze, vielversprechende Gedichte, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. Robert Pollok, der Verfasser von „Der Flug der Zeit“, starb mit 28 Jahren, und John Keats, das größte und glänzendste Genie von ihnen allen, gab seinen ersten Band Gedichte mit 21, und seinen letzten mit 24 Jahren heraus, worauf er bald nachher starb. Dennoch war Keats keineswegs frühreif in seiner ersten Jugend. Als Knabe auf der

Schule zeichnete er sich besonders durch seine übermäßige Streitlust aus; seine liebste Beschäftigung war Fechten. Obgleich er unersättlich im Lesen war, zeigte sein Geist keine besondere Neigung, bis er in seinem 16. Jahre Spensers „Feenkönigin" las, welche seine Phantasie entflammte, und von nun an wurde das Lesen und Verfassen von Dichtungen die Hauptbeschäftigung seines kurzen Daseins.

Shelley war ebenfalls ein „hell leuchtender Stern" derselben Epoche. Er war auffallend frühreif. Als Schulknabe zu Eton, erst 15 Jahr alt, verfaßte und veröffentlichte er einen vollständigen Roman, aus dessen Ertrag er seinen Freunden ein Gastmahl zum besten gab. Schon früh war er bekannt als ‚der verrückte Shelley' oder ‚der Atheist'. Mit 18 Jahren gab er seine „Königin Mab" heraus, welche Leigh Hunt mit den atheistischen Bemerkungen versah; mit 19 Jahren wurde er wegen seiner Verteidigung des Atheismus von der Universität Oxford ausgeschlossen, und von diesem Zeitpunkt an bis zu seinem 30. Jahre, wo er zufällig ertrank, verfaßte er seine Reihe von wundervollen Gedichten. Shelley war nie vollständig gesund. Er glich eher einem zuckenden Bündel Nerven als einem gesunden, muskelkräftigen Manne. Er war den

seltsamsten Sinnestäuschungen unterworfen und voll Sonderbarkeiten. Auf der Schule hielt man ihn für etwas ‚verrückt‘. Er war jedoch von schnell fassendem, scharfem Verstande; jede Fiber seiner gebrechlichen Gestalt zitterte vor Nervosität, und die Erzeugnisse seines fruchtbaren Genies waren voll musikalischer Wildheit und Phantasie — vielleicht mehr als irgend welche Gedichte, die je vor oder nach ihm sind gedichtet worden.

Byron war auch ein großes, umherirrendes Genie, welches zu derselben Gruppe gehört wie Keats und Shelley. Von umgestümem und heftigem Temperament, nahm er es oberflächlich mit dem Lernen in der Schule, doch verstand er es ‚sich zu verlieben‘, als er noch nicht ganz acht Jahr alt war. Er hatte einen Klumpfuß. Während seines Aufenthaltes in Aberdeen erhielt er den Spottnamen ‚Georg Hinkefuß‘; er strebte jedoch danach, sich in den Kraftübungen der Jugend auszuzeichnen, und erfocht sich gleich Keats sein Übergewicht über seine Schulkameraden, „indem er“ — wie er selbst erzählt — „von sieben Schlachten immer nur eine verlor“. Auf dem Trinity College zu Cambridge hielt er einen Bären und verschiedene Bullenbeißer und erging sich in vielen Absonderlichkeiten. Eine seltsame Aufführung, könnte man denken, für einen Dichter! Er hatte

jedoch schon in seinem 12. Jahre Verse gemacht, durch die knabenhafte Leidenschaft für eine Cousine begeistert, die ungefähr in seinem Alter stand. Bei all seiner Verschrobenheit war Byron ein eifriger Leser der allgemeinen Litteratur, und bemühte sich schon früh, seine Gedanken in ein dichterisches Gewand zu kleiden. In seinem 18. Jahre, als er noch auf der Universität war, ließ er einen dünnen Quartband Gedichte drucken zur Verteilung in Privatkreisen, und im folgenden Jahre veröffentlichte er seine „Mußestunden“. Zur Rache angestachelt durch die gehässige Kritik dieser Gedichte durch Henry Brougham in der „Edinburg Review“, veröffentlichte er mit 21 Jahren seine Epistel: „Englische Dichter und schottische Rezensenten“. Drei Jahre später, als er 24 Jahre alt war, erschien der erste Gesang seines „Childe Harold“. „Mit 25 Jahren“, sagt Macaulay, „stand er auf dem höchsten Gipfel litterarischen Ruhmes, mit Scott, Wordsworth und Southey zusammen, und eine Schar anderer ausgezeichneter Schriftsteller lag zu seinen Füßen. Es giebt kaum ein Beispiel in der Geschichte von einem so raschen Ersteigen einer so schwindelnden Höhe*).“ Er starb in seinem 37. Lebensjahre — ein Alter, welches

*) Macaulays Essays. 8. Auflage. Seite 139.

schon so vielen genialen Menschen verhängnisvoll geworden ist.

Von anderen neueren Dichtern können wir noch in Kürze erwähnen, daß Campbell seine „Freuden der Hoffnung“ mit 22 Jahren schrieb, Southey seine „Johanna d'Arc“ mit 19, und „Wat Tyler“ in dem folgenden Jahre; Coleridge schrieb sein erstes Gedicht im 22. Lebensjahre*) und im 25. seine „Hymne vor Sonnenaufgang“, die in der poetischen Litteratur als an Kraft und Erhabenheit unerreicht dasteht. Bulwer Lytton verfaßte seinen „Ismael“ mit 15 Jahren und „Unkraut und wilde Blumen“ (einen Band Gedichte) mit 21 Jahren. Elizabeth Barrett Browning schrieb Prosa und Verse im 10., und gab ihren ersten Band Gedichte

*) Coleridge spricht sich in seiner „Laienpredigt“ folgendermaßen aus über die Bedeutsamkeit der Schriften junger Männer: „Durchblättert die Flugblätter, die noch aus dem Zeitalter Luthers herrühren, durchlest die Flugschriften und losen Blätter, die scharenweise während der Regierung Karls I. und der Republik herausgegeben wurden, und ihr werdet in allen eine fortwährende Bestätigung der Behauptung des Lord-Kanzlers Bacon finden (eines Mannes, der sicher hinreichend mit der Ausdehnung geheimen und persönlichen Einflusses bekannt ist), daß die Kenntnis der leitenden Beweggründe der Menschen im allgemeinen, im Alter von zwischen 20 und 30 Jahren, die eine große Quelle ist, aus der sich politische Weissagungen schöpfen lassen“.

im 17. Lebensjahre heraus, während Robert Browning, ihr Gatte, seinen „Paracelsus“ mit 23 Jahren veröffentlichte. Alfred Tennyson dichtete seinen ersten Band Gedichte mit 18 Jahren, während er mit 19 Jahren die Kanzlermedaille zu Cambridge für sein Gedicht „Timbuktu“ erhielt; mit 20 Jahren veröffentlichte er seine „Lyrischen Gedichte“, welche einige von seinen am meisten bewunderten Sachen enthalten.

So hat das stürmische Feuer der Jugend viele der edelsten Werke in Musik, Malerei und Dichtkunst geschaffen. Die poetische Einbildungskraft mag vielleicht erblassen mit dem Vorrücken der Jahre. Akenside erreichte im spätern Leben nie den Glanz der Erfindung, die er in seinen früheren Werken entfaltet. Dennoch sind gerade in vielen Fällen die schönsten Erzeugnisse ein Resultat reiferen Alters. Goethe war der Meinung, daß der Dichter um so reifer sei, je älter er werde. Milton hatte freilich sein Maskenspiel „Comus“ mit 26 Jahren geschrieben, aber er war über 50 Jahre alt, als er sein größtes Werk begann. Obgleich die vorstehend angeführten jugendlichen Genies großes vollführten in jungen Jahren, hätten sie vielleicht noch größeres schaffen können, wären sie am Leben geblieben. Die Kraft des Genies nimmt nicht ab mit den Jahren.

Die besondere Befähigung, welche künftige Größe sichert, giebt aber immer schon im jugendlichen Alter — zwischen 17 und 23 Jahren — Beweise von ihrem Dasein. Wenn auch die Entwickelung der poetischen Kraft eine langsame ist, sind nur die Keime derselben vorhanden, so wird sie endlich bei günstiger Gelegenheit zu thätigem Leben erblühen. Crabbe und Wordsworth, welche spät ihre Reife erlangten, waren schon frühzeitig Reimschmiede. Als Crabbe bei einem Wundarzt in Suffolk in der Lehre war, füllte er eine Schublade mit Versen an und gewann einen Preis für ein Gedicht auf die Hoffnung, den die Besitzer eines Damenjournals ausgesetzt hatten. Obwohl Wordsworth sich als Knabe sehr viel selbst überlassen war und eigentlich einen mürrischen, verstockten Charakter besaß, begann er trotzdem in seinem 14. oder 15. Jahre in dem Stile Popes Verse zu machen. Wenn auch Shelley spottend von Wordsworth sagte, derselbe habe „nicht mehr Phantasie als eine Bierkanne“, so war er doch gleich Shakespeare ein Dichter für alle Zeit. Er zeigte keine Frühreife, durch welche sich Shelley auszeichnete, sondern wuchs langsam und fest gleich einer Eiche empor, bis er seine volle Größe erreicht hatte. Scott war nichts weniger als ein frühreifer Knabe. Sein Schulmeister nannte ihn einen

griechischen Dummkopf. Er sagte später im Leben selbst von sich, daß er ein unverbesserlicher Faulpelz in der Schule gewesen sei. Aber er war gesund und geschickt in allen knabenhaften Leibesübungen. Sein wahres Genie zeigte sich in seiner Liebe zu alten Balladen und in seiner außerordentlichen Begabung zum Geschichtenerzählen. Als Walter Scotts Vater erfuhr, daß der Knabe bei einer gelegentlichen Fußpartie durch das Land mit seinem Freunde Clark zu verschiedenen Malen in den Hütten verweilt und dabei alle möglichen üblen Lebenserfahrungen gemacht hatte, sagte er zu ihm: „Ich zweifle nicht daran, mein Junge, daß du zu nichts besserem als zu einem elenden Landstreicher geboren bist“. Von seiner Begabung zum Geschichtenerzählen als Knabe giebt Scott selbst folgenden Bericht: „In den winterlichen Mußestunden, wo abhärtende Übung unmöglich war, pflegten meine Geschichten eine bewundernde Zuhörerschaft um Lucky Browns Kamin zu versammeln, und glücklich war, wer dicht beim unermüdlichen Erzähler sitzen konnte“. So war der Knabe der Vorbote des Mannes, und seine Romane wurden später von der Welt mit demselben Entzücken aufgenommen, wie seine Geschichten von seinen Schulkameraden um Luckys Kamin herum. „Zwei Knaben“, sagt Carlyle, „saßen einmal in

einer Klasse der Edinburger lateinischen Schule zusammen: John, immer sauber, pünktlich und gewitzt, und Walter, immer unordentlich, verwirrt und dumm. Als die Zeit erfüllt war, wurde John: Amtmann John von Hunter Square, und Walter wurde: Sir Walter Scott vom Universum." Carlyle drückt sich kräftig aus, daß der Kohlkopf von allen Gemüsearten am schnellsten und besten wächst! Das Wachsen von Scotts Fähigkeiten ging verhältnismäßig langsam vor sich. Er war 30 Jahre alt geworden, ohne daß er etwas bestimmt auf die Litteratur Hinzielendes gethan hatte. Im 31. Jahre veröffentlichte er den ersten Band seiner „Liederdichtung an der schottischen Grenze" und im 43. Jahre seinen ersten Band des „Waverley" — obwohl derselbe schon neun Jahre früher teilweise geschrieben und dann bei Seite gelegt worden war. Auch Burns, obwohl ein eben so großer Liebhaber von alten Balladen wie Scott, war keineswegs frühreif, aber gleich Scott hatte er eine feste Gesundheit und einen kräftigen Organismus. Dennoch hatte der wunderbare Bauernjunge in seinem 18. oder 19. Lebensjahre, nach seinem eigenen Bericht, schon die Grundzüge einer Tragödie entworfen.

Wir können fast eben so zahlreiche Beispiele anführen, wo Männer von hoher wissenschaftlicher

und litterarischer Bedeutung verhältnismäßig früh Beweise der ihnen innewohnenden Fähigkeiten gegeben haben. In vielen Fällen ist ihr Genie von selbst zum Durchbruch gekommen, — manchmal angesichts mannigfacher Schwierigkeiten und Hindernisse, oder anderseits, wenn günstige Gelegenheit zu seiner Entwickelung sich darbot. Tasso und Galilei hatten gleich früh Schwierigkeiten zu überwinden. Tassos Vater, Bernardo, war ein Dichter; da jedoch seine Erzeugnisse ihm nur Armut und Elend gebracht hatten, beschloß er, alle dichterischen Neigungen in seinem Sohne zu unterdrücken und ihn bestimmt der Rechtswissenschaft zu widmen. In gleicher Weise vermied der Vater Galileis, ein armer Edelmann zu Pisa, der auch Mathematiker war, ängstlich, seinem Sohne irgendwelchen Unterricht zu geben, da er ihn für den Beruf eines Arztes bestimmt hatte. Aber die Natur war in beiden Fällen zu stark, um unterdrückt zu werden. Tasso wurde ein Dichter und Galilei ein Mathematiker und Erfinder. Während der letztere anscheinend Galen oder Celsius studierte, hatte er den Euklid oder Archimedes unter seinen Büchern versteckt. Gleich Newton zeigte er eine frühzeitige Fähigkeit für mechanische Erfindungen und wandte seine Mußestunden dazu an, alle Arten von Modellen zu

Maschinen zu verfertigen. Mit siebzehn Jahren wurde er Student an der Universität Pisa und legte sich zu gleicher Zeit auf das Studium der Medizin und Naturlehre. Aber die letztere fesselte seine Aufmerksamkeit am meisten. Erst achtzehn Jahre alt, machte er seine erste Entdeckung der Pendelgesetze, worauf er geführt wurde, als er aufmerksam die Schwingungen der Lampe beobachtete, welche in dem Schiff der Kathedrale hing. Es war charakteristisch für Galilei, den damaligen Studenten der Medizin, daß er seine Entdeckung anwandte, um den Schlag des Pulses zu bestimmen, noch jetzt ein Verfahren der täglichen medizinischen Praxis; er baute ein Perpendikel zu diesem Zwecke, das er Pulsometer nannte*). Mit dreißig Jahren wurde Galilei von der Regierung Venedigs zur Errichtung von Maschinen angestellt, um das Wasser zur Versorgung der Stadt in die Höhe zu treiben. Später sehen wir ihn die Eigenschaften des Magnets studieren, während er seine Forschungen über den Mittelpunkt der Schwerkraft und das Gleichgewicht unter dem Wasser befindlicher Körper fortsetzte und eingehend jene Gesetze der Bewegung studierte, durch deren genaue Dar-

*) Parchappe: „Galilei, sein Leben, seine Entdeckungen und seine Werke", Seite 19.

legung allein die Bewegungen der Himmelskörper verstanden werden können. Mit 25 Jahren veröffentlichte er seine Abhandlung über die Wasserwage, welche seinen Ruf so sehr vergrößerte, daß er zum Professor der Mathematik an der Universität ernannt wurde. Viviani behauptet auf das bestimmteste, daß Galilei das Thermometer zwischen seinem 30. und 33. Lebensjahre erfand. Seinem eignen Berichte gemäß erfand er in seinem 45. Lebensjahre das Teleskop im Jahre 1609 zu Venedig, wo er sein erstes Instrument dem Dogen „im vollen Senat“ *) vorlegte; bald nachher erfand er das Mikroskop.

Aber Galilei war eben so groß in seinem Alter wie in seiner Jugend. Sein Ruf als Mann der Wissenschaft ist fast verdunkelt worden durch denjenigen eines Märtyrers. Sein Werk über „Das Weltsystem“, mit 68 Jahren geschrieben, unterwarf ihn den Drohungen, wenn nicht gar der wirklichen Tortur der Inquisition. Sein letztes Werk, welches er selbst für das größte hielt, „Gespräche über die Bewegung der Erde“, wurde in seinem 72. Jahre vollendet. Er war noch in seinem 77. Jahre, obwohl er vollständig erblindet war, damit beschäftigt, das Perpendikel als Zeitmesser bei Uhren

---

*) Parchappe, Seite 49.

anzuwenden, indem er seinen Sohn beauftragte, den Plan zur Ausführung zu bringen; er war noch mit diesem Werke beschäftigt, als ihn der Tod abrief. Man beabsichtigte, auf dem Grabe des berühmten Philosophen ein Denkmal zu errichten; da er jedoch die Gunst der Kirche durch seine Behauptung verloren hatte, daß die Erde sich um ihre Achse drehe, wollte der Papst seine Erlaubnis dazu nicht geben. So lag sein Körper in einer dunkeln Ecke des Klosters, wo er vor mehr denn einem Jahrhundert war begraben worden, bis im Jahre 1737 seine Gebeine ausgegraben und nach der Kirche zum Heiligen Kreuz in Florenz gebracht wurden, wo sie jetzt unter einem schönen Denkmal ruhen.

Wie Galilei, fast mit Gewalt, sich aus der Bahn entfernte, die sein Vater für ihn bestimmt hatte, so gab es auch Tycho de Brahe auf, Jura zu praktizieren und widmete sich der Astronomie. Er war der Sprößling einer edlen Familie und sein Vater wünschte, daß er sich dem Waffenhandwerk widme; aber Tycho hatte einen bessern Ehrgeiz: er strebte nach der Kenntnis des Weltalls, besonders der Wunder der Erde und des Himmels. Er wurde auf die hohe Schule zu Kopenhagen gesandt und als Student dort, in seinem 14. Jahre, fühlte er durch die Sonnenfinsternis, die im August 1560

stattfand, seine Aufmerksamkeit sich auf die Wissenschaft der Astronomie richten. Bezaubert durch den Gegenstand, fuhr er fort, Astronomie mit Hülfe der Bücher zu studieren, die er sich anschaffen konnte, deren es jedoch nur wenige gab; aber sein Erzieher, welcher fand, daß solche Bestrebungen in ernstem Widerspruch mit seinem Studium der Rechtswissenschaft standen, sah sich in die Notwendigkeit versetzt, das fernere Studium der Himmelskörper zu untersagen. Tycho de Brahe setzte es trotzdem im geheimen fort und beobachtete die Sterne nachts, wenn sein Erzieher schlief. Er gab alles Geld, welches er zusammenbringen konnte, für astronomische Instrumente aus, obgleich es deren wenige und nur von grober Arbeit gab. Er studierte die ganze Nacht hindurch die Stellung der Gestirne und benutzte zu dem Zwecke einen kleinen Globus, nicht größer als seine Faust, den er mit seinem Taschengelde erstanden hatte.

Tycho de Brahe fand, daß die vorhandenen Tabellen über die Stellung der Gestirne alle unrichtig seien, und beschloß, sie zu verbessern, indem er sich dazu eines Paares gewöhnlicher Zirkel bediente, die er als sein Instrument zum Beobachten und Feststellen der Winkel zwischen den Sternen benutzte. Er verschaffte sich später ein besseres Instrument in der Gestalt eines paral-

laktischen Winkelmaßes. Mit diesen und anderen unbedeutenden Hülfsmitteln berechnete er die Konjunktion Jupiters und Saturns, was er im Jahre 1563 ausführte, noch vor vollendetem 17. Lebensjahre. Sein Vater und seine Verwandten verabscheuten seine astronomischen Beschäftigungen, von denen sie meinten, daß sie unter der Würde eines Mannes von edler Geburt seien; aber ein gewisser Onkel ermutigte ihn, dem Drange seines Genius zu folgen, dessen Erfolge dem ehrenwerten Range, den er erben würde, nur zur Zierde dienen könnten, anstatt ihn herabzusetzen. Er wurde von Kopenhagen auf die Universität zu Augsburg geschickt, wo er einen großen Quadranten anfertigen ließ, mit dem er seine Beobachtungen anstellte. In seinem 26. Jahre veröffentlichte er, ohne Rücksicht auf den Widerstand seiner Familie, seine erste Abhandlung „De Nova Stella“ und ließ derselben eine Reihe astronomischer Veröffentlichungen folgen, die sich über einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren erstreckten.

Kepler, der Mitarbeiter Tychos, war gleich ihm ein frühreifer und unermüdlicher Student. Er war als Kind schwach und kränklich und hatte in seiner Jugend viele Schwierigkeiten zu bekämpfen. Sein Vater, obwohl von gutem Herkommen, kam in seinen Verhältnissen herunter

und hielt schließlich eine Schenke, in welcher sein Sohn, der zukünftige Astronom, als Kellner wirkte. In seinem 12. Jahre wurde er in ein Mönchskloster bei Maulbronn geschickt, wo die Kosten seiner Erziehung von dem Herzog von Württemberg getragen wurden. Keplers Studien wurden vielfach durch Krankheit unterbrochen, die das Kreuz seines Lebens war. Dessenungeachtet machte er rasche Fortschritte beim Lernen. Wegen seiner Verdienste erhielt er freies Studium an der Universität Tübingen, wo er in seinem 20. Jahre den Grad eines Meisters der Künste erlangte und zu gleicher Zeit den zweiten Platz in der jährlichen Prüfung erhielt. Ungefähr zwei Jahre später finden wir ihn als angestellten Professor der Astronomie zu Graz in Steiermark, und in seinem 25. Jahre veröffentlichte er das „Mysterium Cosmographicum“, seinen ersten Beitrag zu der Litteratur der Wissenschaft. Es war dies ein außerordentliches Werk für einen so jungen Mann, in Anbetracht seiner schlechten Gesundheit und der niedrigen Beschäftigung in seiner Kindheit. Er fuhr fort unermüdlich zu arbeiten, indem er Abhandlung auf Abhandlung über Gegenstände des Magnetismus und der Astronomie herausgab, bis er im Jahre 1601, in seinem 30. Lebensjahre, zum kaiserlichen Mathematikus ernannt wurde, als

welcher er Tycho de Brahe in seiner Berechnung der Rudolfinischen astronomischen Tabellen half. Acht Jahre später erschien seine „Neue Astronomie“, ein Werk, von dem man sagen kann, daß es das verbindende Glied zwischen den Entdeckungen von Copernicus und Newton bildete.

Sir Isaac Newton war kein so merkwürdiges Beispiel von der frühen Entwickelung des mathematischen Genies. Er war kein frühreifes Kind. Er war so klein und schwach bei seiner Geburt, daß seine Mutter sagte, er hätte in ein Quartglas gesteckt werden können. Mit großer Schwierigkeit wurde er aufgezogen und man hatte wenig Hoffnung für sein Leben. Daher wurde ihm viel Freiheit und Müßiggang gestattet, als er Knabe war. Es ist auffallend, daß viele der ausgezeichnetsten Männer, gleich Newton, in ihrer Kindheit schwach und kränklich waren. Zu den mehr oder weniger schwächlichen oder zarten Kindern gehörten Bacon, Pascal, Descartes, Newton, Wren, Locke, Adam Smith, Boyle, Pope, Flaxman, James Watt, Horatio Nelson und William Pitt.

Newton zeichnete sich in der Schule nicht besonders aus, war aber zu Hause unaufhörlich beschäftigt mit seinen Versuchen, Maschinen zu bauen. Er war fortwährend thätig mit seiner Säge, seinem Hammer und seinem Meißel und

machte Modelle von Windmühlen, Wasseruhren und Sonnenuhren, von denen die eine heute noch in Woolsthorpe sichtbar ist auf der Mauer des Hauses, in dem er geboren wurde. Er wurde für ungeeignet befunden, die Geschäfte der Farm zu besorgen, wofür seine Mutter ihn bestimmt hatte, denn als sein Onkel Ayscough ihn eines Tages gefunden hatte, wie er ein mathematisches Problem unter einer Hecke ausarbeitete, anstatt seine ländlichen Arbeiten zu besorgen, erhielt er die Erlaubnis, dem Drange seines Genius zu folgen, und so wurde er auf die Grantham-Schule geschickt, um seine Studien fortzusetzen. Mit achtzehn Jahren ging er als Student auf das Trinity College zu Cambridge; mit 21 Jahren entdeckte er den Lehrsatz der zweigliedrigen Zahlengröße; mit 23 Jahren entdeckte er im wesentlichen die Methode der Fluxionen, mit 24 Jahren die Theorie der Lichtbrechung, mit 25 Jahren das höchst wichtige Gravitationsgesetz *) und mit 44 Jahren übergab er der Royal Society das Manuskript der „Principia“. Im folgenden Jahre hatte er einen vor-

---

*) Weld, „Geschichte der Royal Society“, I, S. 369, 370. „Er hatte in der That das universellste aller Naturgesetze — das Gravitationsgesetz — noch vor seinem 25. Lebensjahre entdeckt, obgleich ein Irrtum in der Beobachtung, nicht sein eigner, ihn verhinderte, es vor seinem 40. Jahre darzuthun.“

übergehenden Anfall von Irrsinn und obgleich er noch sein 85. Lebensjahr erreichte, gab er der Welt, nach der Vollendung seiner „Principia“ kein neues Werk in irgend einem Zweige der Wissenschaft.

James Bernouilli, der erste dieser wunderbaren Familie von Philosophen, wurde von seinem Vater für die Kirche bestimmt; als ihm aber zufällig einige geometrische Bücher in die Hände fielen, wandte er sich mit Eifer dem Studium der Astronomie zu. Die Devise, die er später sich zueignete, bezieht sich auf den väterlichen Widerstand, den er zu überwinden hatte — Phaethon, wie er den Sonnenwagen führt, mit dem Motto: „Gegen meines Vaters Willen fahre ich unter den Sternen umher“ (Invito patre sidera verso). Seine erste Arbeit „Über Kometen“ erschien in seinem 26. Jahr und mit 33 Jahren wurde er zum Professor der Mathematik an der Universität von Basel berufen.

Blaise Pascal, von Bayle für „den scharfsinnigsten Geist der Welt“ erklärt, entfaltete seine merkwürdigen Fähigkeiten schon in früher Jugend. Sein Vater hatte ihn ausschließlich für das Studium der toten Sprachen bestimmt und hielt aus diesem Grunde alle Bücher von ihm fern, die sich auf Geometrie bezogen. Dennoch wurde Blaise,

als er erst zwölf Jahr alt war, bei der Beschäftigung überrascht, wie er geometrische Probleme löste, indem er die Figuren mit Kohle auf den Fußboden seines Zimmers zeichnete. Sein Vater erlaubte ihm jetzt, seiner Neigung zu folgen und mit sechzehn Jahren verfaßte er eine Abhandlung über den „Kegelschnitt“, die so vorzüglich war, daß Descartes sich wunderte, wie solche Darstellung das Werk eines Jünglings sein könnte. Mit neunzehn Jahren erfand er seine Rechenmaschine. Er beschäftigte sich darauf mit einer Reihe zweckmäßiger und sorgfältiger Experimente über die Theorie vom Gleichgewicht der Flüssigkeiten und dem Gewicht der atmosphärischen Luft, in Übereinstimmung mit den Ansichten Torricellis; die Resultate derselben wurden jedoch erst nach seinem Tode veröffentlicht. Pascals wissenschaftliches Leben endete, als er das 25. Lebensjahr erreicht hatte. Sein Geist widmete sich von nun ab vollständig religiösen Betrachtungen, deren Resultate er in seinen berühmten „Gedanken über die Religion“ niederlegte, die nach seinem, im frühen Alter von 39 Jahren erfolgten Tode gesammelt und veröffentlicht wurden. Wie viele andere frühreife Genies arbeitete Pascal unter krankhaften Nervenerregungen, wovon seine Frühreife schon ein Kennzeichen war.

Descartes war ein zarter und schwacher Knabe; dennoch hegte er schon in seinem 19 Jahre den Plan, das ganze System der mathematischen und philosophischen Forschung umzuarbeiten. Grote war das einzige Kind von zwölfen, welches die Kindheit überlebte; er schrieb mit acht Jahren schon lateinische Verse. Haller war ein außerordentlich zartes Kind, von der Rhachitis heimgesucht, die oft ein Begleiter der geistigen Frühreife ist. Erst neun Jahre alt, begann er kurze Denkwürdigkeiten von großen Männern zu verfassen; mit zehn Jahren entwarf er eine chaldäische Grammatik; mit zwölf Jahren verfaßte er Verse in deutscher Sprache und mit fünfzehn Jahren begann er das Studium der Medizin und Physiologie, wodurch er einen so großen Ruf erwarb.

Unter anderen Mathematikern, die gleich Pascal sich früh auszeichneten, können wir Clairault nennen, der seine berühmten „Krümmungen mit doppelter Biegung“ mit sechzehn Jahren herausgab, obwohl er sie schon mit dreizehn Jahren begonnen hatte; Lagrange, der noch vor vollendetem 19. Lebensjahre als Professor der Mathematik an der Militärschule von Turin angestellt wurde; Colin Maclaurin, der mit fünfzehn Jahren den Grad eines Meisters der freien Künste erwarb und mit neunzehn Jahren nach Mitbewerbung zum Professor der

Mathematik zu Aberdeen erwählt wurde; Lalande, ein Knabe mit wunderbaren Fähigkeiten, der mit zehn Jahren anfing, vor seiner Familie zu predigen, darauf durch das Lesen von Fontenelles „Mehrheit der Welten" zum Studium der Astronomie geführt wurde und mit vierzehn Jahren eine teleskopische Beobachtung machte, die den Ausschlag gab für seine Studien fürs Leben; Dugald Stewart, auch ein zartes Kind, begann mit neunzehn Jahren Unterricht zu erteilen in seines Vaters mathematischen Klasse an der Universität zu Edinburg, und wurde zwei Jahre später als Mitprofessor angestellt; Lessing, der die Bücher förmlich verschlang, übersetzte auf der Schule zu Meißen das 3. und 4. Buch des Euklid und entwarf eine Geschichte der Mathematik, und als er die Schule mit fünfzehn Jahren verließ, hielt er eine Rede „De Mathematica Barbarorum". Er gab schließlich das Studium der Mathematik auf und wandte sich ganz der Litteratur zu.

Francis Bacon war in mancher Hinsicht frühreif. Da er als Knabe von zarter Gesundheit war, blieb er ganz auf sich selbst angewiesen und wurde körperlich träge und nachdenklich. Als er zwölf Jahr alt war, führte ihn der Anblick eines Taschenspielers, der Kartenkunststücke machte, zum Studium der Taschenspielerkunst. Mit dreizehn

Jahren kam er auf das Trinity College zu Cambridge und verließ es mit sechzehn Jahren, um auf Reisen zu gehen. Man nimmt an, daß er sein „Novum Organum“ zu Cambridge entwarf, doch hat man keine Beweise für diese Annahme. Mit neunzehn Jahren veröffentlichte er sein Werk „Von dem Zustande Europas“, worin er unter anderen Dingen genaue Beobachtung und bedeutenden Scharfsinn zeigt. Während seines Studiums der Rechtswissenschaft, welches er mit 21 Jahren unternahm, führte er den Entwurf zu seinem Organum in einem Werk aus, welches er in seinem jugendlichen Stolz und vielleicht in prophetischer Vorahnung „Das größte Erzeugnis der Zeit“ (Partus Temporis Maximus) nannte; das große Werk selbst wurde jedoch erst in seinem 59. Jahre veröffentlicht. Inzwischen hatte er zahlreiche Werke herausgegeben, unter anderen seine „Gedanken und Ratschläge“, im Alter von 36 Jahren, und seinen „Fortschritt der Wissenschaft“, mit 45 Jahren, wo er mit Geschäften überhäuft war als Mitglied des Parlaments und vielgesuchter Sachwalter.

Sir Christopher Wren war auch einer der größten Philosophen des 17. Jahrhunderts, obgleich man seiner hauptsächlich als eines großen Architekten gedenkt. Gleich Pascal und anderen war er schwach und frühreif als Knabe und zeigte nicht nur viel

poetische Empfindung und Phantasie, sondern entfaltete auch eine auffallende Neigung für die abstrakte Wissenschaft und Philosophie. Schon mit dreizehn Jahren erfand er ein astronomisches Instrument, welches er seinem Vater in lateinischen Versen widmete, ferner eine Luftpumpe und ein anderes Instrument ‚nützlich beim Untersuchen der Lunge*)‘. Mit vierzehn Jahren trat er in die höhere Klasse für Studenten auf dem Wadham College zu Oxford und nahm später teil an den Zusammenkünften von Männern der Wissenschaft, die zu der Gründung der Royal Society führten. Als Evelyn im Jahre 1654 Oxford besuchte, sagte er: „Ich sah jenes Wunder von Jüngling, Christopher Wren“. Und ein Wunder war er in der That: mit 22 Jahren Anatomie studierend und lehrend, mit 25 Jahren zum Gresham-Professor der Astronomie ernannt und eine Erfindung und Entdeckung nach der anderen machend, bis zum Alter von 53 Jahren**). Unter seinen verschiedenen Studien widmete er dem Studium der Architektur viel Aufmerksamkeit, sowohl in der Theorie als Praxis. Infolge seines Rufes in dieser Beziehung wurde er im Alter von 31 Jahren

*) Weld, „Geschichte der Royal Society“, I, Seite 272.
**) Ib. I, Seite 274.

damit beauftragt, die Paulskirche zu besichtigen und darüber Bericht zu erstatten, mit der Aussicht auf eine Restauration oder einen Umbau der Kathedrale. Dieser Umstand hatte die Wirkung, seinem Leben eine ganz neue Richtung zu geben, und von jener Zeit an widmete er sich der Baukunst. Sein Hauptzweck war der Umbau der Paulskirche, sowie der vielen anderen Kirchen, die während der großen Feuersbrunst in London zerstört worden waren. Im Gegensatze zu Pascal erreichte Wren ein hohes Alter und beschloß seine Laufbahn mit 90 Jahren; sein Diener fand ihn eines Tages anscheinend friedlich schlafend im Lehnstuhl sitzen, während sein Geist schon dem Körper entflohen war.

Wir können noch viele andere Beispiele großer junger Männer der Wissenschaft nennen — unter anderen den kränklichen, frühreifen, doch edlen Spinoza, der zu seinem Lebensunterhalt Brillen schliff, um imstande zu sein, das Studium der Philosophie fortzusetzen, noch bevor er kaum dem Knabenalter entwachsen war. James Watt, der von Kindesbeinen an ein Denker war und noch vor seinem 30. Jahre den Kondensator der Dampfmaschine erfand, der einen so großen Umschwung der Industrie in der ganzen Welt hervorrief; Goethe, der als verhältnismäßig junger Mann

seine großen Werke erdachte und teilweise ausführte — er war in der Wissenschaft eben so groß wie in der Dichtkunst; Sir William Rowan Hamilton von Dublin, den erst unlängst ein Schriftsteller als einen jener Männer von Genie bezeichnet hat, deren Namen „mit denen der größten aller Zeiten und Länder, eines Lagrange und Newton, werden zusammen genannt werden können“. Sir William hatte schon im Alter von dreizehn Jahren bedeutende Kenntnis von nicht weniger als dreizehn Sprachen.

Der berühmte französische Geograph d'Anville war ein Knabe von zwölf Jahren, als der Anblick einer Landkarte seine fernere Laufbahn bestimmte. Er fing an, allein und ohne Hülfe Landkarten von allen Ländern zu zeichnen, die in den Klassikern erwähnt sind. Er vollführte dieses Werk so vorzüglich, daß er mit 22 Jahren zu einem der Geographen des Königs ernannt wurde. Im Verlauf seines arbeitsamen Lebens veröffentlichte er 104 Landkarten der alten und 106 Landkarten der neuern Geographie, außerdem zahlreiche schätzenswerte geographische Schriften. Er pflegte von sich selbst zu sagen, daß er „eine Erdbeschreibung, aus Backsteinen erbaut, vorgefunden, und eine solche, aus Gold errichtet, hinterlassen habe“.

Linné wurde in seinem 19. Jahre von seinem Lehrer, wenn nicht für einen positiven Dummkopf, so doch mindestens für ganz ungeeignet zum Dienst der Kirche erklärt, für den sein Vater ihn bestimmt hatte. Er hatte jedoch das Glück, daß seine Heimat an einem köstlichen Platz, an den Ufern eines von Hügeln, Wäldern und bebauten Feldern umgebenen Sees lag. Die Schönheit der Natur und die Wunder der ihn umgebenden Vegetation erweckten seinen schlummernden Genius zur That. Er sagte selbst von seiner Kindheit, daß er aus der Wiege in einen Garten getreten sei, und so wurden Blumen seine Leidenschaft. Als sein Vater einsah, daß sein Sohn ungeeignet sei zum geistlichen Stande, sandte er ihn auf die Universität, um Medizin zu studieren; der junge Linné widmete jedoch seine ganze Zeit der Botanik, und weder Armut noch Mißgeschick konnten ihn von seinem Vorsatz abbringen. Von Begeisterung erfüllt, beschloß er, allein eine Reise durch Lappland zu machen, in deren Verlauf er über 4000 engl. Meilen, größtenteils zu Fuß, zurücklegte; er brachte über hundert Pflanzen mit, die bis dahin weder beschrieben noch gekannt waren. Die Veröffentlichung seiner „Flora Lapplands" begründete seinen Ruf als des ersten Botanikers seiner Zeit.

Der Naturforscher John Ray, den Cuvier für den Begründer der neuern Zoologie erklärte, war der Sohn eines Hufschmieds bei Braintree. Er erhielt eine gute Erziehung und machte Carriere an der Catherinehall der Universität zu Cambridge, an welcher er mit 23 Jahren als Professor des Griechischen angestellt und zwei Jahre später zum Lehrer der Mathematik erwählt wurde. Naturgeschichte und Zoologie fesselten jedoch seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß am meisten. Er bereiste den größern Teil von England, Wales und Schottland, um botanische und zoologische Studien zu machen, immer beobachtend, immer thätig, immer unermüdlich bei seiner Lieblingsbeschäftigung. Nach seiner Aussage brauchte er zehn Jahre, um seinen „Catalogus Plantarum circa Cantabrigiam“ zur Herausgabe herzustellen. Er setzte seine Reisen und Studien außer Landes fort und bereiste später die Niederlande, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien, überall beobachtend und Thatsachen zu späterer Veröffentlichung sammelnd.

Dasselbe frühzeitige Streben nach dem Studium und genauer Beobachtung hat die bahnbrechenden Männer in der Chirurgie und Medizin geleitet. Der große französische Chirurg Ambroise Paré war Stalljunge bei einem Abt zu Laval,

als eine chirurgische Operation an einem der Brüder des Klosters ausgeführt werden sollte. Paré wurde gerufen, Beistand zu leisten, und zeigte sich so geschickt, wurde überdies selbst so sehr angezogen durch das Verfahren, daß er beschloß, sich dem Studium der Chirurgie zu widmen, in deren Ausübung er später so Ausgezeichnetes leistete.

Sir Astley Cooper soll durch das folgende Ereignis bestimmt worden sein, demselben Beruf zu folgen. Ein junger Mann war zufällig durch einen Wagen überfahren worden und durch Verletzung der Schenkelschlagader in Gefahr, an Blutverlust zu sterben, als der junge Cooper die Geistesgegenwart hatte, sein Taschentuch so fest um den verwundeten Teil zu binden, daß die Blutung aufhörte. Durch diesen Erfolg wurde er ermutigt und beschloß, den Beruf eines Wundarztes zu ergreifen, als welcher er seinen frühen Ruhm erwarb.

Der berühmte französische Wundarzt M. Petit zog zuerst die Aufmerksamkeit des großen Anatomen Littré auf sich, als er, noch ganz ein Knabe, die Vivisektion an einem Kaninchen ausführte. Von seinem siebenten Jahre an war ein regelmäßiger Zuhörer von Littrés Vorlesungen. Nach zwei Jahren hatte er es so weit in der Anatomie gebracht, daß die Aufsicht über das anatomische Theater,

in welchem die Vorlesungen gehalten wurden, allein in seine Hände gelegt wurde. Es war ein merkwürdiger Anblick, einen Burschen von neun bis zehn Jahren, auf einem Stuhle stehend, Vorlesungen über Anatomie halten zu hören, denen selbst fähige Männer dieser Wissenschaft mit Vergnügen zuhörten. Er widmete sich mit gleicher Leidenschaft der Chirurgie und zeichnete sich bald als einer der besten chirurgischen Operateure Frankreichs aus.

Blumenbach war gleichfalls ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte des Menschen und dessen Konstitution. Er kann als der Vater der Ethnologie angesehen werden. Mit zehn Jahren schloß er sich ein mit einem künstlich fabrizierten Skelett — der Anfang seines „Golgatha“, wie er später seine anthropologische Sammlung nannte —, um vergleichende Knochenlehre zu studieren, über die er sich damals den Kopf zerbrach. Die Stadt Gotha besaß nur ein wirkliches Skelett, welches das Eigentum eines Arztes, eines Freundes der Blumenbachschen Familie, war. Er besuchte unaufhörlich das Haus des Arztes, um dessen Skelett zu studieren. Endlich fertigte er selbst den künstlichen Bau eines solchen an, wobei es ihm gelang, durch Geduld und Probieren aus den Knochen von Haustieren ein Skelett herzustellen, das einige

Ähnlichkeit mit einem menschlichen hatte. Dies war der bescheidene Anfang jener osteologischen Sammlung, deren Ruf sich später über ganz Europa erstreckte. Mit siebzehn Jahren ging Blumenbach auf die Universität Jena und mit zwanzig Jahren nach Göttingen. Mit 23 Jahren verfaßte er das erste seiner großen Werke: „Über die natürlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes".

Bichat war schon als Knabe ein unermüdlicher Arbeiter. Alles, was er schuf, hat er in dem Laufe von wenigen Jahren vollendet, denn er starb mit 32 Jahren. Buckle hat von seinem großen Werk: „Allgemeine Anatomie", welches im Jahre vor seinem Tode herausgegeben wurde, gesagt, daß es „den schätzenswertesten Beitrag umfasse, der je zur Physiologie durch eines Menschen Geist gemacht worden". Er erforschte die Gesetze der Empfindung und Reizbarkeit und legte sich mit gleichem Eifer auf die physiologische Wissenschaft, indem er besonders die Zellgewebe studierte, in der Absicht, die Gesetze ihrer normalen und pathologischen Entwickelung festzustellen. Pinel bemerkt in seiner Denkschrift über Bichat: „In einem einzigen Winter sezierte er mehr als tausend Leichen .... Der Verstand kann kaum begreifen, daß das Leben eines einzigen Menschen ausreichen

konnte für so viel Arbeiten, so viel Entdeckungen, die gemacht worden oder auf welche hingewiesen wurde. Bichat starb, bevor er sein 32. Lebensjahr vollendet hatte*)!" Der große Arzt Boerhave übersetzte mit elf Jahren griechisch und lateinisch und hielt mit zwanzig Jahren eine glänzende Rede vor dem Professor des Griechischen, um im nächsten Jahre den Grad eines Doktors der Philosophie zu erlangen. Sir Humphrey Davy machte als Knabe ohne jegliche Hülfe solche Fortschritte in der Chemie, daß er mit zwanzig Jahren mit der Aufsicht über das pneumatische Institut zu Bristol betraut wurde. Dr. Jenner faßte schon vor seinem 20. Jahre die Möglichkeit ins Auge, von der Liste der Krankheiten eine der ekelhaftesten und verhängnisvollsten, die je das Menschengeschlecht geißelten, streichen zu können und gelangte endlich zum siegreichsten Erfolg.

Der ausgezeichnete Naturforscher Dr. Richard Owen war zweimal nahe daran, die Carriere zu verfehlen, in welcher er später so berühmt wurde. Das erste Mal wurde er zur See geschickt und diente als Seekadett an Bord der „Tribune". Als jedoch der amerikanische Krieg beendet war, wurde das Schiff außer Dienst gestellt und er kehrte

---

*) „Allgemeine Anatomie", I, S. 13. 16.

nach Hause zurück, um bei einem Wundarzt zu Lancaster in die Lehre zu treten. Er wurde darauf nach Edinburg geschickt, wo er unter Dr. Barclay studierte und Geschmack an der vergleichenden Anatomie fand. Von dort nach dem St. Bartholomäus-Hospital zu London gehend, zog er die Aufmerksamkeit des wohlbekannten Chirurgen John Abernethy auf sich und wurde dessen Gehülfe im Sektionszimmer. Er erlangte sein Diplom als Wundarzt, aber da sich ihm keine Gelegenheit zu bieten schien, um in seinem Beruf vorwärts zu kommen, beschloß er aufs neue, zur See zu gehen. Er erlangte eine Anstellung als Assistenz-Wundarzt und ging, sich von seinem exzentrischen Freund und Meister zu verabschieden. „Was bedeutet dies alles?“ sagte Abernethy; „wohin wollen Sie gehen?“ — „Zur See, Sir.“ — „Zur See gehen? Gehen Sie lieber zum Teufel!“ — „Hoffentlich nicht, Sir.“ — „Zur See gehen? Ich wiederhole Ihnen, gehen Sie lieber zum Teufel!“ sagte der ruhmreiche John, indem er ihm die Versuchungen, die Schwierigkeiten und den Verlust an Zeit und Ruhm schilderte, welche das Resultat eines so übereilten Schrittes sein mußten, und darauf bestand, daß er nach Verlauf einer Woche noch einmal zu ihm käme. Owen ging nach Ablauf dieser Frist noch

einmal zu seinem rauhen, aber aufrichtigen Freunde, der ihm eine Anstellung an der Schule für Wundärzte vorschlug. Owen nahm dieselbe an; der jugendliche Anatom wurde so zu seinem Glück mit einem geistesverwandten Manne verbunden, und wenn auch die Marine einen guten Offizier verlor, so gewann doch die Wissenschaft eine ihrer strahlendsten Leuchten.

Auch in der Litteratur und den fremden Sprachen giebt es, wie wohl zu erwarten ist, zahlreiche Beispiele von frühzeitiger Entfaltung großer Fähigkeiten. Mit zwanzig Jahren hielt Melanchthon schon öffentliche Vorlesungen zu Tübingen über Virgil, Cicero und Livius, und mit 21 Jahren wurde er zum Professor des Griechischen an der Universität Wittenberg ernannt. Montesquieu entwarf seinen „Geist der Gesetze", bevor er zwanzig Jahre alt war. Fénélon machte so reißende Fortschritte in seinen Studien, daß er mit fünfzehn Jahren eine Predigt vor einer auserlesenen Versammlung in Paris hielt. Gresset schrieb „Vert-Vert", eins der geistreichsten Erzeugnisse in der französischen Litteratur, als er in seinem 24. Jahre stand. Villemains Talent war von solchem Ruf, daß er mit neunzehn Jahren zum Professor der Rhetorik an der Universität Charlemagne zu Paris ernannt

wurde; zwei Jahre später wurde sein „Lob Montaignes“ von der französischen Akademie mit dem Preise gekrönt. Cousin erhielt in seinem 16. Jahre den Ehrenpreis von derselben Akademie und Auguste Comte in demselben Alter den ersten Preis in der Mathematik von der Polytechnischen Schule.

Beckford schrieb den „Vathek“ mit 22 Jahren. „Ich schrieb ihn“, sagt er, „in einer Sitzung und auf französisch. Die ‚Halle von Eblis‘ war meine eigene Erfindung. Alle weiblichen Wesen, die in „Vathek“ erwähnt sind, waren Porträts der Mitglieder des Hauswesens von Old Fonthall; ihre ersonnenen guten oder schlechten Eigenschaften wurden vergrößert, um meinem Zweck zu dienen.“ Dr. William Wotton zeigte als Knabe eine außerordentliche Fähigkeit zum Erlernen fremder Sprachen. Mit fünf Jahren konnte er lateinisch, griechisch und hebräisch lesen. Mit zehn Jahren verstand er die chaldäische, syrische und arabische Sprache. Als er eine Pfründe in Wales erhielt, lernte er bald die wallisische Sprache beherrschen, aber gleich Magliabecchi, der eine noch umfassendere Kenntnis der Sprachen besaß, that er nie weiter etwas, als sie zu erlernen. Er hinterließ nicht einen einzigen Gedanken zum Nutzen anderer. Die Frühreife der beiden erwies sich als ein Fehler.

Anders war es mit Sir William Jones, der ebenfalls auf der Schule für einen merkwürdigen Knaben galt. Sein Vater war ein bedeutender Mathematiker, starb aber schon, als der Knabe erst drei Jahre alt war. In Harrow übertraf der junge Jones alle seine Schulkameraden im Lernen. Der Direktor Dr. Thackeray sagte von ihm: „Wenn man Jones nackend und verlassen auf der Ebene von Salisbury liegen ließe, so würde er doch den Weg zu Glück und Ruhm finden". Jeder Leser kennt Sir William Jones' vollendete Werke.

Sir James Mackintosh, der in seiner Jugend zu so großen Erwartungen berechtigte, erwies sich bis zu seinem Tode als ein „Mann der Verheißung". Sein Name pflegte in der Umgegend von Fortrose, dem er angehörte, als ein Wunder der Gelehrsamkeit genannt zu werden. Aber er hatte nie die Muße — vielleicht nie die Ausdauer — groß zu werden. Er faßte fortwährend Entschlüsse und ruhte dann aus von der Anstrengung der Erfindung seiner Entschlüsse. Als Knabe wollte er die halbe Nacht lesen und denken, und als Mann wollte er auch nichts weiter, als fortwährend lesen und denken, aber er erfüllte nie die großen Hoffnungen, welche man an seine glänzende Laufbahn geknüpft hatte.

Der Metaphysiker Thomas Brown war erst achtzehn Jahre alt, als er seine „Beobachtungen über Darwins Naturlehre“ schrieb und veröffentlichte; in der Vorrede dazu liegt schon der Keim seines Lehrsatzes von der „Ursache“. Dr. Brown wurde schließlich zum Professor der Philosophie an der Universität zu Edinburg ernannt, und werden seine Vorlesungen, die nach seinem Tode veröffentlicht wurden, für den besten Kommentar über dieses Thema gehalten. Er war mit 24 Jahren Mitarbeiter an der Edinburger Review. Diese Vierteljahrsschrift wurde hauptsächlich von jungen Männern gegründet und geleitet — durch Henry Brougham mit 23, Francis Horner mit 24, Francis Jeffrey mit 29 und Sydney Smith, der sich als Knabe durch seine Gelehrsamkeit wie durch sein Unglück auszeichnete, mit 31 Jahren.

Als Dr. Alexander Murray noch Schäferknabe war, wurde er von seinem Vater für eben so dumm wie faul gehalten. Er beging immer irgend einen Fehler beim Hüten der Herde oder beim Heimtreiben des Viehs. Der Grund lag darin, daß des Knaben Sinn mehr auf das Lernen als auf das Viehweiden gerichtet war. Mit fünfzehn Jahren ersann er es, sich selbst lateinisch und französisch zu lehren, und war bald imstande, Cäsar, Ovid und Livius zu lesen. Er gab das

Amt eines Schäfers auf und wurde Lehrer, als welcher er in seinen Mußestunden deutsch, angelsächsisch und westgotisch erlernte, worauf er sich der wallisischen Sprache zuwandte. Im Verlauf von einigen Jahren beherrschte er sämtliche europäische Sprachen und begann seine Forschungen in den schwierigeren Idiomen des Ostens. Mit 30 Jahren wurde er für einen der ersten Linguisten seiner Zeit gehalten, und als ein Lehrstuhl für orientalische Sprachen zu Edinburg frei wurde, wurde er mit 36 Jahren zum Professor daselbst ernannt. Aber die Anstrengung des Gehirns, der er so viele Jahre sich unterzogen hatte, erwies sich als zu groß für seine schwächliche Konstitution, und so konnte er nur ein Jahr lang sich der Ehre erfreuen und starb im frühen Alter von 37 Jahren.

Man hat zuweilen behauptet, daß Knaben, die sich auf der Schule und Universität auszeichnen, es unterlassen, sich später im wirklichen Leben auszuzeichnen. „Wie wenige von denen“, sagt Sir Egerton Bridges, „die auf der Universität ehrenvoll ausgezeichnet werden, lassen später wieder von sich hören*).“ Dies ist jedoch keineswegs richtig. Jene besonderen Eigenschaften, welche künftige Größe zur Folge haben, fangen in

*) Autobiographie, I, S. 65. 66.

Wahrheit an, ihr Dasein und ihre Lebensfähigkeit in dem Alter von 17 oder 18 Jahren bis zum 22. oder 23. Jahre zu zeigen. Die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen, beginnt ihren Platz unter den Kräften des Geistes zu gewinnen, und die Gabe, die Dinge sowohl zu verstehen als sie zu kennen, verleiht allem, was den Geist bewegt, neue Gestalt und Färbung. Daher werden die jungen Männer, welche die ersten in der Schule und auf der Universität sind, auch im allgemeinen die ersten in der Schule des wirklichen Lebens. Als Beweis dafür wollen wir das Leben und die Geschichte einiger unserer berühmtesten Staatsmänner betrachten.

Lord Chatham, Charles James Fox, Windham, Granville und Wellesley zeichneten sich aus auf der Universität zu Eton. Chatham that sich in Oxford nicht besonders hervor. In seinem 20. Jahre finden wir ihn als Reiterfähndrich unter den „Blauen“. Mit 26 Jahren trat er ins Parlament und zwei Jahre später hielt er seine erste Rede, welche sofort Aufmerksamkeit erregte. „Jener schreckliche Reiterfähndrich“ soll jedesmal Sir Robert Walpole einen Stich ins Herz gegeben haben, wenn er sich zum Sprechen erhob, denn er war einer der leidenschaftlichsten und feurigsten Redner. Sehr verschieden von ihm war sein Sohn

William Pitt, der „himmelentsprossene Minister“ — obgleich es von nicht zu unterschätzender Bedeutung in der Genealogie von dessen Verstand und Charakter ist, daß er der Sohn eines solchen Vaters war. Der junge Pitt war schwach und zart, aber von frühreifem Verstande. Er wurde zu Hause und hauptsächlich von seinem Vater erzogen. Lady Holland sagt von dem „kleinen William Pitt“, daß er „wirklich das klügste Kind sei, das sie je gesehen habe“ *). Mit zwölf Jahren ließ er seinen drei Jahre ältern Bruder weit hinter sich. Sein Vater pflegte ihn auf einen Stuhl zu stellen, um ihn vor einer großen Gesellschaft, sehr zu deren Überraschung und Bewunderung, dekla-

*) Lord John Russell erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten von Cahrles James Fox“ (der zehn Jahre älter war als Pitt) die folgende Anekdote: „Die Herzogin von Leinster erzählte mir eine Unterhaltung, der sie beiwohnte, zwischen ihrer Schwester, der Lady Caroline, und Mr. Fox (Lord Holland). Lady Caroline, die ihrem Gemahl Vorwürfe machte über seine ausnehmende Nachsicht gegen seine Kinder, besonders gegen Charles, fügte hinzu: „Ich war heut morgen bei Lady Hester Pitt und freute mich über den kleinen William Pitt, der noch nicht acht Jahre alt und das klügste Kind ist, das ich je gesehen habe; dazu wird er so streng und passend in seinem Benehmen erzogen, daß jener kleine Knabe, beherzige meine Worte, zeitlebens unserem Charles ein Dorn im Auge sein wird““.

mieren zu lassen. Mit vierzehn Jahren schrieb er eine Tragödie in fünf Akten. Er war noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt, als er die Universität von Pembroke Hall zu Cambridge bezog. Er blieb dort sechs Jahre, war ein fleißiger Student und las ausnehmend viel von der englischen Litteratur. Macaulay sagt, daß seine Kenntnis sowohl der alten Sprachen wie der Mathematik so groß gewesen, wie nur wenig Menschen, drei Jahre älter als er, sie mit auf die Universität brächten. Das Werk, welches ihn am meisten entzückte, war Newtons „Principia", und die Schnelligkeit, mit welcher er schwierige Probleme in der Mathematik löste, wurde von einem der Vorsitzenden für bisher unerreicht an der Universität erklärt.

Pitt trat in das Parlament, sobald er mündig war. Mit 22 Jahren hielt er seine erste Rede, um Burkes Plan einer wirtschaftlichen Reform zu unterstützen, und er entzückte das Haus durch seine Selbstbeherrschung, seine Schlagfertigkeit und seine edle Haltung. Hazlitt sagt von ihm, daß er „stets vollkommen reif war und weder die Unfertigkeit noch die Ungeschicklichkeit eines erst reifenden Verstandes besaß". Mit 23 Jahren wurde Pitt zum Schatzkanzler ernannt und mit 24 Jahren zum ersten Minister — „das größte

Ereignis", sagt Macaulay, „welches England seit vielen Generationen gesehen hatte".

Obwohl Edmund Burke nicht so frühreif war als Pitt, erhielt er doch Preise auf dem Trinity College zu Dublin, besonders im Studium der Klassiker. Er widmete fast seine ganze Mußezeit der allgemeinen Lektüre, besonders von Geschichtswerken — der zukünftigen Waffe seiner Macht. In seinem 26. Jahre veröffentlichte er sein „Essay über das Erhabene und Schöne", das er schon mit neunzehn Jahren begonnen hatte, und welches ihm sofort eine Stellung unter den klassischen Schriftstellern seines Landes sicherte.

Canning, einer der glänzendsten Schüler von Eton, zeichnete sich schon früh durch die Eleganz seiner lateinischen und englischen Verse aus. Mit siebzehn Jahren gründete er seinen „Mikrokosmus", eine periodische Zeitschrift, deren hauptsächliche Mitarbeiter außer ihm Frere und die Gebrüder Smith waren, die in seinem Alter standen. Canning ging in seinem 18. Jahre auf die Christ Church-Universität zu Oxford, wo er sich durch seine klassischen Schriften auszeichnete. Seine „Reise nach Mekka", welche bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier von Lord Crewe im Theater deklamiert wurde, übertraf alle Mitbewerbung und wurde für das beste lateinische Gedicht erklärt, welches

je in Oxford gedichtet worden. Canning trat mit 23 Jahren in das Parlament, hielt seine erste Rede im folgenden Jahre, wurde Unterstaatssekretär in seinem 26. Jahre und stieg von Amt zu Amt von immer zunehmender Wichtigkeit, bis er in seinem 57. erster Minister wurde, als welcher er starb.

Von späteren Staatsmännern haben Peel und Gladstone beide große Auszeichnungen in Oxford genossen. Peel erhielt in seinem 20. Jahre mit unerhörter Auszeichnung den Grad als Baccalaureus der freien Künste, da er der erste war, der die Ehrenstellen einer doppelten ersten Klasse für klassische Studien und Mathematik erhielt. Dasselbe Kunststück wurde jedoch später noch von Mr. Gladstone, Lord Cardwell und Lord Westbury ausgeführt.

Lord Macaulays Carriere zu Cambridge war in hohem Grade ausgezeichnet. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren — er war 19 und 20 Jahre alt — trug er des Kanzlers Medaille für englische Poesie davon und in seinem 22. Jahre erwarb er das Craven-Stipendium. Obgleich Universitätspreisgedichte keinen besondern Ruf haben, sind ihre Verfasser doch oft ausgezeichnete Männer gewesen. Mackworth Praed erhielt des Kanzlers Medaille in zwei aufeinanderfolgenden Jahren nach Macaulay,

außerdem noch Brownes Medaille für griechische Ode und Epigramme. Bulwer Lytton erhielt später dieselbe Medaille für sein Gedicht über „Bildhauerkunst“. Unter denen, welche zu Oxford und Cambridge Preise für Gedichte erwarben, waren die Geistlichen W. L. Bowles, Bischof Heber, Professor Whewell, Dechant Milman und Lord Tennyson.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß nicht gerade die Männer, welche den ersten Rang an den Universitäten einnahmen, auch den ersten Rang im wirklichen Leben behaupteten, sondern viel häufiger solche, die vorher den zweiten und selbst den dritten Rang innehatten. Nehmen wir z. B. die mathematische Schule zu Cambridge, so werden wir finden, daß, während viele der durch Graduierung ausgezeichneten zwölf Studenten hohe Stellungen als Professoren, Lehrer, Übersetzer einnehmen und gelegentlich zu hohen Ämtern in der Kirche emporsteigen, sie doch nicht alle die Führerschaft in der wissenschaftlichen Welt wie in ihrem Beruf erlangen. Viele von ihnen verschwinden vollständig aus dem öffentlichen Leben. Betrachten wir die Periode von 1739 aufwärts, so finden wir die folgenden graduierten Studenten von Bedeutung: Sir John Wilson, Richter des „Gemeinen Rechts“, 1761; Dr. Paley, 1763; Dr. Milner, Dechant von Carlisle, 1774; Sir Joseph Littledale, Richter beim Oberhofgericht, 1787.

Eine lange Reihe rechtsgültig graduierter Studenten begann mit dem jetzigen Jahrhundert. Im Jahre 1806 finden wir den Namen Pollocks, des spätern ersten Lord Oberrichter bei der Schatzkammer; im Jahre 1808 Bickersteth, Lord Langdale; im Jahre 1809 Alderson, Baron von Exchequer, im Jahre 1810 Maule, den Richter des „Gemeinen Rechts", während Platt, Baron v. Exchequer, der fünfte beste in demselben Jahre war. Unter den anderen Richtern geringern Grades waren Sir R. Graham, Baron von Exchequer, welcher der dritte graduierte Student seines Jahres war, Lord Alvanley, erster Richter des „Gemeinen Rechts", welcher der zwölfte war. Lord Ellenborough, Sir S. Lawrence, Lord Lyndhurst (welcher der zweite war), Sir John Williams, Sir N. C. Tindal, Sir L. Shadwell, Lord Wensleydale, Sir T. Coltman, Lord Cranworth, Sir Creßwell Creßwell — alle diese, obwohl sie Ehrenpreise erhielten, waren nicht die am meisten ausgezeichneten in ihren Studienjahren. Lord Hatherby, Lord Selborne und Lord Coleridge erhielten hohe Ehrenerweisungen auf ihren verschiedenen Universitäten. Professor Whewell war zweiter graduierter Student und Professor Sedgwick fünfter.

Unter den wenigen Männern der Wissenschaft, die sich aus den graduierten Studenten entwickelten, waren Sir John Herschel, Professor Airey, Professor

Stokes und Prof. Adams, mit M. Leverrier zusammen der Entdecker des Planeten Neptun. Der Graf von Rosse, der große Mechaniker mit der Pairswürde, erhielt den ersten Preis in Mathematik auf dem Magdalen College zu Oxford; aber der ehrenwerte J. W. Strut, ältester Sohn von Lord Rayleigh, der im Jahre 1865 zu Cambridge graduiert wurde, soll der erste Sohn eines Edelmannes gewesen sein, der je solche Auszeichnung erlangt hat*).

Zum Schluß nun noch einige Worte über die großen jungen Männer der Geschichte. Obwohl es nicht oft vorkommt, daß Männer zu Befehlshabern werden, bevor sie die Erfahrung erlangt haben, die gewöhnlich mit dem Alter kommt, ist es doch geschehen, daß einige der größten Regenten und Befehlshaber in alten und modernen Zeiten verhältnismäßig junge Männer gewesen sind. Das Genie zum Befehlen scheint wie ein Instinkt gekommen zu sein, und auch nur das Genie zu irgend einem Unternehmen giebt eine Leidenschaft für dasselbe.

Themistokles wurde als Jüngling von der Liebe zum Ruhm begeistert und sehnte sich danach, sich im Dienste seines Vaterlandes auszuzeichnen. Erst gegen dreißig Jahre alt, ließ er die griechische Flotte

---

*) Times, 1. Februar 1865.

zur See mit den Persern unter Xerxes bei Salamis kämpfen. Der vollständige Sieg derselben war der Tapferkeit aller, besonders aber der Klugheit und ausdauernden Tapferkeit des Themistokles zu verdanken. Er war der Erste nicht nur als Befehlshaber, sondern auch an Würdigkeit, und seine Landsleute erkannten eine Zeit lang seine Größe und Überlegenheit an.

Alexander der Große wurde in noch jüngeren Jahren Herrscher und Heerführer. Kaum war er mit zwanzig Jahren auf den Thron Makedoniens berufen, als es ihm auch oblag, einen schrecklichen Aufstand niederzuwerfen. Nachdem er dies mit vollständigem Erfolg gethan hatte, marschierte er südwärts und unterwarf die hauptsächlichsten Staaten Griechenlands. In seinem 22. Jahre sammelte er eine Armee zum Einfall in Persien, überschritt den Hellespont und landete bei Abydos. Er stieß mit der Armee des Darius an den Ufern des Granikus zusammen und besiegte sie vollständig. Im folgenden Jahre rückte er in Kleinasien ein, focht und gewann die Schlacht bei Arbela, als er erst 25 Jahre alt war. Die Macht des Darius war jetzt vollständig gebrochen, der Osten lag offen vor den Waffen Alexanders da; während seiner Regierung von zwölf Jahren und acht Monaten erstreckte er sein Reich von den Küsten des mittelländischen Meeres

bis zu den östlichen Tributstämmen der Indier. Er starb im Alter von 31 Jahren.

Scipio und Pompejus waren beide groß in der Jugend. Scipio gewann die Schlacht bei Zama, als er 29 Jahre alt war; Pompejus zeichnete sich jedoch noch früher aus. Mit 23 Jahren sammelte und befehligte er die Armee, mit welcher er Marcus Brutus besiegte. Im folgenden Jahre, wo er noch „ein bartloser Jüngling" war, wie seine Feinde ihn nannten, machte er einen erfolgreichen Feldzug nach Afrika und kehrte im Triumph nach Rom zurück.

Hannibal war einer der größten jungen Generale des Altertums; im Feldlager Hamilkars und Hasdrubals war er zum Kriege erzogen worden. Nach dem Tode des letztern, im Alter von 26 Jahren, übernahm er den alleinigen Oberbefehl über die karthageniensische Armee. Nachdem er die spanischen Stämme besiegt hatte, die bisher noch nicht unterworfen waren, wandte er seine Waffen gegen Rom. In seinem 28. Jahre nahm er Sagunt nach achtmonatlicher Belagerung, dann überschritt er die Pyrenäen, rückte bis zur Rhone vor, drang über die Alpen nach Italien und schlug und gewann, nach mehreren anderen erfolgreichen Kämpfen, die große Schlacht bei Cannä, als er erst 31 Jahre alt war.

Im Mittelalter waren Karl der Große und Karl Martell beide große Krieger in jungen Jahren. Martell, „Der Hammer“, wie er genannt wurde, besiegte die Sarazenen bei Tours, als er noch ein verhältnismäßig junger Mann war, und wandte damit das Geschick Europas. Karl der Große war mit 30 Jahren Herr von Frankreich und Deutschland. Nächst Alexander dem Großen und Cäsar war sein Name der größte in der frühen europäischen Geschichte. Wilhelm der Eroberer war erst 20 Jahre alt, als er seine rebellischen Edelleute in der Schlacht bei Val de Dunes besiegte; mit 38 Jahren gewann er den Sieg bei Hastings, der ihn zum Herrn von England machte. Edward, der schwarze Prinz, befehligte mit sechzehn Jahren die Hauptabteilung der englischen Armee in der Schlacht bei Crécy. Als sein Vater sah, wie er sich in das dichteste Kampfgewühl stürzte, sagte er: „Laßt das Kind seine Sporen gewinnen und möge der Tag ihm gehören!“ Nach beendeter Schlacht umarmte ihn sein Vater mit den Worten: „Geliebter Sohn, Gott hat dir eine gute Ausdauer gegeben; du bist mein echter Sohn, treu hast du heute deine Pflicht gethan und würdig bist du einer Krone“. Zehn Jahre später, mit 26 Jahren, gewann der schwarze Prinz die Schlacht bei Poitiers. Mit

27 Jahren erfocht Heinrich V. den Sieg bei Azincourt.

Einige der vorzüglichsten französischen Regenten und Generale sind gleichfalls von jugendlichem Alter gewesen. Heinrich von Navarra war von seinem 16. Jahre an der anerkannte Führer der Hugenotten. In diesem Alter führte er sie zu den Schlachten von Jarnac und Moncontour. Nach dem Blutbad der Bartholomäusnacht, welche in sein 23. Jahr fiel, stellte er sich an die Spitze der französischen Kalvinisten und führte sie durch eine Reihe gewagter und schwieriger Feldzüge. Mit 34 Jahren gewann er die Schlacht bei Coutras und bald darauf die Schlachten bei Arques und Ivry. Die Schlacht bei Arques gewann Heinrich mit 5000 Mann gegen den Herzog von Mayenne mit 25 000 Mann. Er besiegte seinen Gegner hauptsächlich durch seine jugendliche Energie und Thätigkeit. Man sagte von ihm, daß er sehr wenig feines Tuch, aber eine Menge Stiefelleder trage und daß er weniger Zeit im Bett zubringe, als der Herzog von Mayenne bei Tische. Als jemand in seiner Gegenwart die Geschicklichkeit und den Mut seines Nebenbuhlers pries, bemerkte Heinrich: „Ihr habt recht, er ist ein großer Feldherr, aber ich habe immer fünf Stunden Vorsprung vor ihm!“ Heinrich stand um

vier Uhr morgens auf und Mayenne erst gegen zehn Uhr.

Condé war auch ein berühmter junger französischer Befehlshaber. Er war so befähigt und erfolgreich, daß er den Beinamen „der Große“ erhielt. Mit 22 Jahren gewann er die Schlacht von Rocroi gegen eine überlegene spanische Macht und schlug später hinter einander die Truppen des deutschen Kaisers bei Freiburg und Nördlingen, und abermals im folgenden Jahre bei Lens in Artois — alles bevor er 27 Jahre alt war. Turenne war gleichfalls ein großer Befehlshaber, obgleich er keineswegs frühreif war. Er wurde zuerst sogar als Knabe für dumm gehalten und lernte langsam und mit Schwierigkeit. Aber er war eigensinnig und ausdauernd und was er lernte, wurzelte tief in seinem Geiste. Als sein Ehrgeiz erwacht war, machte er sehr schnelle Fortschritte. Durch seinen Onkel, den Prinzen Moritz von Holland, wurde er zu dem Waffenhandwerk erzogen und begann seine Lehrzeit unter ihm damit, daß er als gemeiner Soldat eine Muskete trug. Nachdem er eine Reihe von subalternen Pflichten durchgemacht hatte, erhielt er eine Kompagnie, die man bald als eine der am besten geschulten und disziplinierten in der Armee anerkannte. Mit 23 Jahren wurde er Marschall

der französischen Armee, die nächste Stellung an Rang nach der eines Marschalls von Frankreich. Der erste wichtige Dienst, den er als solcher leistete, war die Führung des schrecklichen Rückzuges von Mainz im Jahre 1635. Er deckte den Nachtrab und hielt mit der größten Gewandtheit, mit Mut und Selbstbeherrschung die Ordnung dabei aufrecht. In seinem 26. Jahre befehligte er den schwierigen Feldzug von 1637, nahm während desselben Landrécies und Soire und trieb schließlich die Spanier über die Sambre. Während seines übrigen Lebens blieb Turenne anerkannt der größte Befehlshaber seiner Zeit, in seinem Alter eben so groß wie in seiner Jugend. Er wurde, 46 Jahr alt, in der Schlacht bei Sasbach getötet.

Der Marschall von Sachsen war unter Waffen aufgewachsen. Mit zwölf Jahren diente er in der Armee der Verbündeten vor Lille. Im folgenden Jahre wurde ihm bei Tournay ein Pferd unter dem Leibe erschossen und in demselben Jahre machte er die Schlacht bei Malplaquet mit. Mit 23 Jahren war er Feldmarschall unter dem Herzog von Orleans. Erst in seinem 47. Jahre wurde er Marschall von Frankreich. Er war nur ein Mann der Waffen, denn seine Erziehung in den Wissenschaften war über alle Beschreibung dürftig.

Als die französische Akademie vorschlug, ihn als Mitglied aufzunehmen, was er vernünftig genug war abzulehnen, schrieb er an einen Freund: „Ils veule me fere de la Cademie; sela miret come une bage a un chas“.

Vauban wurde von selbst auf das Studium der Befestigungskunst hingeführt, während er seine Laufbahn als Soldat machte. Er trat mit 17 Jahren in die Armee unter Condé und war mit ihm in Clermont in Lothringen, während die Befestigungsarbeiten im Werk waren. Dieser Umstand bestimmte seine Studien, die er mit großem Fleiß fortsetzte. Während seines aktiven Dienstes im Felde, in dessen Verlauf er große Tapferkeit entfaltete und viele gewagte Thaten angesichts des Feindes vollführte, bereitete und verfaßte er sein großes Werk über die Befestigungskunst. Sein letztes Buch wurde erst einige Tage vor seinem Tode fertig, der ihn im 74. Jahre ereilte, während er den Bau eines verschanzten Lagers leitete, das sich von Dünkirchen bis Bergues erstreckte. Außer seinem wichtigen Werk über Befestigungskunst hat Vauban nicht weniger als zwölf Folio-Bände Manuskript hinterlassen, „Müßiggang“ betitelt. Er war ein Mann, der nie eine Minute verlieren wollte, sondern jeden Augenblick sich zu nutze machte.

Die beiden großen schwedischen Befehlshaber — Gustav Adolph und Carl XII. — waren beide noch sehr junge Männer, als sie Beweise ihrer militärischen Befähigung gaben. Gustav bestieg mit 17 Jahren den Thron Schwedens. Kaum hatte er die Zügel der Regierung ergriffen, als Sigismund, der König von Polen, der auch Anspruch auf seinen Thron erhob, in sein Land einbrach. Zu gleicher Zeit wurde ein anderer Teil seiner Besitzungen durch den Zar von Rußland angegriffen. Aber Gustav hatte in einem über neun Jahre währenden Kriege den Erfolg, beide zu besiegen, und überdies noch Riga und einen Teil Livlands zu annektieren. Während dieser Krieg wütete, hatten die Österreicher das schwedische Gebiet verletzt. Dies führte zu feindseligen Erklärungen und ein schrecklicher Krieg war die Folge davon, in welchem die Armee Gustavs den Sammelpunkt der bedrückten Protestanten Deutschlands bildete. Die schwedische Armee besiegte die Kaiserlichen vollständig auf der Ebene bei Leipzig. Nach einer außergewöhnlichen Zahl von Schlachten starb Gustav Adolph in seinem 38. Jahre im Augenblick des Sieges auf dem Schlachtfeld von Lützen.

Die Laufbahn Carls XII. war noch merkwürdiger, obwohl seine Tapferkeit und Oberbefehls-

haberschaft durch Eigenwillen und unüberlegtes Handeln beeinträchtigt wurden. Carl wurde mit fünfzehn Jahren König von Schweden. Als er achtzehn Jahr alt war, bildete sich ein Bündnis gegen ihn durch den Kaiser von Rußland, den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen und den König von Dänemark, zu dem Zweck, Schweden zu zerstückeln. Carl schiffte sofort seine Armee ein, segelte nach Kopenhagen, belagerte die Stadt und zwang in wenigen Wochen den König von Dänemark, um Frieden zu bitten. Nun wandte er sich nach Rußland, schiffte sich ein, landete mit seiner Armee von 8000 Mann in Livland marschierte gegen die Russen, welche Narwa mit der zehnfach größeren Anzahl von Soldaten belagerten, und besiegte sie vollständig nach hartem Kampfe. Carl war damals erst in seinem 18. Lebensjahre. Jetzt richtete er seine Waffen gegen August, den König von Polen, und nachdem er wiederholt die polnische Armee geschlagen hatte, setzte er August ab und einen andern König an dessen Stelle. Carls Ehrgeiz erhielt immer neue Nahrung durch seine wunderbaren Erfolge. Anstatt mit der Züchtigung zufrieden zu sein, die er seinen Feinden erteilt hatte, strebte er jetzt nach der Entthronung des Zaren Peter, seines Nebenbuhlers und Feindes. Den Niemen über-

schreitend, schlug er die Russen bei Grodno und darauf an den Ufern der Beresina. Seine Feinde verschwanden, aber der Winter nahte und dasselbe Mißgeschick überfiel ihn und seine Armee, welches später Napoleon zu grunde richtete. Seine Truppen litten von Kälte, Hunger, Krankheit und Entbehrungen aller Art, und als sie in diesem elenden und erschöpften Zustande waren, fiel der Zar über die Schweden mit der doppelten Anzahl gut ausgerüsteter Truppen her und vernichtete sie vollständig bei Pultawa. Carls übriges Leben glich einem Roman. Er war nach der Türkei geflüchtet, verließ sie wieder nach vier Jahren, erreichte in sechzehn Tagen Stralsund in Pommern, rückte ins Feld gegen Preußen, Dänemark, Sachsen und Rußland, die sich alle gegen ihn verbündet hatten, entfloh wieder aus Stralsund und erreichte Schweden nach einer Abwesenheit von mehr als fünfzehn Jahren. Er sammelte eine Armee von über 20000 Mann und fiel in Norwegen ein, welches mit Dänemark vereinigt war. Nach abwechselnden Erfolgen wurde seine Laufbahn plötzlich beendet, denn während er die Festungsgräben bei Frederikshald, das er belagerte, in Augenschein nahm, wurde er durch eine Kugel in den Kopf niedergestreckt und starb sofort, in seinem 37. Lebensjahre.

Friedrich der Große von Preußen war ebenfalls ein großer junger Mann der Geschichte. Als Jüngling wurde er mit so viel Roheit und Brutalität von seinem Vater behandelt, daß es ein Wunder ist, wie noch etwas Gutes aus ihm werden konnte. Die frühe Abneigung, die er gegen militärische Übungen zeigte, und seine Neigung für französische Litteratur, Musik und die schönen Künste erbitterten ganz besonders seinen Vater, der ihn ins Gefängnis warf und sogar eine Zeitlang seine Hinrichtung in Erwägung gezogen haben soll. Aber der Tod des alten Barbaren, 1740, setzte den jungen Friedrich mit 28 Jahren auf den Thron. Im folgenden Jahre schon rückte er ins Feld gegen Österreich und gewann die Schlacht bei Mollwitz, welche das Schicksal Schlesiens entschied. Zwei Jahre später finden wir ihn wieder im Kampfe mit Österreich und siegreich in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr, wodurch der zweite schlesische Krieg in Friedrichs 33. Jahre zu einem glorreichen Abschluß gebracht wurde. Der siebenjährige Krieg, in dessen Verlauf er die schlagendsten Beweise seines militärischen Genies gab, begann erst, als er sein 44. Lebensjahr erreicht hatte. Er gewann die Schlacht bei Roßbach mit 45 Jahren; seine letzten großen Schlachten waren Zorndorf, wo er 46, und

Torgau, wo er 48 Jahre alt war; von da blieb seine militärische Laufbahn ein unbeschriebenes Blatt. Das Ergebnis seiner Feldzüge war die Vergrößerung seines Königreiches und die Feststellung Preußens als Großmacht Europas.

Fast alle Generale der französischen Revolution waren junge Männer. Napoleon war erst 24 Jahr alt, als er die Artillerie bei der Belagerung von Toulon befehligte, dessen Einnahme hauptsächlich der Geschicklichkeit zu verdanken ist, mit welcher er die Operationen leitete. Mit 26 Jahren bekämpfte er erfolgreich den Aufstand der Sektionen in den Straßen von Paris. Im folgenden Jahre führte er mit Erfolg die französische Armee in den ersten italienischen Feldzug, eroberte Mailand und gewann die Schlacht bei Lodi, welche die Lombardei in den Besitz der Franzosen brachte. Er durcheilte darauf Süditalien und wandte sich nordwärts, um mit dem alten Wurmser zusammenzutreffen, der von Tirol her mit einer großen Armee ihm entgegen zog. Aber der junge und thätige französische General war seinem ergrauten Gegner bei weitem überlegen, auch an Taktik, und besiegte ihn Schlag auf Schlag. Wie es der Fall gewesen bei Heinrich von Navarra und dem Herzog von Mayenne, hatte Napoleon stets fünf Stunden Vorsprung vor seinem bejahrten Gegner, und

er erklärte selbst später, daß er die Österreicher geschlagen habe, weil sie den Wert der Zeit nicht zu schätzen wüßten. Die alten Generale rühmten sich der größeren Erfahrung in ihrem Berufe, aber ihre Erfahrung war zu pedantischen Grundsätzen verknöchert, und während sie die beste Methode, Krieg zu führen, erörterten, fiel ihr stürmischer, jugendlicher Gegner plötzlich über sie her. Sie konnten in ihren Beweisgründen nur damit schließen, daß sie auf höchst unpassende Weise besiegt worden seien.

Nach seinem kurzen Feldzug in Ägypten kehrte Bonaparte nach Frankreich zurück, wurde zum ersten Konsul ernannt, und überschritt nochmals die Alpen, um mit den Österreichern zu kämpfen, welche Italien überschwemmten. Mit 30 Jahren gewann er die Schlacht bei Marengo und ‚das Kind des Sieges‘ eilte nun von einer Schlacht zur andern, eroberte Italien zurück, besiegte Österreich, Preußen und die Staaten des alten Deutschen Reiches. Endlich wurde ihm durch den Schnee Rußlands ein „Halt!“ zugerufen. Solange er jung war, war er groß, als er aber älter wurde, verlor er seine Rüstigkeit und Energie. Nach einem ununterbrochenen Kriegführen von fast 23 Jahren wurde Napoleon schließlich in seinem 46. Jahre auf dem Schlachtfelde von Waterloo vernichtet.

Französische Schriftsteller behaupten, daß zu dieser Zeit sein Alter und seine Beleibtheit sich bei ihm fühlbar machten, und daß, hätte er weniger lange im Bett gelegen, wo er thatkräftig am Morgen des 17. Juni 1815 hätte aufbrechen müssen, unmittelbar nach der Schlacht von Ligny, er Wellington, der noch keine Unterstützung durch Blücher erhalten hatte, würde erdrückt und den belgischen Feldzug gewonnen haben. Er wurde jedoch geschlagen, nicht durch jüngere Männer, sondern durch Generale, die früher am Morgen aufstehen konnten, als er.

Napoleons beste Generale waren zum größten Teile jung. In der That sind die Kriege der französischen Revolution nur ein fortlaufender Bericht, wie alte Generale von jüngeren besiegt wurden. Der berühmte Hoche wurde mit 24 Jahren zum Oberbefehlshaber der Mosel-Armee ernannt; Humbert war mit 26 Jahren Brigade-General; Kleber und Lefebvre waren beide mit 39 Jahren Generale; Lannes war mit 28 Jahren Brigade-General; Victor war Major der Infanterie mit 25 Jahren; Soult befehligte eine Brigade mit 29 Jahren; St. Cyr war Divisions-General mit 30 Jahren; Murat befehligte Napoleons Kavallerie mit 29 Jahren; Ney, „der Unermüdliche", war Generaladjutant mit 25, und Brigade-General

mit 27 Jahren. Einer unserer Militärschriftsteller hat neuerlich nachdrücklich es für notwendig erklärt daß nur junge und thätige Generale auf dem Schlachtfelde befehligen sollten — daß niemand über fünfzig Jahre mit einer großen Armee zum wirklichen Kriegführen betraut werden dürfte. Die neuere englische Geschichte liefert viele Beispiele von jugendlicher Oberbefehlshaberschaft. Zu Beginn vieler unserer Kriege haben zahnlose Generale und gichtbrüchige Admirale uns zu Wasser und zu Lande vertreten, aber wir sind geschlagen worden, bis wir in die Obhut jüngerer Leute gelegt wurden, die im vollen Besitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte waren.

Die beiden jüngsten englischen Oberbefehlshaber neuerer Zeit waren General Wolfe und Sir John Moore. Wolfe erhielt mit 22 Jahren den Rang eines Regiments-Majors und mit 31 Jahren den Oberbefehl über die Expedition nach Quebec. Doch war Pitt, der ihn zu diesem Posten erwählte, nicht ohne große Zweifel über seine Befähigung*). Wolfe aber beschloß seine Lauf-

---

*) Graf Stanhope erzählt eine seltsame Anekdote über General Wolfe, welche, wie er bemerkt, „einen schlagenden Beweis liefert, wie sehr ein Fehler des Benehmens hohe Vortrefflichkeit des Geistes verdunkeln und entstellen kann . . . . ." Nach Wolfes Ernennung und an dem Tage, der seiner Einschiffung nach

bahn ruhmreich durch die glänzende Einnahme von Quebec, als er noch nicht 33 Jahre alt war.

Sir John Moore wurde langsamer befördert als Wolfe, obgleich er eben so wie dieser sich durch den Eifer auszeichnete, mit dem er sich dem Studium seines Berufes hingab, und durch die

---

Amerika voraufging, lud ihn Pitt, der ihm seine letzten mündlichen Instruktionen zu geben wünschte, zu Mittag ein; Lord Temple war der einzige weitere Gast. Als der Abend vorrückte, brach Wolfe, vielleicht erhitzt durch seine eignen hochstrebenden Gedanken und die ungewohnte Gesellschaft von Staatsmännern, in einen Strom von Prahlerei und Großthuerei aus. Er zog sein Schwert, schlug damit auf den Tisch, schwang es in der Stube umher, während er dabei von den mächtigen Dingen redete, welche jenes Schwert vollbringen sollte. Die beiden Minister saßen wie erstarrt über eine Aufführung, die bei einem jeden Manne von gesunder Vernunft und richtigem Verstande ungewöhnlich sein mußte, und als endlich Wolfe sich verabschiedet hatte und man das Fortrollen seiner Equipage hörte, schien Pitts hohe Meinung, die sich sein überlegenes Urteil über Wolfe gebildet hatte, für einen Augenblick erschüttert zu sein. Er erhob seine Augen und Arme und rief Lord Temple zu: „Großer Gott! daß ich auch das Schicksal des Landes und der Verwaltung solchen Händen anvertrauen mußte!“ Lord Stanhope bemerkte sehr wahr, daß Wolfes merkwürdiges Betragen bei dieser Gelegenheit dessen eigenes Geständnis bestätigt habe, daß er sich nicht vorteilhaft in den gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens bewegen könnte; es zeigt, wie Blödigkeit zeitweise, wie um sich zu verstecken, gerade in das Gegenteil umschlägt.

gewissenhafte Arbeit in den mannigfachen Abteilungen desselben. Er erreichte mit 33 Jahren den Rang eines Brigade-Generals, leitete mit 41 Jahren die Landung bei Abukir und befehligte mit 47 Jahren den würdigen aber unheilvollen Rückzug bei Corunna. Die französischen Offiziere bewiesen ihre Bewunderung seines Wertes durch Errichtung eines Denkmals auf seinem Grabe.

Besonders in Indien haben unsere jungen Soldaten die beste Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Robert Clive, ein Dummkopf und Thunichtgut auf der Schule, wurde mit 19 Jahren zum Zivildienst nach Indien geschickt. Er zeichnete sich nicht aus als Schreiber und gab, nachdem er zwei Jahre nutzlos in Madras verbracht hatte, den Zivildienst auf, um in den Militärdienst zu treten, der ihm viel besser zusagte. Er erhielt eine Fähndrichsstelle und begann mit 21 Jahren seine militärische Carriere, in der er sich bei der Belagerung von Pondicherry auszeichnete. Der Mut und das Talent, welche er entfaltete, erregten die Bewunderung seiner Vorgesetzten, so daß er zur Beförderung empfohlen wurde. Als der Krieg in der Provinz Karnatik ausbrach, entwarf Clive einen Operationsplan, der angenommen wurde und dessen Ausführung man ihm anvertraute. Mit 25 Jahren zog er ins Feld mit einer ver-

hältnismäßig unbedeutenden Armee, die nur aus einigen 500 englischen Soldaten und Sepoys bestand, aber von einem unerschrockenen, genialen Jüngling befehligt wurde. Er eroberte Arcot, schlug die Franzosen unter ihren hochbetagten Anführern und brachte, nach einer Reihe von Schlachten und Siegen, den Krieg zu einem erfolgreichen Schluß. Mit 27 Jahren kehrte er nach England zurück, versuchte ins Parlament zu kommen, was ihm mißlang, und kehrte nach Indien zurück, um seine militärische Laufbahn fortzusetzen. Sein erstes Werk war, die räuberische Macht des Gheria zu beschränken; sein nächstes, Kalkutta zurückzuerobern, wo Sujah-u-Dowla die Gefangenen in „das schwarze Loch" hatte werfen lassen, und sein letztes, Chandernagore einzunehmen und die Macht des barbarischen Nabobs zu brechen. Mit einer Armee von 3000 Mann, unter denen nur 1000 Engländer waren, focht und gewann er die denkwürdige Schlacht bei Plassey gegen eine Armee von 40000 Mann Infanterie und 15000 Mann Kavallerie. Er stand erst in seinem 32. Lebensjahre, als er diese letzte, alles krönende That seines Lebens vollführte, wodurch die britische Macht in Indien dauernd begründet wurde.

Wellington pflückte seine ersten Lorbeern auf demselben Felde. Dieser große General war nichts

weniger als ein frühreifer Knabe; seine Mutter hielt ihn sogar für dumm und behandelte ihn mit sichtlicher Gleichgültigkeit*). Er machte wenig Fortschritte zu Eton, wo man ihn für träumerisch, träge und schüchtern hielt. Er mußte sich seinen Weg erkämpfen. Einen seiner Kämpfe führte er mit Sidney Smiths Bruder „Bobus“, den er zu Boden warf. Aber er hatte nicht immer solchen Erfolg. Mr. Gleig erzählt, daß er gründlich durch einen jungen Grobschmied besiegt wurde, doch nicht ohne daß beide ernstlich dafür bestraft worden. Der Grobschmied erreichte ein hohes Alter und war sehr stolz, den Mann besiegt zu haben, der Napoleon und seinen besten Generalen überlegen gewesen war. Wellington hatte kein besonderes Talent; das einzige Talent, welches er zeigte, war für das Violinspiel. Er hatte keinen Wunsch, in die Armee einzutreten, sondern viel größere Neigung für den Zivilstand. Man verschaffte ihm trotzdem eine Offiziersstelle im 41. Regiment der Infanterie, und so trat er mit achtzehn Jahren als Fähndrich in die Armee ein. Zehn Jahre später finden wir ihn in Indien als Oberst des 33. Regiments der Infanterie. Seine Ausdauer, sein Fleiß, seine Unermüdlichkeit und seine geschäftlichen Eigenschaften als Verwalter

---

*) Gleigs „Leben Wellingtons“ (Ausg. 1864), S. 3.

erregten zu dieser Zeit allgemeine Bewunderung. Da der Mahratten-Krieg ausgebrochen war, hatte er endlich eine Gelegenheit, seine militärische Begabung an den Tag zu legen. In seinem 34. Jahre schlug und gewann er mit 8000 Mann, von denen nur 1500 Europäer waren, die Schlacht von Assaye gegen die Mahratten-Armee, die aus 50 000 Mann bestand. Diese Heldenthat war von derselben Wichtigkeit wie diejenige, welche Clive bei Plassey vollführt hatte. Nach Wellingtons eignen Worten war es „die heißeste Schlacht, die je in Indien geschlagen worden". Mit vierzig Jahren erhielt Wellington den Oberbefehl über die Armee in Portugal und leitete vier Jahre lang jenen großen Feldzug. Mit 46 Jahren focht er bei Waterloo; seine ganze militärische Carriere als Befehlshaber umfaßt somit nur einen Zeitraum von ungefähr zwölf Jahren.

Von anderen jugendlichen englischen Befehlshabern in Indien sind die bemerkenswertesten Nicholson, Hodson und Edwardes. Der letztere entwickelte die ganze Schnelligkeit und Tapferkeit Clives, in Verbindung mit einer Reinheit und einem Adel des Charakters, auf welche dieser nur geringen Anspruch hatte. Edwardes diente mit 29 Jahren als Leutnant an der Sikhgrenze, als der Aufstand zu Multan losbrach. Nach schneller Zusammenziehung der ihm

zur Verfügung stehenden Truppen traf Edwardes mit dem Mulraj zusammen, und besiegte ihn, trotz dessen schrecklichen Übergewichts, in zwei regelmäßigen Schlachten, und zwang ihn, auf seine Citadelle zu flüchten, welche belagert, gestürmt und mit großer Schnelligkeit und hohem Mut eingenommen wurde. Obgleich, wie wir später sehen werden, viele berühmte Generale spät im Leben zum Erfolg gekommen sind, weil sich ihnen die Gelegenheiten zur Auszeichnung erst so spät boten, haben doch jüngere Befehlshaber gewöhnlich in reicherer Vereinigung jene Eigenschaften der Schnelligkeit, des Entschlusses, des thatkräftigen Handelns, der angestrengten Thätigkeit bewiesen, jenes vollständige und augenblickliche Benutzen der Körper und Geist zu Gebote stehenden Hülfsquellen, welches jungen Männern natürlich, und überdies so wesentlich für den Erfolg im Kriege ist. Das Auge des jungen Mannes ist schärfer im Entdecken der schwachen Punkte seines Gegners und sein Arm ist schneller im Zuschlagen. Der ältere General ist mehr imstande zu warten, sich auf Gewohnheit und Regeln zu stützen, während seine Erfahrung zu Pedanterie verknöchert, die jüngere Männer außer acht lassen, wenn sie nur Schlachten gewinnen können. Wurmser focht nach Regeln und unterlag; Napoleon durchbrach alle seine Regeln und hatte Erfolg. Der jugendliche

General macht sich seine eignen Regeln, den Umständen angemessen, welche er durch den schnellen Instinkt des Verstandes und des Genies beherrscht. Napoleon selbst wurde schließlich geschlagen trotz seiner eignen Regeln, die in der fortwährend sich wiederholenden zermalmenden Kraft schwerer Bataillone bestanden — während er behauptete, daß die Engländer bei Waterloo hätten besiegt sein müssen, daß sie aber den Zeitpunkt nicht gewußt hätten, wo sie bereits geschlagen waren.

Ein Mann kann vielleicht erst spät im Leben die Gelegenheit haben, sich auszuzeichnen, aber er muß die wenn auch noch verborgenen Eigenschaften besitzen, dies thun zu können, wenn die Zeit da ist. Was ein Mensch befähigt ist, im spätern Leben zu thun, ist zum großen Teil das Ergebnis der Vorbereitung, die er dazu in seiner Jugend gemacht hat. Doch erreichten viele der größten Genies nie das Alter von 40 Jahren. Goethe hat die Meinung ausgesprochen, daß die Menschen selten, wenn überhaupt jemals, irgend eine neue und originelle Anschauung der Dinge nach vollendetem 40. Lebensjahre haben. Raffael, Mozart, Schubert, Rossini, Tasso, Keats, Shelley, Byron und andere haben ihre unsterblichen Werke lange vor diesem Zeitpunkt geschaffen. Shakespeare schrieb seinen „Hamlet" im Alter von 36 Jahren

und es ist zweifelhaft, ob er später noch besseres geschrieben hat. Die meisten großen Männer, selbst wenn sie ein hohes Alter erreichten, haben später nur die Ideen ihrer Jugend ausgeführt. Die Entdeckung, welche Columbus machte, hatte ihre Ursache in den Gedanken und Studien seines frühern Lebens. Newton entdeckte das Gravitationsgesetz mit 25 Jahren und schuf kein neues Werk mehr nach dem 44. Lebensjahre. Watt machte mit 32 Jahren die Erfindung des Kondensators und widmete sein reiferes Alter der Ausführung derselben.

Die Jugend ist in Wahrheit die Frühlingszeit der Begeisterung, der Erfindung, der Entdeckung, der Arbeit nnd der Thatkraft, und das Alter bringt alles in Ordnung und Harmonie. Alle neuen Ideen sind jung und haben zum größten Teil ihren Ursprung in dem Jugendalter des Menschen, wo der Geist noch frisch und lebendig ist, bereit, neue Wahrheiten anzuerkennen; und obgleich große Dinge nach dem 40. Lebensjahre gethan werden können — neue Erfindungen gemacht, neue Bücher geschrieben, neue Gedanken ausgearbeitet werden —, so bleibt es zweifelhaft, ob der Geist wirklich nach jenem Zeitpunkt sich erweitert und ausdehnt. Es liegt viel Wahrheit in den Worten Montaignes: „Unser Geist ist mannbar mit 20 Jahren. Ein Geist, der dann

nicht mit ersichtlichem Ernst seine Kraft und Fähigkeit bewiesen hat, wird es später niemals thun". Und an anderer Stelle: „Bei allen großen menschlichen Handlungen, von denen ich je hörte oder las, welcher Art sie auch sein mögen, habe ich, sowohl in früheren Zeitaltern wie in unserm eignen, mehr Vollendung gefunden in dem Alter bis zu dreißig Jahren als später, und oft in dem Leben derselben Menschen.... Die größere Hälfte ihres Lebens lebten sie von dem Ruhm, den sie in ihrer Jugend erworben hatten, große Männer später freilich im Vergleich zu anderen, aber keineswegs im Vergleich mit sich selber. Was mich selbst anbetrifft, so glaube ich mit Bestimmtheit, daß seit jenem Alter sowohl mein Verstand als meine Gesundheit eher ab- als zugenommen haben und eher rückwärts gegangen als vorwärts gekommen sind. Es ist möglich, daß bei denen, welche den besten Gebrauch von ihrer Zeit machen, Kenntnis und Erfahrung wachsen und mit den Jahren zunehmen können; aber die Lebhaftigkeit, Schnelligkeit, Standhaftigkeit und andere Eigenschaften von noch größerer Wichtigkeit und noch wesentlicher uns eigen, schwinden hin und verfallen*)."

*) Essais von Montaigne, I. Buch, 57. Kap. „Vom Alter".

Viertes Kapitel.

Große alte Menschen.

„Nenn' ihn nicht alt, dess' klarer Seherblick
Auf das Vergang'ne prüfend schaut zurück,
In dessen Herzen ew'ger Sommer blüht,
Wenn auch des Lebens Sommer ihm entflieht."
Dr. Oliver Wendel Holmes.

„Wohl ihm, dem der durchlebten Stunden Segen
Wie Frühlingsglanz ums weiße Haupt sich legen,
Mild lindernd ihm des Alters hart Gebresten."
Anna Seward.

„Laßt euer Herz nicht alt werden, so könnt ihr Heiterkeit und Liebe mit in die Jahrzehnte der zweiten Hälfte eures Jahrhunderts nehmen, wenn ihr so lange leben werdet."
Dr. Oliver Wendel Holmes.

„Zufriedenheit im Alter erwirbt nur derjenige, der weder seinen Glauben an das Gute, noch seine ausdauernde Willenskraft und seinen Wunsch nach Beschäftigung verloren hat."
Turgenjeff.

„Jedes Ding kommt, wenn der Mensch nur darauf warten will." Beaconsfield.

Johnson sagte von Goldsmith nach dessen Tode, „daß er eine Blume gewesen, die spät zur Blüte gekommen; daß in seiner Jugend nichts Bemerkenswertes an ihm gewesen sei". Die Menschen

gleichen Blumen; viele von ihnen blühen spät. Die Blumen, welche am frühesten blühen, welken auch oft am schnellsten. Schon früh im Jahre erscheinen die Anemonen, Krokus und Schneeglöckchen; dann kommen die Narzissen, „welche noch vor der Schwalbe zu kommen wagen und die Märzwinde mit Duft erfüllen“. Die süßen Veilchen begleiten sie — „das Veilchen an dem moosigen Stein, dem Auge halb versteckt“. Nun folgen die Wasserkresse, die Hyacinthe, das Maiglöckchen. Sie erscheinen im hüpfenden, jubelnden Frühling voll Quellen, Knospen, Vögeln, Düften und Sonnenschein. Der Tag der Schlüsselblume fällt auf den 19. April. Dann kommt der üppige, vollblühende Sommer, wo es Überfluß an Pflanzen und Blumen giebt. Die Rose erblüht im Juni, steht in voller Pracht im Juli und verblüht im Herbst. Die Maßlieb, Georginen und Sonnenblumen verherrlichen des Jahres Schluß; der Frost des Winters bricht herein und vorbei ist es mit den Blumen, nur die Christrosen blühen noch.

Obgleich große Männer oft durch die Verheißungen ihrer Jugend angekündigt werden, geschieht es doch nicht immer; viele blühen, gleich Goldsmith, spät im Leben. Die Kraft des Geistes der Menschen ist verschieden je nach ihrem Temperament. Manche sind schnell, andere lang=

sam; diese sind sanguinisch, jene lymphatisch. Manche Knaben mit natürlichen guten Anlagen machen keine Fortschritte auf der Schule, während andere mit schnellerem Wachstum sie vollständig überholen. Dennoch können die ersteren kräftiger und widerstandsfähiger sein im Mannesalter, wie die langsam wachsende Eiche kräftiger und widerstandsfähiger ist als der rasch wachsende Lärchenbaum.

Man hat sogar behauptet, daß frühzeitig geistig reife Knaben und Mädchen nichts leisten im wirklichen Leben und oft nichts davontragen als schlechte Gesundheit und Mittelmäßigkeit. Hazlitt hielt es für einen Nachteil, wenn ein Knabe sich auf der Schule auszeichnete. Er behauptete, daß jeder, der den regelmäßigen Stufengang einer gelehrten Erziehung durchgemacht habe, ohne dadurch ein Narr zu werden, überzeugt sein könne, daß er wenigstens nahe daran war, es zu werden*). Der ernste und strenge (ältere) Crébillon wurde, obgleich im Besitz guter Fähigkeiten, für einen faulen Thunichtgut auf der Schule erklärt, und als er die Universität verließ, stand folgende Bemerkung neben seinem Namen im Register: „Puer ingeniosus, sed insignio nebulo“.

*) Tischgespräch: „Über die Unwissenheit des Lernenden“.

Lord Cockburn, der wohlbekannte schottische Richter, der „das Leben Lord Jeffreys“ verfaßte, sagte von sich selbst, daß er nie einen einzigen Preis erhielt und einmal bei der alljährlichen öffentlichen Prüfung auf der Hochschule zu Edinburg wie ein Einfaltspinsel dagesessen habe. Demgemäß redet Seine Lordschaft den Dummköpfen das Wort. „Dieselben Kräfte“, sagte er, „welche einen Knaben hoch steigen lassen in einer guten Schule, machen es wahrscheinlich, daß er auch im Leben hoch steigen wird. Aber in schlechten Schulen findet gerade das Gegenteil statt, und selbst in einer höchst verständig geleiteten gewährt die Überlegenheit nur einen Schimmer von Hoffnung für die Zukunft. Die Menschen verändern sich, am meisten die Knaben. Die Auszeichnungen auf der Hohen Schule verschwinden sehr schnell im wirklichen Leben, und zwar eben so sehr durch das Untergehn der glänzenden Lichter, die im Zenith geschienen, wie durch das Emporsteigen derjenigen, die verhüllt am Horizont gelegen. Ich habe von jeher den Wunderkindern mißtraut und eher Einfaltspinsel für zu Hoffnungen berechtigt gehalten*).“

Lord Cockburn zeigt, daß das Interesse des Knaben an seinen Lehrstunden und seine Fort-

---

*) Lord Cockburn, „Denkwürdigkeiten seiner Zeit“, S. 11.12.

schritte auf der Schule teilweise von dem Charakter des Lehrers, aber hauptsächlich von dem Charakter des Knaben selbst abhängen. Er sagt, daß er „dummgeprügelt“ worden sei durch einen schlechten Lehrer, gleich seinem Freunde, dem Ingenieur James Nasmyth, wie dieser in seiner Autobiographie berichtet. Diese schlechten Lehrer scheinen weder den Charakter der Knaben noch die Natur der Jugend gekannt zu haben und haben keine Ahnung gehabt von der Kunst des Ermutigens zum Lernen; sie verließen sich hauptsächlich auf ihren Stock. Lord Cockburn erzählt, daß während der vier Jahre, die er unter seinem unbarmherzigen Riesen verbrachte „vielleicht nicht zehn Tage waren, in denen er nicht wenigstens einmal durchgeprügelt wurde“.

Viele Knaben von kräftigem Körper mögen natürlicherweise lieber spielen als lernen. Still sitzen und Lektionen aus einem Buche lernen ist ihrer Natur zuwider. Infolgedessen wird der kränkliche Knabe, der ein gutes Gedächtnis besitzt und Spiele im Freien nicht liebt, gewöhnlich obenan in seiner Klasse sitzen. Obgleich er die Preise davontragen mag, wird der andere dasjenige davontragen, was wichtiger ist — einen Vorrat physischer Gesundheit, und oft kommt es vor, daß die Stellung der beiden Knaben in der

Schule gerade das Gegenteil ist von ihrer Stellung im wirklichen Leben. Sir William Hamilton erklärt, daß graduierte Studenten so angestrengt fleißig sich der Mathematik widmeten, daß sie kaum mehr als Idioten wurden in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens. Doch wie wir schon an anderer Stelle gesehen haben, ist dies nicht immer, in der That nur höchst selten, der Fall.

Man kann nicht wissen, zu welcher Höhe ein dummer Knabe heranwachsen kann. Er muß Zeit haben sich zu entwickeln. Nur die Erfahrung kann seine wahre Neigung und Befähigung ans Licht bringen. Es kann vorkommen, daß er durch seine Eltern in eine falsche Bahn gebracht wird. Guido Reni wurde zu einem Musiklehrer gegeben, um ein Musiker zu werden; Benvenuto Cellini blies das zweite Horn neben seinem Vater in einer Musiktruppe; Guercino war Lehrling bei einem Steinmetzen, Claude Lorrain bei einem Pastetenbäcker und Molière bei einem Tapezier. Da sie jedoch festen Charakters und entschlossen in ihrer Neigung waren, verließen sie die Wege, für welche ihre Eltern sie bestimmt hatten, und bahnten sich jeder seinen eigenen Weg. Natürlich fanden sie Beistand von anderen. So fand Cimabue den Schäferknaben Giotto, wie er mit einem scharfen Steine ein Schaf

auf einem Stück Schiefer zeichnete. Er nahm ihn fort aus seinem niedrigen Beruf und führte ihn der Kunst zu. Auch Canova enthüllte zuerst sein Genie, indem er einen Löwen aus einer Rolle Butter für den Senator Falieri von Venedig modellierte; auf Empfehlung des letzteren kam er unter die Leitung von Bernardi Toretti, den er bald vollständig überflügelte.

Obgleich kleine Züge und Neigungen des Knaben oft Andeutungen seines zukünftigen Charakters geben, ist es doch unmöglich vorher zu sagen, wie der zukünftige Mann sein wird. Das Kind ist nicht immer der Vater des Mannes. Auf vielversprechende Anzeichen kann man sich nicht verlassen, wie sich eben so wenig die Vorhersagung von Mißerfolg im Leben immer erfüllt. Der frühreife Knabe kann ein mittelmäßiger Mann und das frühreife Mädchen eine ganz gewöhnliche Frau werden; hingegen kann der Dummkopf, von dem nichts erwartet wird, sich zu einem glänzenden Forscher, Krieger, Entdecker oder Mann der Wissenschaft entwickeln. Blickt hinein in das Kaleidoskop der Biographie, so werdet ihr die sonderbarsten Verwandlungen finden. Man könnte es kaum für möglich halten, in dem Sohn des armen Bergmanns, der als Kurrendenknabe die Straßen Erfurts durchzieht, Martin Luther, den deutschen Reformator,

zu finden, oder in dem schlecht behandelten, kränklichen Knaben, der in einer deutschen Schenke Bier serviert, den Philosophen und Astronomen Kepler, einen der größten Männer seiner Zeit, oder in jenem jungen Soldaten, der seine Jugend unter Schlachten und Siegen verbrachte, den großen Descartes, einen der originellsten Denker, der während seines Garnisonlebens den Plan faßte, das ganze System der menschlichen Philosophie umzuformen. In jenem dunkeläugigen Zigeuner — Kesselflicker, Soldat und Sträfling — erblickt John Bunyan, den Verfasser von „Des Pilgers Wallfahrt". In jenem sanften, bescheidenen, zurückhaltenden Pagen sucht den glänzenden Maler Peter Paul Rubens. Aber wer ist dies, der Anführer jugendlicher Übelthäter, der Räuber der Obstgärten, der Erkletterer der Kirchtürme? Niemand anders als der heldenmütige und einsichtsvolle Clive, der Begründer der britischen Macht in Indien. Und ferner, wen haben wir in dem süßen, geduldigen Waisenknaben, dessen kleine Hände der gute Abt Prozart zwischen den seinen hält, während er die klare Stirn des Knaben küßt? Wen anders als Maximilian Robespierre!

Der kluge und fleißige Knabe erfüllt oft die Verheißungen seiner Jugend, obgleich, wenn es ihm an Fleiß fehlt, er ein sehr unbedeutender

Mann werden kann, wo hingegen der Knabe, der nichts für die Zukunft verspricht, zu Auszeichnung und Ansehen gelangen kann, wenn er vor allen Dingen Fleiß und Ausdauer besitzt. Kräftige, gesunde Knaben werden natürlich mehr durch Spiele im Freien als durch Lernen im Zimmer angezogen, indem sie es für eine sehr verdrießliche Aufgabe halten, über trocknen Büchern zu brüten und schwere Lektionen dem Gedächtnis einzuprägen, während ihre Natur sich nach der frischen Luft und Ungebundenheit im Freien sehnt. Dennoch wird der Knabe, wie wir gesehen haben, oft gerade das Gegenteil von dem, was wir von ihm erwarteten. Wer könnte glauben, daß St. Augustin, „der Doktor der Anmut", wie er genannt wurde, in jungen Jahren ein Wollüstling war? oder daß Theodor de Beza, der elegante Übersetzer des Neuen Testamentes ins Lateinische, in seiner Jugend allgemein berüchtigt war wegen der Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit seiner Verse? Zwei der leichtsinnigsten jungen Spieler in Frankreich wurden schließlich die größten Kardinäle und Staatsmänner ihrer Zeit — Kardinal Richelieu und Mazarin*).

---

*) Es erinnerten sich viele, die später Mazarins Haltung während mancher bedenklichen Krisis seiner Laufbahn sahen, mit welchem Gleichmut er in der Jugend anhaltendes Unglück am Spieltisch ertragen hatte. Er pflegte zu sagen: „che ad uomo

Als die drei Boileaus noch Knaben waren, beschrieb ihr Vater Giles, der Registrator war, sie folgendermaßen: „Da ist zuerst Gilot, der ein Prahler ist, dann Jaco, ein liederlicher Junge, während Colin eine einfache Seele ist, die keinem Menschen ein böses Wort sagen kann“. Dennoch erhielt der Prahler Gilot einen Sitz in der französischen Akademie, der liederliche Jaco wurde Stiftsherr in der Sainte Chapelle und Colin wurde ein Dichter und Satiriker, ein Freund Racines, Molières und Lafontaines.

Auch aus den Leistungen junger Männer auf der Universität kann man nicht mit Bestimmtheit schließen, wozu sie fähig sein werden, sobald ihre Kräfte zur Entwickelung und Reife gelangt sind. Der Geist kann wie das Ackerland brach liegen bleiben, das noch auf dem Halm stehende Getreide kann in der That noch schließlich zu keiner guten Ernte führen. Edward Hyde, Lord Clarendon, war keineswegs fleißig in seiner Jugend. Er

---

splendido il cielo è tresorio“; es ist gewiß, daß er manchmal lange seine Ruhe bewahrte. Bei einer Gelegenheit verlor er alles, was er besaß, mit Ausnahme eines Paars seidener Strümpfe; er verpfändete sie, um einige Geldstücke dafür zu erhalten und sein Glück noch einmal versuchen zu können. Sein Vertrauen wurde belohnt, er gewann bald seine übrige Garderobe zurück. — Edinburgh Review, im Januar 1866.

studierte sehr wenig auf der Universität, wo er seine Zeit hauptsächlich in heiterer und lockerer Gesellschaft verbrachte. Erst als er verheiratet und durch den Kummer über seines Weibes Tod geläutert worden war, legte er sich mit Fleiß auf das Studium des Rechts und der Litteratur, wodurch er, wie in der Gesetzgebung, einen hohen Ruf erlangte.

Bischof Warburton wurde für einen sehr einfältigen Knaben gehalten; einer seiner Lehrer nannte ihn „den dümmsten aller dummen Schüler". Warburton hatte jedoch Vertrauen zu sich selbst. „Ich weiß sehr wohl", sagte er zu einem Freunde, der ihn für geist- und phantasielos hielt, „ich weiß sehr wohl, was ihr alle von mir denkt; aber ich glaube, daß ich eines Tages die Welt überzeugen werde, daß ich weder so unwissend noch ein solcher Narr bin, wie jedermann glaubt." Als er seine „Göttliche Sendung Mosis" schrieb und herausgab, wollte sein früherer Lehrer kaum glauben, daß ein so bedeutendes Werk aus einem so dicken Schädel stammen könne.

Selbst der Geistliche Mr. Maltus, ein Mann von originellen Fähigkeiten, zeichnete sich in Cambridge hauptsächlich durch seine Liebe zum Fechten „um des Fechtens willen" aus. Dr. Paley war ein noch auffallenderes Beispiel, wie die Leistungen

der Mannesjahre mit den ungünstigen Verheißungen des Jünglings in Widerspruch stehen können. Obgleich seine Eltern in beschränkten Verhältnissen waren und er durch eigne Kraft seinen Weg durch die Welt machen mußte, war Paley während der ersten zwei Jahre in Cambridge einer der faulsten und verschwenderischsten Jünglinge. Er lag bis Mittag im Bett und verbrachte seine meiste Zeit auf den Jahrmärkten, wo er den umherziehenden Schauspielern und Puppentheatern zuschaute. Er wurde plötzlich aus seinem Taumel und Leichtsinn durch einen seiner Kameraden, einen reichen und verschwenderischen Burschen, gerissen, der eines Morgens um vier Uhr an seinem Bette stand und ihn mit den Worten aufrüttelte: „Welch ein Narr bist du! Ich habe die Mittel zur Verschwendung und kann es mir gewähren, müßig zu sein. Du bist arm und kannst es dir nicht gewähren. Ich würde nichts fertig bringen, selbst wenn ich mir Mühe geben wollte; du bist fähig, alles fertig zu bringen und zur Höhe zu gelangen. Ich bin die ganze Nacht durch diesen Gedanken wachgehalten worden und bin gekommen, dich feierlichst zu warnen". Diese so sonderbare und unerwartete Ermahnung brachte eine Wendung in Paleys Leben hervor. Er faßte Entschlüsse, was er nie vorher gethan hatte. Anstatt müßig den halben Tag im Bett

zu liegen, beschloß er, um fünf Uhr morgens aufzustehn. Er führte seinen Entschluß aus, studierte angestrengt und gehörte am Ende des Jahres zu den mit dem ersten Preise Gekrönten.

Nicholas Breakspeare fiel durch beim Examen auf der Universität, indem er wegen seines „geringen Wissens“ zurückgewiesen wurde; aber er besaß Fleiß und Ausdauer, und als er sich mit erneuerter Beharrlichkeit auf das Studium warf, stieg er von einer Würde zur anderen und wurde schließlich Papst, unter dem Titel Hadrian IV. — der einzige Engländer, der je diese Würde erlangte. Zu viel späterer Zeit fiel Nassau Senior zu Oxford durch sein erstes Examen; aber entschlossen, dennoch zu siegen, legte er sich mit Nachdruck auf seine Studien und erhielt, sechs Monate nach seiner Niederlage, den höchsten Ehrenpreis, den die examinierenden Lehrer erteilen konnten.

Dryden spielte auch keine besondere Rolle sowohl in der Schule als auf der Universität. Er zeichnete sich in der That nur aus durch seine unregelmäßige Lebensweise. Als er gegen dreißig Jahre alt war, ging er, in Norwicher Kammertuch gekleidet, nach London, und die Not viel mehr als ein innerer Trieb führte ihn zur Schriftstellerbahn. Siebzehn Jahre lang erhielt er sich durch Schriftstellern für die Bühne, nach welcher Zeit er —

von seinem 50. bis zu seinem 69. Lebensjahre — die großen Werke schuf, die ihn berühmt gemacht haben. Erst spät im Leben entfaltete er die Energie und die Begeisterung der Phantasie, die gewöhnlich nur als charakteristische Kennzeichen der Jugend gelten. Swift war, gleich Goldsmith, „eine Blume, welche spät zur Blüte kam“. Er zeichnete sich in keiner Weise als Student aus, als er auf der Trinity-Hochschule zu Dublin war, und er erhielt den Grad B. A. (Bakkalaureus der freien Künste) nur mit der Bemerkung „mit besonderer Vergünstigung“. Einige wenige unreife poetische Versuche ausgenommen, gab er keine Beweise besonderer geistiger Kraft. Sein erstes Pamphlet über „Streitigkeiten in Athen und Rom“ gab er mit 34 Jahren heraus und erregte keine Aufmerksamkeit. Drei Jahre später erschien sein „Märchen einer Tonne“ und dadurch wurde er mit einem Schlage berühmt.

Goldsmith war ein ganz besonders dummer Knabe. Er wurde für träge und einfältig gehalten. Die Franzosen würden ihn „un étourdi“ genannt haben. Seine linkische Erscheinung machte ihn zur Zielscheibe des Spottes in der Schule und er erhielt den Spitznamen: Äsop. Mit siebzehn Jahren wurde er auf die Trinity-Hochschule geschickt, aber er machte nur geringe Fortschritte. Er machte sein Examen mit 21 Jahren, kam nur mit genauer

Not durch und stand für dieses Jahr als letzter auf der Liste der B. A. Er ging nach Edinburg und studierte Medizin. Darauf ging er nach Leyden, wo eine berühmte medizinische Schule war, und durchwanderte dann ganz Europa, sich durch Flötenspiel dabei seinen Unterhalt erwerbend. Mit 28 Jahren setzte er sich in London fest, wo er zuerst bei einem Apotheker Dienste nahm; darauf wurde er Unterlehrer an einer Schule; mit dreißig Jahren meldete er sich auf der Schule für Wundärzte, zu einer Zeit, wo das Examen daselbst sehr leicht war, aber er wurde abgewiesen. Nun trieb ihn die Not dazu, Schriftsteller zu werden. „Die Thür zur Halle der Wundärzte wurde vor ihm geschlossen“, sagt Forster, „aber das Thor des schönen Berges öffnete sich ihm langsam.“ Mit 36 Jahren erschien von ihm „Der Wanderer“, den er schon vor vielen Jahren begonnen hatte; er schrieb auch den „Vicar von Wakefield“, den Johnson zu Newberry verkaufte, um Goldsmith vor dem Schuldgefängnis zu retten, doch von dieser Zeit an wurde er berühmt. „Das verlassene Dorf“ veröffentlichte er erst in seinem 42. Jahre. Über Goldsmith wurde während seines ganzen Lebens stets gespottet. Walpole nannte ihn einen „begeisterten Idioten“. Johnson, der immer sein Freund war, sagte von ihm:

„Niemand war thörichter als er, ohne Feder in der Hand; doch niemand war weiser als er, mit einer solchen“.

Charles James Fox sagte zu Sir Joshua Reynolds, daß „der Wanderer“ eins der schönsten Gedichte der englischen Litteratur sei*). Dennoch war es kein Gedicht der Leidenschaft, sondern der Beobachtung, der Erfahrung, des Nachdenkens. Es war, wie Goldsmith in der ersten Zeile des Gedichtes sagt, gleich ihm selbst: „Fremd, freundlos, melancholisch, traurig“. Die Dichter der Leidenschaft haben zum größten Teil früh geschrieben, und sind jung gestorben — wie Keats, Shelley und Byron, während die des Verstandes, wie Milton, Goethe, Wordsworth, noch spät im Leben dichteten und ein reifes Alter erreichten. Byron jedoch war keineswegs ein frühreifer Knabe. Als er durch eine zufällig richtige Antwort der erste in der Klasse wurde, sagte sein Lehrer zu ihm: „Nun, Georg, Junge, laß sehen, wie bald du wieder der letzte sein wirst“. Einige junge Dichter haben ihre Inspiration dem Umstande zu verdanken, daß sie sich verliebten. Johannes Ewald, der ausgezeichnete dänische Dichter, las mit Leidenschaft als Knabe. Seine Lieblingsbücher waren „Robinson Crusoe“ und

*) Boswells „Leben Johnsons“, 63. Kap. (herausgegeben von Croker).

„Tom Jones“. Das erstere erfüllte ihn mit Liebe zur See und zum Seeleben und er verließ mit dreizehn Jahren die Heimat, um sich nach Holland zu begeben, von wo er nach Batavia sich einschiffen zu können hoffte. Aber er wurde eingeholt und seine Pläne wurden vereitelt. Er kehrte nach Kopenhagen zurück und fuhr fort, seinen Geist mit nordischer Sage und Mythologie zu erfüllen. Er verliebte sich plötzlich heftig in eine junge Dame und schilderte seine Leidenschaft in den glühendsten Farben, aber sie gab ihre Hand einem andern und ließ ihn mit seinem Jammer allein. Er beschloß Soldat zu werden und trat in preußische Dienste. Nach verschiedenen militärischen Abenteuern kehrte er nach Dänemark zurück, während sein Gemüt immer noch durch das Fehlschlagen seiner ersten Liebe von Schwermut umfangen war. Teilnehmendes Empfinden wird oft durch den Kummer erzeugt und Schwierigkeiten und Enttäuschungen sind oft notwendig, um eines Menschen beste Fähigkeiten zu wecken. Ewald fand Trost in der Poesie. Er schrieb viele edle Werke; sein Meisterwerk, „Balders Tod“, wird für das Beste gehalten, was je in der dänischen Sprache geschrieben worden.

Steele und Coleridge waren beide Soldaten in jungen Jahren. Nachdem Steele die Universität

Merton zu Oxford verlassen hatte, trat er als gemeiner Soldat in die Garde ein; der Oberst des Regiments jedoch gab ihm, als er seine Verdienste erkannte, eine Fähndrichsstelle. Später bekam er den Oberbefehl über eine Kompagnie. Steele zeichnete sich bei dem Angriff auf das Schloß von Namur wie bei der Belagerung von Venloo aus. Mit 30 Jahren trat er aus der Armee aus und fing an, Komödien für die Bühne zu schreiben; später gründete er die Zeitschrift „Der Schwätzer" und lieferte die meisten Beiträge zu dieser wie zu der andern Zeitschrift „Der Zuschauer".

Coleridge sagt, daß er die Zeit von seinem zehnten bis zu seinem 15. Jahre in einer harten Schule in London zugebracht habe. Es war Christs Hospital, obwohl es für ihn ein Vergnügen muß gewesen sein, Charles Lamb unter seinen Kameraden gehabt zu haben. „Meine Natur", sagt er von sich, „wurde niedergedrückt, falsch behandelt, nach innen gedrängt. Mit vierzehn Jahren war ich in einem fortwährenden Zustande inneren Fiebers." Er machte große Fortschritte in klassischen Sprachen und übersetzte noch vor seinem 15. Jahre die Hymnen des Synesios ins Englische in anakreontischen Gedichten. In seinem

19. Jahre trat er in die Jesus-Hochschule zu Cambridge. Er erhielt einen Preis für eine griechische Ode und zeichnete sich aus in dem Kampf um das Craven-Stipendium. Aber er blieb nicht lange in Cambridge. Schon im zweiten Jahre verließ er die Universität in einem Anfall von Verzweiflung. Er hatte sich heftig verliebt und seine heiße Leidenschaft war unerwidert geblieben. Nachdem er London in großer pekuniärer Not durchwandert hatte, trat er endlich unter dem angenommenen Namen Comberbatch in das 15. Dragonerregiment ein. Einem der Offiziere, der zufällig seine klassischen Kenntnisse entdeckte, gelang es, seine Entlassung aus der Armee zu bewirken. „Ich vergleiche manchmal", sagte Coleridge zu einem Freunde, „mein eignes Leben mit demjenigen Steeles (und doch, wie unähnlich demselben!), weil ich auch eine kurze Zeit lang das Wort „gemeiner Soldat" hinter meinen, oder vielmehr hinter einen andern Namen geschrieben habe."

Coleridge kehrte nach Bristol zurück und trat in Unterhandlung mit dem Verleger Cottle. Sein erster Band Gedichte wurde veröffentlicht, als er 24 Jahre alt war; sein nächster „Lyrische Balladen", in Verbindung mit Wordsworth, als er 26 und Wordsworth 28 Jahre zählte. „Der alte See-

mann“ und der erste Teil von „Christabel“ — vielleicht die schönste seiner Dichtungen — wurden im Jahre vor ihrer Herausgabe geschrieben, demnach als Coleridge 25 Jahre alt war. Seine Tragödie „Reue“ schrieb er auch in jener Zeit. Er hörte größtenteils auf, Dichtungen zu verfassen und schrieb für die Presse — besonders für die „Morgenpost“ und den „Courier“ —, worauf er ein Kritiker der Metaphysik, der Poesie, des Dramas und der schönen Künste wurde und nebenher noch großer Redner und Monologist war. Wordsworth, der Dichter des Gefühls, der Beobachtung, des Verstandes, schrieb mit 44 Jahren seinen „Ausflug“, in dem sein Genie vielleicht seinen Höhepunkt erreichte; aber er fuhr fort, bis zu seinem Tode zu dichten, der ihn erst in seinem 80. Lebensjahre abrief.

Es ist nicht notwendig, wie manchmal behauptet wird, daß frühreife Geister frühzeitig erschöpft werden und daß kluge Knaben im wirklichen Leben nichts leisten. Einige der frühreifsten Jünglinge sind die größten alten Männer geworden. Wordsworth fing schon an Verse zu schreiben, als er noch auf der Schule war, und setzte dies fort bis zu seinem 80. Lebensjahre. Metastasio war sehr frühreif. Er verfaßte mit zehn Jahren Verse und seine Tragödie „Giustino“ mit vierzehn

Jahren. Er wurde 84 Jahre alt und schrieb bis zu seinem Lebensende Gedichte und Dramen. Pallisot, der in seiner Kindheit sehr kränklich war, wurde mit zwölf Jahren zum Magister und mit sechzehn Jahren zum Bakkalaureus der Theologie gemacht. Er verheiratete sich mit neunzehn Jahren und wurde Familienvater und Verfasser zweier Tragödien, und mit 80 Jahren war er, trotz eines sehr thätigen und aufreibenden Lebens, von guter Gesundheit und voll Lebenskraft.

Freilich giebt es frühreife Kinder, die unterliegen, wie Lord Chesterfields Sohn, der als Knabe ein Thema in drei Sprachen schreiben konnte und als Mann eine bloße Null war; wie William Crotch und Charles Wesley, die frühreifen Musiker, die niemals sich über Mittelmäßigkeit erhoben; wie Schubart, Schillers Freund, der so viel versprach und nicht erfüllte*); wie Monk Lewis, der sein „Ostindien“ mit sechzehn, und seinen „Monk“ mit zwanzig Jahren schrieb, aber bald darauf starb, um den Ruf seiner Jugend zu

*) Daniel Schubart war das Wunder und das Genie seiner Schule, wurde aber einer der regellosesten, ausschweifendsten und tumultuarischsten Litteraten seiner Zeit. Er war ohne Gewöhnung an Fleiß, ohne Grundsätze, ohne Urteil. Er versprach ein großer Dichter, Schriftsteller, Kritiker, Musiker zu

bewahren; wie Sir James Mackintosh, der so glänzend als Knabe sich hervorthat und bis zu seinem Ende ein „Mann der Verheißung“ blieb*); wie der Dichter Clough, dessen Ruf unter seinen Mitschülern so viel größer war als seine Erzeugnisse im Mannesalter.

---

werden, aber alle seine Versprechungen blieben unerfüllt. Er verschleuderte seine Gaben, sein Genie artete aus in Verworfenheit und er starb im Elend. Carlyle sagt von ihm: „Schubart hatte ein rasches Verständnis des Schönen, Rührenden und Wahren, seine Natur war empfänglich und feurig; er hatte einen scharfen Verstand, eine glühende Phantasie und sein ‚eisernes Gedächtnis‘ barg treulich die mannigfachsten Thatsachen. Aber er besaß keinen Fleiß, keine Kraft der Selbstverleugnung. Seine Kenntnisse lagen um ihn her, wie die Beute einer geplünderten Stadt; gleich solcher wurden sie verschwendet in Verfolgung planloser Dinge. Er schrieb stoßweise; labor lineae et mora war etwas, was er nicht kannte. Dennoch haben seine Schriften großes Verdienst. Seine Zeitungs-Essays strömen über von glücklich getroffener Schilderung und glänzenden, genialen Gedanken. Seine Lieder, mit Ausnahme der religiösen und theosophischen, sind oft voll Natur, Herzlichkeit und wahrer Einfachheit. Daher ihre Popularität, die viele von ihnen noch jetzt behaupten“. (Schillers Leben, Bemerkung A, Ausgabe 1825.)

*) Die Ursache seines Fehlschlagens bezeichnet Lady Holland kurz zusammengefaßt in den Memoiren ihres Vaters, des Geistlichen Sydney Smith. „Sir James Mackintosh“, sagt sie, „verließ uns nach einigen Tagen und hinterließ mit charakteristischer Sorglosigkeit nicht bloß Erinnerungen, sondern

Anderseits haben wir bei vielen frühreifen Kindern auf den vorstehenden Blättern gesehen, wie sie die Verheißungen ihrer Jugend voll und ganz in ihren Mannesjahren, ja selbst im Alter erfüllten. Obwohl Händel mit zehn Jahren eine Reihe Sonaten schrieb, wurde er 48 Jahre alt, bevor er der Welt zeigte, was er als Mann leisten konnte. Mit 54 Jahren komponierte er „Israel in Ägypten", mit 57 den „Messias", mit 67 „Jephtha" und mit 74 Jahren sein „Wenn weise Menschen schmeicheln" und „Zion liegt jetzt tot", als Einleitung zu „Judas Makkabäus".

Die großen Musiker waren mehr oder minder frühreif — Bach, Händel, Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn, Meyerbeer und Rossini — und nur selten sind die Beispiele, daß das musikalische Genie sich nicht früh entfaltet hat. Vielleicht die einzige Ausnahme, und dies auch nur teilweise, macht die Laufbahn Spohrs, dessen Werke mehr als

---

einen Hut, Handschuhe, Bücher, Papiere und verschiedene Teile seiner Garderobe. ‚Welch ein Mann würde er sein', sagte mein Vater, ‚hätte er nur das geringste Teilchen Galle oder die leiseste Ahnung von dem Wert einer Richtschnur, eines roten Fadens. Wie Curran von Grattan sagt, würde er die Welt beherrscht haben!'"

mathematische Berechnungen der Musik betrachtet werden; und doch muß er in seiner Jugend sich eifrig dem Studium der Violine gewidmet haben, da er schon in seinem 21. Jahre Konzerte auf diesem Instrumente gab. Er fing erst in seinem 31. Jahre an zu komponieren, worauf er viele wichtige Werke herausgab. Die schönsten Erzeugnisse von Haydns Genius entstanden erst, nachdem er ein Sechzigjähriger geworden war. Er komponierte seine „Schöpfung“ mit 65 Jahren und seine „Jahreszeiten“ noch zwei Jahre später. Seine letzte Komposition, ein Streichquartett, ist vielleicht das originellste und am feinsten ausgearbeitete von allen Werken, die seiner Feder entstammten. Rossini begann früh, da er schon mit zehn Jahren das zweite Horn an seines Vaters Seite blies. Er komponierte „Tancred“ mit 21 Jahren, worauf er eine lange Reihe von Werken schuf, bis er im Alter von 37 Jahren seine letzte und größte Oper „Wilhelm Tell“ komponierte. Damit hielt man seine musikalische Laufbahn für abgeschlossen. Er sagte zu einem Freunde: „Ein weiterer Erfolg würde meinen Ruhm nicht erhöhen, ein Mißerfolg ihn jedoch schädigen; ich bedarf des ersteren nicht und habe nicht Lust, mich dem zweiten auszusetzen“. Aber nach einer langen und trägen Ruhe von über 38 Jahren komponierte er mit 72 Jahren

seine „Messe solennelle“, welche einige Musiker für sein Meisterwerk halten.

In den Schwesterkünsten der Malerei und Bildhauerei finden wir Michel Angelo, Lionardo da Vinci und Tizian, alle gleich groß in der Jugend wie im Alter. Michel Angelo begann sein „Jüngstes Gericht“ in seinem 58. Lebensjahre und vollendete das Werk in seinem 66. Er war 87 Jahre alt, als er die Kuppel der St. Peterskirche aufsetzte. Obgleich Tizian mit zwanzig Jahren ein berühmter Maler war, fuhr er fort bis zu seinem 99. Lebensjahre zu malen, wo er durch die Pest weggerafft wurde. Mit 77 Jahren vollendete er sein „Letztes Abendmahl“, welches ihn sieben Jahre lang beschäftigt hatte. Francia gehörte zu den wenigen Künstlern, deren Genie sich erst spät im Leben enthüllte. Er war beinahe vierzig Jahre alt, als der Anblick eines Gemäldes von Perugino ihn begeisterte und ihn bestimmte, ein Maler zu werden.

Hobbes und Bentham, nicht ungleich im Charakter, waren gleich groß in der Jugend wie im Alter. Schon als Knabe übersetzte Hobbes die „Medea“ des Euripides in lateinische Verse. Er lernte viel und leicht und war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er für einen der vollendetsten

Männer seiner Zeit galt. In seinem 40. Jahre veröffentlichte er eine Übersetzung des Thukydides. Mit 54 Jahren schrieb er „De Cive“, welches ursprünglich in lateinischer Sprache in Paris erschien, und neun Jahre später wurden die darin ausgesprochenen Grundsätze weiter entwickelt in seinem berühmten „Leviathan“, der in englischer Sprache erschien, als er 63 Jahre alt war. Er übersetzte Homers Iliade und Odyssee zwischen seinem 70. bis 80. Lebensjahre. Pope erklärt, daß die Übersetzung eine Kritik nicht wert sei. Sir William Molesworth hingegen, der seine Werke herausgab, bemerkt, daß „manche Leser möglicherweise finden werden, wie die kunst- und anspruchslose Sprache Hobbes' besser einen Gedanken des Originals wiedergiebt als die glatten und glänzenden Verse Popes und seiner Anhänger“. Er wurde 92 Jahre alt und bis zu seinem Lebensende war seine Feder niemals müßig. Ein Jahr vor seinem Tode veröffentlichte er seinen „Behemoth“, eine Geschichte der Bürgerkriege von 1640 bis 1660 — ein sehr schätzenswertes Werk.

Bentham war vielleicht ein größeres Wunder. Er war zwergenhaft von Gestalt*) und frühreif

---

*) Ich war zu dieser Zeit ungefähr sechzehn Jahre alt, aber noch ein Zwerg. Ich hatte keine Waden an den Beinen

an Geist. Sein Vater war stolz auf sein Lernen und quälte seinen Geist so sehr durch frühzeitigen Unterricht, daß es ein Wunder ist, wie er seine Kindheit überleben konnte. Er wurde mit acht Jahren auf die Westminster-Schule geschickt, mit zwölf Jahren nach Oxford und mit sechzehn Jahren in Lincolns Rechtskollegium aufgenommen. Von seinem Vater als Wunderkind umhergeschleppt, ergriff den Knaben schließlich Abneigung vor der Gesellschaft, und da ihm auch die Rechtswissenschaft zuwider war, verließ ihn sein Vater (zum Glück für Jeremias), daran verzweifelnd, daß er in diesem Beruf etwas leisten würde. Der junge Bentham nahm nun seine Zuflucht zu den Büchern. Ein Ausspruch in einer von Dr. Priestleys Flugschriften traf ihn — „Das größte Glück liegt in der größten Arbeit" — und dies bildete den Schlüssel zu seinem Leben und seinen Werken. Mit 28 Jahren veröffentlichte er anonym sein „Fragment über das Regieren", welches mehreren der größten Rechtsgelehrten der Zeit zugeschrieben wurde. Er fuhr fort bis zu seinem 85. Jahre über Religion, Moral, Rechtswissenschaft und Gefängnisdisziplin zu

und ein gewisser Mr. Harris, ein Quäker, beleidigte mich nicht wenig, indem er mich fragte, ob ich meine Waden auf die Weide geschickt habe." — Bowring, „Memoiren Benthams", S. 47.

schreiben, und seine Werke haben sicher einen bedeutenden Einfluß auf die neuere Gesetzgebung in England sowohl wie in Frankreich gehabt.

Mehrere der größten Dichter, nicht der Dichter der Leidenschaft, sondern der Dichter der Phantasie und des Verstandes, haben ihre besten Werke spät im Leben geschaffen. Milton, der sein Maskenspiel „Comus“ mit 26 Jahren schrieb, vollendete sein „Verlorenes Paradies“ mit 57 und sein „Wiedergewonnenes Paradies“ sowie „Samson Agonistes“ mit 63 Jahren. Der frühreife Pope, welcher seine „Schäfergedichte“ mit sechzehn Jahren verfaßte, schrieb seine beißendste Satire „Die Dunciade“ mit vierzig, und seinen „Versuch über den Menschen“ mit 45 Jahren. Aber Pope war weniger ein ‚Erzeuger‘, ein Schöpfer, ein Dichter in dem herkömmlichen Sinne, als ein hochgebildeter litterarischer Künstler, der den Takt besaß, die geistreichen Gedanken anderer in der ausdrucksvollsten und elegantesten Sprache wiederzugeben. Crabbe, der sehr früh anfing, Verse zu schreiben, fuhr fort sich zu vervollkommnen, bis er mit 29 Jahren sein „Dorf“ verfaßte, mit 56 Jahren sein „Landstädtchen“ und zwischen dem 60. und 65. Jahre seine „Geschichten der Halle“.

Cowper war schon weit über 30 Jahre alt, als er noch nichts von seinen eigenen Geisteskräften

wußte, und schrieb seine „Aufgabe“ nicht vor seinem 50. Jahre. Sir Walter Scott war schon über 30 Jahre alt, als er seine „Liederdichtung“ veröffentlichte, und seine ganze Größe kam erst nach dieser Zeit. Walter Savage Landor schrieb und veröffentlichte seinen ersten Band Gedichte mit achtzehn Jahren und seinen letzten — „Die letzte Frucht von einem alten Baume“ — mit achtzig Jahren. Goethe liefert auch ein weiteres Beispiel von dem frühen Erwachen des Genies und dessen fortgesetztem Schaffen bis ins hohe Alter, denn er schrieb Geisterkomödien in Versen als Knabe, mit 22 Jahren seinen „Götz von Berlichingen“, dann, als seine Geisteskräfte wuchsen, schuf er mit 47 Jahren „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ zwischen dem 72. und 80. Jahre und den zweiten Teil des „Faust“ schloß er ab mit 82 Jahren. Im Verein mit diesem großen Namen können wir Cervantes und Voltaire nennen; der erstere begann schon vor dem 20. Jahre Balladen und Romanzen zu schreiben, wurde aber 57 Jahre alt, bevor er den ersten Teil seines unsterblichen „Don Quichotte“ vollendete, und der letztere, welcher mit neunzehn Jahren „Oedipus“ dichtete, mit 22 Jahren die „Henriade“ und später noch zahlreiche Werke schuf, schrieb

noch Artikel für die Encyklopädie zwischen seinem 70. und 80. Lebensjahre. Mit 84 Jahren wohnte er der sechsten Vorstellung seiner Tragödie „Irene“ bei und starb ungefähr drei Monate später, nach seiner Rückkehr nach Ferney.

Es giebt Dichter, obwohl nicht erster Größe, deren Kräfte sich langsam entfalteten und die erst spät im Leben sich auszeichneten. Lafontaine gehörte zu diesen. Mit 44 Jahren hatte er es noch zu keiner Berühmtheit gebracht. Seiner Erziehung war wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, aber als er eine Ode Malherbes gelesen hatte, rief er aus: „Auch ich bin ein Dichter!“ Er verfaßte infolgedessen Gedichte, aber mit verhältnismäßig wenig Erfolg. Es war Marianne Mancini, die Nichte des Kardinals Mazarin, die dem Dichter eindringlich vorstellte, wie seine Anmut und Kraft in der Fabeldichtung läge. Er befolgte den Rat der Dame und ist demgemäß auch durch seine Fabeln hauptsächlich bekannt geworden. Mit 63 Jahren wurde er Mitglied der Akademie als Nachfolger Colberts und trug damit den Sieg davon über Boileau, seinen Mitbewerber. Er starb mit 74 Jahren.

Kryloff, welcher der russische Lafontaine genannt wird, entdeckte, nachdem er mehrere erfolglose Opern und Tragödien verfaßt hatte,

erst im Alter von vierzig Jahren, worin die wahre Kraft seines Genies bestand; seine Fabeln erreichten gleich denen Lafontaines eine außerordentliche Popularität. Nachdem er deren über 200 geschrieben hatte, erhielt er eine Pension vom Kaiser und verfiel nun in einen Zustand der Trägheit oder Lethargie, aus dem ihn eine Wette erweckte, die er mit jemand machte, daß er noch Griechisch lernen könne. Im Alter von 68 Jahren legte er sich auf das Erlernen dieser Sprache, welche er nach beinahe zwei Jahren beherrschte, und am Ende seines Lebens, mit 76 Jahren, machte es ihm Vergnügen, die griechischen Dichter im Original zu lesen.

Holberg, einer der größten dänischen Dichter, gab kein Zeichen des Talents für die Dichtkunst vor seinem 40. Lebensjahre, dann aber überraschte und entzückte er seine Landsleute durch seine Satire „Peder Paars", jenes Meisterwerk der heroisch-komischen Poesie. Vondel, der nationale Dichter Hollands, war ein Strumpfhändler. Im 30. Jahre erlernte er die lateinische Sprache und eine Folge davon war die Verbesserung seines poetischen Stils. Sein Meisterwerk „Gijsbrecht" schrieb er mit fünfzig Jahren; sein „Lucifer" ist mit Miltons „Verlorenem Paradies" verglichen worden.

Man muß jedoch zugeben, daß diese angeführten Fälle nur als Ausnahmen zu betrachten sind, denn fast alle großen Dichter haben schon in früher Jugend unverkennbare Zeichen ihres Genies gegeben. „Im allgemeinen“, sagt Macaulay, „steht die Entwickelung der Phantasie in demselben Verhältnis zu der Entwickelung des Verstandes, wie das Wachstum eines Mädchens zu dem eines Knaben. Die Phantasie gelangt früher zur Vollendung ihrer Schönheit, ihrer Kraft und ihrer Fruchtbarkeit und muß, da sie zuerst zur Reife gelangt, auch zuerst schwinden. Es kommt selten vor, daß Phantasie und Verstand zusammen zunehmen; noch seltener geschieht es, daß der Verstand der Phantasie vorauseilt.“

Wenn die Körperbeschaffenheit ihr vollendetes Wachstum erreicht hat, bleibt sie nicht lange in diesem Zustande, sondern beginnt langsam abzunehmen. Wir können in der That sagen, daß wir vom ersten Lebenstage zu sterben anfangen, indem wir unser Grab mit den Zähnen graben. In der Jugend ist Wechsel und Zunahme, im Alter ist Wechsel und Verfall. Wenn der vor uns ragende Berg ganz erklommen ist, beginnt das Hinuntersteigen. Kraft und Feuer der Wünsche, Gefühle, Leidenschaften und der Phantasie hören allmählich auf. Aber der Verstand fährt fort zu

wachsen mit der Vermehrung der Kenntnisse. Der Reiz der Sinne vermindert sich und die Kraft, welche übrig bleibt, wird mit größerer Sparsamkeit und gewöhnlich zu besseren Zwecken benutzt. Die glänzenden Träume der Jugend sind vorüber und mit ihnen Energie und Begeisterung. Der Mensch ist kühler geworden, er überlegt ruhiger und läßt sich mehr von der Erfahrung leiten, die ihm in der Jugend fehlte. Seine Organe des Körpers und des Geistes nehmen gleichzeitig ab; sie sind weniger beweglich, weniger eindrucksfähig und energisch. Geist und Körper trocknen aus und werden zäher. Der Mensch sieht nicht bloß mehr die glänzende Seite der Dinge und erträgt weniger heiter das Mißgeschick. Ein persischer Dichter sagt: „Das Streben des Alters geht dahin, die Dornen zu schärfen und die Blumen des Lebens welken zu lassen".

Während der Zeit der Reife, oder wie Mr. Nasmyth es in seiner Autobiographie nennt, „der Hochebene des Lebens", also zwischen dem 30. und 50. Lebensjahre, sind die Fähigkeiten des Körpers in ihrer vollen Entwicklung und ist der Geist auf der höchsten Stufe arbeitender Energie. Während dieses Abschnittes werden die größten und reifsten Werke des Genies geschaffen. Macaulay sagt, daß „von allen guten Büchern,

die jetzt in der Welt vorhanden sind, mehr als 19/20 erschienen sind, nachdem die Verfasser das 40. Lebensjahr erreicht hatten". Dies mag vielleicht, wie wir später sehen werden, eine übereilte Behauptung sein. Wie wir schon gesagt haben, ist die Fähigkeit zur Arbeit verschieden, jenachdem die Konstitution des Körpers und das Temperament verschieden sind. Poesie und Kunst feiern ihre größten Triumphe in der Jugend, Geschichte und Philosophie jedoch im Alter. Die feurigsten Werke sind gewöhnlich die in früher Jugend geschaffenen, aber in den ernsteren Zweigen der Litteratur und Philosophie findet das Gegenteil statt. Ein Mensch kann die ungeheuere Menge von Thatsachen, die zu einem großen Geschichtswerke notwendig sind, erst verhältnismäßig spät im Leben sammeln. Daher sind die größten Historiker Männer gewesen, welche die Hochebene des Lebens überschritten hatten.

Der Statistiker M. Quetelet hat eine Tabelle angefertigt, um die Entwicklung des dramatischen Talentes festzustellen und dessen Zu- und Abnahme mit den Jahren zu beweisen. In dem durchschnittlichen Alter von 21 Jahren beginnt es, sich zu entfalten. Zwischen 25 bis 30 wird es ausgeprägter und nimmt zu an Kraft. Es fährt fort zu wachsen bis zum 50. und 55. Jahre, wo es merkbar und

schnell abnimmt, wie es die veröffentlichten Werke wohlbekannter Schriftsteller beweisen. Man hat auch beobachtet, daß das tragische Talent sich schneller entwickelt, als das komische*).

Jedoch auch die statistischen Nachweise erfahren vielfache Ausnahmen. Es giebt zahlreiche Beispiele, wie Menschen, selbst von schwacher Körperbeschaffenheit und zarter Gesundheit, bis zum Alter das Genie ihrer Jugend bewahrt haben. Die Begeisterung kehrt ihnen wieder, das Licht entzündet sich aufs neue in ihren Augen und eine Seele voll Feuer glüht hinter ihrer gefurchten Stirn. „Selbst unter der Asche glüht noch ihr altes Feuer.“ Oft haben die Früchte reiferer Jahre sogar mehr Wohlgeschmack als die der Jugend. Die Odyssee wurde von einem alten blinden Manne geschaffen, aber dieser Mann war Homer. Bossuet war fast sechzig Jahre alt, als er seine glänzendste Rede verfaßte und hielt. Milton war fast „erstarrt durch das Alter“, als er die Liebe Adams und Evas im Paradiese schilderte. Locke war bis wenige Tage vor seinem Tode, mit 72 Jahren, noch litterarisch thätig. Poussin war siebzig Jahre alt, als er sein großes Gemälde „Die Sintflut“

*) Réveillé-Parise: „Physiologie der Menschen, die mit dem Geiste arbeiten“, I, S. 232. 233.

malte. West malte sein letztes, man kann wohl sagen bestes Werk „Der Tod auf dem bleichen Pferde“ mit 79 Jahren.

Wo die Kräfte der Einbildungskraft nicht angeregt werden, sind die Fälle von Dummheit in der Jugend und langsamen Entwickelns im Mannesalter sehr zahlreich. Wer hätte aus der wenig versprechenden Jugend Bunyans, des fluchenden, ruchlosen Kesselflickers und Zuchthäuslers, den Dichter jener wundervollen Allegorie „Des Pilgers Wallfahrt“ voraussagen können, jener Dichtung, die überströmend ist an Kraft, Pathos und Schönheit? Aber der Wind des Genius bläst, wie es ihm gefällt. In dem Fall Bunyans scheinen mehr die Schwierigkeiten als die Vorteile, die Hindernisse mehr als die Ermutigungen seine höchst energischen Helfer gewesen zu sein. Macaulay, der einer der besten Beurteiler ist, bestätigt, daß, obgleich es viele kluge Männer in England während der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab, doch nur zwei unter ihnen in ausgezeichnet hohem Grade Einbildungskraft besessen haben. Der eine von ihnen schuf „Das verlorene Paradies“, der andere „Des Pilgers Wallfahrt“.

Whitfields Lebenslauf war fast eben so merkwürdig. Ein schlechter Knabe, ein junger Dieb, der den Unterricht haßte und aufs äußerste ver-

derbt war — nach seiner eignen Beschreibung — durch die schlechten Beispiele, die er in seiner Mutter Schenke vor Augen hatte, wurde doch im späteren Leben aus ihm einer der gewaltigsten und erfolgreichsten Prediger. Eben so wenig vielversprechend war die Jugend des Geistlichen John Newton, des Freundes von Cowper. Mit neunzehn Jahren wurde er gepreßt und auf ein Kriegsschiff gebracht, wo er gepeitscht und wegen schlechten Betragens degradiert wurde. Später wurde er Arbeiter auf einer Besitzung im westlichen Afrika, wo er der schlechten Behandlung fast erlegen wäre. Aber seine Leiden, in Erinnerung mit seiner Mutter einstigen Lehren und ihrem Beispiel, läuterten sein Herz und er wurde ein gebesserter Mensch. Der Sklaverei entfliehend, widmete er seine Mußestunden der Ausbildung seines Geistes, obgleich er vier Jahre lang Besitzer eines Sklavenschiffes war. Seine zunehmende Abneigung vor diesem Beruf lastete auf seinem Gemüt und er beschloß, ihn aufzugeben. Er kehrte darauf nach England zurück, legte sich fleißig auf das Studium, erwarb die Kenntnis der lateinischen und französischen Sprache und machte in Wirklichkeit bedeutende Fortschritte im Griechischen, Hebräischen und Syrischen. Endlich erhielt er die bischöfliche Ordination und danach die Pfarre von Olney.

Dort arbeitete er erfolgreich über sechzehn Jahre, während welcher Zeit er der vertraute Freund des Dichters Cowper wurde, mit dem zusammen er die wohlbekannten Olney-Hymnen verfaßte und herausgab.

Diesen Beispielen können wir noch den merkwürdigen Fall mit Richard Baxter, dem Neffen des berühmten Dissidenten, beifügen, der mit achtzehn Jahren noch keinen Buchstaben kannte und nur Wallisisch sprechen konnte. Als aber sein Geist erwachte, legte er sich mit solchem Eifer auf das Lernen, daß er nach Verlauf von wenigen Jahren einen hohen Ruf als Gelehrter erworben hatte. Er wurde sogar zum Lehrer der Handelsschule zu London ernannt und hatte dieses wichtige Amt über zwanzig Jahre mit großem Erfolg inne. Er war ein bedeutender Schriftsteller besonders im Lateinischen und als Altertumsforscher. Seine Ausgabe des Horaz wurde lange Zeit für die beste gehalten und hatte auch nach auswärts solchen Ruf, daß Gesner in Leipzig sie nachdruckte, mit erklärenden Bemerkungen versehen.

Alexander v. Humboldt machte nur geringe Fortschritte in der Schule. Er war unsicher und langsam, und erst in späteren Jahren, als sein Geist sich zu entwickeln anfing, erwarb er Kenntnisse durch feste Willenskraft und die Macht des

Fleißes. Diderot wurde als Knabe für eine Geißel der Familie gehalten, obwohl er lebte, um deren Ruhm zu werden. Buffon war keineswegs ein Wunderkind. Sein Geist entwickelte sich langsam und gab eben so langsam wieder, was er erworben hatte. Madame Necker schrieb die Entwickelung von Buffons Talent der Neugierde und Eitelkeit zu. Sie sagt von ihm: „Er wollte nicht, daß ein Mensch begreifen konnte, was er nicht begriff, er wollte alles wissen, was zu wissen ihm möglich war, in welchem Genre dies auch sein mochte“. Was nun auch der Beweggrund mag gewesen sein, es unterliegt keinem Zweifel, daß er seinen Ruf nur der Kraft außerordentlichen und beharrlichen Fleißes verdankte.

Der Naturforscher Fresnel war auch ein einfältiger Knabe in der Schule. Er galt für sehr unbedeutend. Nur mit Mühe konnte er das Lesen erlernen und erst von seinem 25. Jahre an gab er Zeichen seiner Befähigung; nach diesem Abschnitt folgten seine Entdeckungen über das Licht und dessen Gesetze mit nie dagewesener Schnelligkeit auf einander. Er machte alle diese Entdeckungen zwischen seinem 29. bis 38. Lebensjahre.

Pestalozzi war sehr unbeholfen und schwerfällig in seiner Jugend. Er hatte wenig Erfolg in der Schule und war so unbeholfen, daß seine Schul=

kameraden ihn „Heinrich Plumpsack" nannten. Er war träge und teilnahmlos und blieb lange unter der Mittelmäßigkeit. In der Orthographie und im Schreiben wurde er für einen ausgemachten Dummkopf erklärt. Dennoch wurde er später im Leben Prediger. Verfolgt von seiner angeborenen Schwerfälligkeit, blieb er in seiner ersten Predigt stecken; in dem Bemühen, Herr seiner Verwirrung zu werden, brach er in ein lautes Gelächter aus. Dies konnte natürlich nicht gehen. Als er jedoch in sein richtiges Fahrwasser gebracht wurde, erwies er sich als einer der größten und weisesten Lehrer — als Begründer der Pestalozzischen Erziehungsmethode.

Der letzte Geschichtschreiber der französischen Revolution und Präsident der französischen Republik war auf dem Lyceum zu Marseille als „mauvais sujet" berüchtigt. Seine Leidenschaft waren Gerstenzucker und grüne Äpfel. Er machte seine Bücher zu Geld, um seine Wünsche zu befriedigen. Er hörte nicht auf, dumme Streiche zu machen, wodurch er der Held seiner Schulkameraden und der Schrecken seiner Lehrer wurde. Er klebte Schusterpech auf einen der Sitze, welches den Lehrer festhielt und die Klasse in brüllendes Gelächter ausbrechen ließ. Man steckte ihn ins schwarze Loch und bedrohte ihn schließlich mit Verweisung von der Schule. Da seine Eltern

sehr arm waren, führte ihn diese Drohung zur Besserung. Er wurde gehorsam und fleißig und stand während seiner übrigen Schulzeit gewöhnlich an der Spitze der Klasse, trug auch schließlich alle ersten Preise davon. Jedermann kennt den spätern Lebenslauf von Thiers. Als Honoré de Balzac auf die Schule gebracht wurde, erwies er sich als so träge und ungehorsam, daß er in eine Privatanstalt gesteckt werden mußte, wo er es auch wenig besser trieb. Er trat später in das Bureau eines Notars zu Paris, obgleich Michelet sagt, daß er seine Laufbahn als Buchdrucker und Buchhändler begonnen habe. Jedenfalls fing er an, für öffentliche Zeitungen zu schreiben und ging dazu über, Geschichten zu verfassen, doch vergingen viele Jahre, bevor sein „Peau de chagrin“ die öffentliche Aufmerksamkeit auf seinen eigenartigen Humor lenkte; von da ab wurde er allgemeiner Lieblingsschriftsteller.

Der ältere Dumas war, gleich Balzac, ein fauler, nichtsnutziger Schüler, der sich nur durch seine Vorliebe für Spiele im Freien auszeichnete. Er war ein guter Fechter und Boxer, ein vorzüglicher Schütze und ein kühner Jäger. Aber diese Eigenschaften konnten ihm keine Existenz verschaffen. Mit fünfzehn Jahren kam er als Schreiber zu einem Notar, zeigte aber auch jetzt noch keine Vorliebe für die

Litteratur. Sein Entschluß, zur Fahne der Schriftsteller zu schwören, kam ganz zufällig. Einer seiner Bekannten, der für das Theater schrieb, schlug ihm vor, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, denn „das Schreiben fürs Theater sei ein Geschäft wie jedes andere und erfordere nichts weiter als Übung“. Die ersten Versuche Dumas' schlugen fehl, aber er blieb beharrlich und hatte endlich Erfolg mit seinem „Henri III.“. Von nun ab war seine Laufbahn eine fortgesetzte Reihe von Erfolgen. Er schrieb an achtzig Dramen und mehr als vierzig Romane.

Selbst der glänzende Sheridan wurde von seiner Mutter, als sie ihn dem Schullehrer zuführte, für einen der größten Dummköpfe erklärt, die sie je gesehen habe. Er war lärmend und ungestüm, nur Spaß suchend und Unheil anrichtend. Der Tod seiner Mutter, der sein erster Kummer war, machte Eindruck auf sein Gemüt. Von dieser Zeit an legte er sich mit Fleiß auf das Studium und nahm schließlich den ersten Rang ein unter den großen Männern seines Landes. Der Philanthrop John Howard machte keine Fortschritte in der Schule; man hielt ihn für sehr einfältig und gab ihn zu einem Krämer in die Lehre. Fowell Buxton war auch ein träger Knabe, der lieber schießen und jagen als lernen mochte. Aber daß er sich dem Sport ergab, war für ihn kein Nachteil, denn es

brachte ihm in reichem Maße Kraft und Gesundheit ein.

Das Wissen aus Schulbüchern kann einen Knaben zum Ersten der Klasse machen, aber thätiges Handeln, Fleiß und Ausdauer bringt einen Mann auf die Höhe des wirklichen Lebens. Freilich kann ein zu ausschließliches sich Hingeben an irgend einen Zweig der Wissenschaft, zu einer Zeit, wo die Jugend an der Grenze des Mannesalters steht und ihre Lebensgewohnheiten in Bildung begriffen sind, bis zu einem gewissen Grade den Mann unbrauchbar machen zu den Angelegenheiten des praktischen Lebens. Daher die Einfalt, ja Unwissenheit der Gelehrten, die Hazlitt mit so viel Kraft und Schärfe geschildert hat*).

Kapitän Marryat erhielt eine sehr mangelhafte Erziehung und lief fort zur See, als er erst zwölf Jahre alt war. Er selbst erzählt die folgende Geschichte aus seiner und Charles Babbages Schulzeit: „Die erste Schule, die ich besuchte, wurde von einer alten Dame gehalten. Es waren noch eine Menge anderer Knaben darin, die alle sehr gute Jungen waren, Charlie Babbage jedoch und ich waren die Taugenichtse unter ihnen. Wir beide waren immer in der Klemme und die alte Dame

---

*) Hazlitt, Tischgespräch: „Unwissenheit der Gelehrten“.

pflegte uns neben einander auf Stühle mitten im Schulzimmer zu stellen, zum warnenden Beispiel für die Anderen, während sie sagte: ‚Seht diese beiden Knaben! Es sind schlechte Knaben, aus denen niemals etwas werden wird in der Welt! Sie werden beide noch einmal ein schlechtes Ende nehmen!‘ Es ist eigentlich drollig“, schloß er, „daß Babbage und ich die beiden einzigen aus der Schule waren, die später von sich haben hören lassen“.

Viele große Krieger sind nur langsam in der Jugend mit dem Lernen vorwärts gekommen. Bertrand du Guesclin war es nicht gelungen, lesen oder schreiben zu lernen. „Einen so bösen Jungen hat es nie auf der Welt weiter gegeben“, klagte seine Mutter; „er ist immer verwundet und sein Gesicht entstellt, weil er Schlägerei gehabt hat; sein Vater und ich wünschen, er läge friedlich unterm Rasen.“ Du Guesclin begriff jedoch sehr schnell die Kriegskunst und wurde ein berühmter General.

Obwohl die Erziehung des Herzogs von Marlborough vernachlässigt wurde, gab er schon früh Beweise einer so großen militärischen Begabung, daß der Marschall Turenne, dem er entgegengestellt war, voraussagte, daß „der hübsche Engländer“ eines Tages ein Meister der Kriegskunst sein würde. Dennoch erreichte er ein Alter von 50 Jahren,

bevor er Gelegenheit hatte, seine Kräfte zu entfalten. Nach einer Reihe von bemerkenswerten Siegen zwang er die französischen Armeen, sich über die Grenze zurückzuziehen. Mit 54 Jahren gewann der Herzog die Schlacht bei Blenheim, mit 56 die bei Ramillies, mit 59 die bei Malplaquet, wo er das äußerste an militärischer Kühnheit zeigte. Er war schon 61 Jahre alt, als er die starke Festung Bouchain stürmte und einnahm.

Turenne selbst lernte, wie wir gesehen haben, langsam und mit Mühe, während er sich fortwährend gegen Strafe und Zwang auflehnte; als aber sein Ehrgeiz erwacht war, bildete seine eigensinnige Ausdauer einen guten Ersatz für sein langsames Fassungsvermögen. Clive war dumm und widersetzlich und ein großer Fechter, der Anführer aller faulen Jungen von Market-Drayton und der Schrecken seiner Nachbarschaft. Einer seiner Lehrer war jedoch weise genug vorauszusagen, daß der faule, aber unerschrockene Knabe dennoch eine Rolle in der Welt spielen würde.

Wellington, der einer der größten Generale und glücklichsten Staatsmänner wurde, vollendete seine militärische Ausbildung zu Angers, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Er trat in die Armee ein und ging zweimal von der Infanterie zur Kavallerie über und wieder zurück, worauf er sich

an Lord Camden, den damaligen Vicekönig von Irland, mit der Bitte um eine Anstellung im Finanzministerium wandte. Zum Glück erfüllte Lord Camden seine Bitte nicht. Das Resultat seiner Bewerbung war, daß er in das 33. Regiment am Kap der guten Hoffnung eintrat, welches von dort im Jahre 1797 sich nach Bengalen einschiffte. Von dieser Zeit an bildete die Geschichte Wellingtons einen Teil der Geschichte Europas.

Obgleich die Napiers weit davon entfernt waren, einfältige Knaben zu sein, verdankten sie doch ihrem Schulunterricht nur sehr wenig. Wilhelm, der Geschichtschreiber vom „Krieg der Halbinsel", hatte als Lehrer „einen wunderlichen alten Pädagogen, das Haupt der Grammatik-Schule zu Cellbridge, von dem er gar nichts lernte". Er wurde teilweise durch eine weibliche Verwandte im Hause, hauptsächlich aber durch sich selbst erzogen. Er hatte ein gutes Gedächtnis und wußte die ganze Iliade und Odyssee Popes auswendig. Sein Elementarunterricht muß jedoch sehr mangelhaft gewesen sein, da er mit zwanzig Jahren noch nicht richtig buchstabieren konnte. Als Leutnant der Artillerie schrieb er mit fehlerhafter Orthographie: „Ich bin außerordentlich unglücklich, daß ich meinen Vater verdrießlich gemacht habe". Zwei Jahre später schrieb er ebenso unrichtig, als Reiterfähndrich:

„Karl ist ein fauler Dieb; ich schrieb ihm vor einer Woche mir zehn Guineen zu schicken oder selbst zu bringen und er hat sie weder geschickt, noch mir geantwortet, der unnatürliche Schurke!“ Ein oder zwei Jahre später wurden seine Briefe korrekt in Orthographie und Grammatik. Sie nahmen zu an Kraft, Stil und Ausdruck und es gelang ihm schließlich, ohne Frage der erste Militärhistoriker seines Zeitalters zu werden. Karl, „der unnatürliche Schurke“, war der Paladin der Familie. Er war von Natur sehr schüchtern als Knabe, aber er bekämpfte seinen Hang durch außerordentliche Willenskraft. Er war ein Held während seines ganzen Lebens und blieb bis zuletzt gerecht, tadellos, ehrenhaft, rein und barmherzig.

Manchmal werden Knaben, gleich Lord Cockburn, dummgeprügelt und machen nicht eher Fortschritte, als bis sie von ihren Schullehrern befreit und sich selbst überlassen werden, um ihre eigne Neigung zu entdecken. George Cabanis gab als Knabe schon früh Zeichen von Befähigung, aber die strenge Disziplin der Schule, in welche sein Vater ihn schickte, hatte nur die Wirkung, ihn träge und widerspenstig zu machen, so daß er endlich von der Schule verwiesen wurde. Sein Vater, welcher beobachtet hatte, daß er immer ein williger Schüler

war, so lange kein Zwang angewendet wurde, und daß er streng sich den Regeln unterwarf, die er sich selbst auferlegt hatte, entschloß sich zu dem gewagten Experiment, es dem jungen Cabanis mit vierzehn Jahren zu überlassen, seine Studien auf seine eigne Weise fortzusetzen. Das Experiment erwies sich als erfolgreich. In zwei Jahren hatte der Jüngling die Mängel seiner Erziehung auf der Schule ergänzt; er machte sich bekannt mit der Litteratur seines Landes und studierte abwechselnd die griechische und lateinische Sprache, Philosophie und Metaphysik und alles mit gleichem Eifer. Nach einiger Zeit wurde er durch Krankheit unterbrochen. Der berühmte Dutreuil wurde gerufen, ihm zu helfen, und veranlaßte den jungen Mann, das Studium der Natur unter seiner Leitung zu betreiben. Sechs Jahre lang blieb er unter der Leitung Dutreuils und die Größe, welche Cabanis endlich als Arzt und Physiologe erlangte, rechtfertigte zur Genüge die Voraussicht seines früheren Freundes und Lehrers.

Oft wird ein Knabe von wirklich schöpferischem Genie für einfältig und oberflächlich gehalten, nur weil seine besondere Befähigung keine Gelegenheit gehabt hat, ans Licht gebracht zu werden. Als der gefeierte Orientalist Klaproth auf der Berliner Universität studierte, wurde er für besonders schwer=

fällig gehalten. Eines Tages sagte sein Examinator zu ihm: „Aber, mein Herr, Sie können auch gar nichts!“ — „Entschuldigen Sie“, antwortete Klaproth, „ich kann Chinesisch.“ Diese Antwort erregte eben so viel Überraschung wie Mißtrauen. Aber bei Nachfrage fand man, daß der Knabe, ohne Hülfe und im geheimen, wirklich eine der schwierigsten Sprachen des Ostens bewältigt hatte. Dieser Umstand bestimmte die Richtung seiner Studien und den Erfolg seines Lebens. Dasselbe war der Fall mit Linné, bis sein wahres Genie entdeckt wurde. In der Schule war er ein Einfaltspinsel, aber in Garten und Wald war er ein Wunder. Eben so Sir Joseph Banks, der als Knabe so übermäßig in das Spiel vernarrt war, daß er fast gar nichts in der Schule lernte; aber als die Schönheit der wilden Blumen in den Hecken bei Eton seine Bewunderung erregten, widmete er sich von dieser Zeit an mit dem ganzen Eifer seiner Natur dem Studium der Botanik und Naturgeschichte.

Das Genie des Generals Menabrea, des frühern Premierministers Italiens, entfaltete sich schon früh auf merkwürdige Weise. Als Knabe war er wegen eines Vergehens zu einsamer Haft in einem abgelegenen Zimmer in seines Vaters Schloß verurteilt worden. Er machte sich sofort

daran, in einen Teil der Wand eine Bresche hineinzuarbeiten, und hörte nicht eher auf, bis er seinen Weg zu seiner Mutter zurückgefunden hatte, vom Kopf bis zu den Füßen mit Kalk und Ziegelmehl bestäubt. Auf der Universität zu Turin gab er sich mit solchem Eifer seinen mathematischen Studien hin, daß er, um sich irgend ein kostbares wissenschaftliches Werk zu verschaffen, an welches er sein Herz gehängt hatte, den größten Teil seiner Kleider verkaufte und von seinem Schwager, dem Grafen Brunet, überrascht wurde, wie er mitten im kalten Winter, in seine Berechnungen vertieft, in einem leichten Sommeranzug da saß — dem einzigen Teil seiner Garderobe, der ihm geblieben war. Dies waren die frühen Kundgebungen eines Genies, welches sich später in der Leitung der Belagerungsoperationen vor Ancona und Gaeta entfaltete und zu der Einnahme dieser wichtigen Festungen führte.

Es giebt auch Fälle, daß die Menschen in ihrer Jugend brach gelegen zu haben scheinen und augenscheinliche Beweise ihrer Geisteskräfte erst im mittleren Lebensalter oder in ihren alten Tagen geben. Es ist die Eigentümlichkeit manches Geistes wie mancher Pflanze, zu verschiedenen Zeiten des Lebens zur Blüte zu gelangen, manchmal im Frühling, manchmal im vollen Sommer oder auch erst im Herbst. Ebenso zeigen

die Menschen oft nicht, bis zu welcher Entwicklung sie gelangen können, weil ihnen die Gelegenheit dazu fehlt. Obgleich Cäsar erst verhältnismäßig spät zur Macht gelangte, hatte er sich als Jüngling schon durch großen persönlichen Mut ausgezeichnet. Er wurde mit 35 Jahren zum Ädilen gemacht, mit 41 zum Konsul, worauf er mit 42 Jahren den Oberbefehl über die römischen Streitkräfte in Helvetien und Gallien übernahm. Mit 52 Jahren focht und gewann er die Schlacht bei Pharsalus gegen Pompejus, der damals über 58 Jahre zählte. Dennoch war Cäsar als Staatsmann noch größer denn als Feldherr, und in seiner Eigenschaft als Diktator, wie später als Imperator, drückte er mehr als irgend ein anderer Mann der Politik und Geschichte des römischen Reichs den Stempel seines Geistes auf.

Oliver Cromwell war schon in vorgerücktem Alter, bevor er irgend welche Anzeichen seiner besonderen Fähigkeit als Soldat gab. Er hatte vor seinem 40. Lebensjahre durchaus keine Erfahrung im Kriegführen. Er wurde zuerst Hauptmann einer Truppe mit 43 Jahren, darauf Oberst mit 44 Jahren. Im folgenden Jahre, an die Spitze der Parlaments-Kavallerie gestellt, trug er hauptsächlich zum Siege bei Marston Moor bei; mit 46 Jahren gewann er die Schlacht bei Naseby.

Er verlor als Soldat nie eine Schlacht. Mit 54 Jahren wurde er zum Lord Protektor von England erwählt.

Sein fähigster Beistand war Oberst, später Admiral Blake. Derselbe stand schon im mittlern Lebensalter, als er das ruhige Leben eines Landedelmanns aufgab. Nachdem er sich als Soldat ausgezeichnet hatte, erhielt er mit 54 Jahren den Oberbefehl über die Parlaments-Flotte und in dieser Eigenschaft stieß er mit Van Tromp zusammen, der einen Besen auf der Mastspitze führte, zum Zeichen, daß er das Meer von englischen Schiffen rein fegte. Blake zwang Van Tromp, seinen Besen zu entfernen, denn er traf mit ihm zusammen in der Meerenge von Dover, griff ihn an, schlug ihn und zwang ihn zur Flucht. Van Tromp wurde seines Oberbefehls entsetzt und erhielt als Nachfolger De Ruyter und Cornelius De Witt. Aber beiden erging es nicht besser unter Blakes Händen. Er nahm die holländischen, auf der Heimreise begriffenen Kauffahrteischiffe als Prise, säuberte den Kanal von holländischen Schiffen und trieb die holländische Flotte in ihren Hafen. Van Tromp wurde aufs neue zum Admiral ernannt und durchkreuzte den Kanal mit 80 Kriegsschiffen, um die 40 Schiffe Blakes aufzusuchen. Blake wurde bei dieser Gelegenheit geschlagen und

Van Tromp hißte aufs neue seinen Besen auf. Aber nicht auf lange Zeit. Blake stach wieder in See mit achtzig Schiffen und trieb nach langem Kampfe, der drei aufeinanderfolgende Tage währte, die holländische Flotte nach Calais, mit Verlust von elf Kriegsschiffen und dreißig Kauffahrteischiffen. Er schloß sich auch der entscheidenden Schlacht zwischen Van Tromp und den Generalen Deane und Monk an, in welcher Van Tromp getötet wurde. Admiral Blake leistete noch weitere große Dienste und fuhr fort, die Tapferkeit der englischen Flotte zu behaupten. Er starb mit 59 Jahren an Bord seines Schiffes, als er, bei seiner Rückkehr von Cadiz, in Plymouth einlief.

Dandolo wurde mit 84 Jahren zum Dogen von Venedig erwählt. Mit 94 Jahren und erblindet erstürmte er Konstantinopel; der Thron des östlichen Reiches wurde ihm angeboten, was er jedoch ablehnte, worauf er, 97 Jahre alt, als Doge starb. Washington war schon in reiferen Jahren, als er die große Laufbahn seines Lebens betrat. Dumouriez war über fünfzig Jahre alt, bevor er einen Schauplatz für seine militärische Begabung finden konnte; von da ab hatte er jedoch ganz Europa als Zuschauer.

Der alte österreichische General Radetzky erfocht seinen großen Sieg bei Novara erst mit 83 Jahren.

Er hatte lange Jahre vorher im Dienst gestanden, aber nie eine Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen. Er bombardierte Venedig und nahm es nach dreimonatlichem heroischen Widerstand; er wurde darauf General-Gouverneur der österreichischen Provinzen in Italien und zog sich erst im 90. Lebensjahre von seinem Beruf zurück.

Obgleich Lord Clyde im Jahre 1808 in die Armee eintrat und in den Schlachten bei Vimiero und Corunna mitkämpfte, mußte er lange warten, bis er zum Oberst ernannt wurde. Er war fast fünfzig Jahre alt, als er sich nach China als Befehlshaber des 78. Regiments einschiffte. Mit 62 Jahren erhielt er den Oberbefehl über die Hochlands-Brigade in der Krim und mit 65 Jahren vollführte er sein Meisterstück, indem er Lucknow befreite und den indischen Aufstand unterdrückte.

Moltke war in dem reifen Alter von 66 Jahren noch wenig bekannt. Er hatte schon vor langer Zeit eine Geschichte des Krieges zwischen der Türkei und Rußland im Jahre 1828 und 1829 geschrieben, und in der englischen Übersetzung des Werkes, die im Jahre 1854 herausgegeben wurde, war Moltke von dem Herausgeber als „Hauptmann in der preußischen Armee, inzwischen verstorben“ bezeichnet worden. Der große Stratege lebte jedoch, um in seinem 70. Lebensjahre die

Schlacht bei Sedan zu gewinnen. Soldaten, die bisher keine Gelegenheit gehabt haben, sich auszuzeichnen, können frischen Mut fassen angesichts dieser Thatsache.

Manchen Menschen schlägt eine Sache fehl, während sie in einer andern Erfolg haben. Addison fiel durch als Redner und Dramaturg; sein erstes Stück „Rosamund“ wurde ausgezischt auf der Bühne; aber seine litterarischen Arbeiten in den Zeitschriften „Der Schwätzer“ und „Der Zuschauer“ waren die reizendsten Essays von der Welt. Otway fiel durch als Schauspieler, sein Drama „Das gerettete Venedig“ hatte hingegen einen ungeheuern Erfolg. Der wohlbekannter Schauspieler Sothern sagte einmal öffentlich, daß der erste Teil seiner dramatischen Laufbahn eine fortwährende Reihe von Entlassungen wegen Unfähigkeit gewesen sei.

Wir können viele Männer von litterarischer Bedeutung anführen, die sich aus der Dunkelheit zu späterem Ruhm im Leben emporgerungen haben. Sterne, zuerst ganz unbeachtet, veröffentlichte sein erstes Werk „Tristram Shandy“ mit 47 Jahren, und seine „Sentimentale Reise“ mit 55 Jahren. De Foe veröffentlichte erst mit 58 Jahren den ersten Teil seines populären Werkes „Robinson Crusoe“. Richardson fing erst im 50. Jahre an, die Romane zu verfassen, die seinen Ruhm begründet

haben; er vollendete „Clarissa Harlowe" erst kurz vor seinem 60. Lebensjahre. Als Knabe freilich zeichnete er sich aus durch den Strom seiner Erfindungsgabe, wenn er seinen Schulkameraden Geschichten erzählte, „alle selbst ausgedacht". Zu gleicher Zeit war er ein Liebling der Mädchen in seiner Nachbarschaft, denen Richardson die Liebesbriefe an ihre Schätze schreiben mußte.

Fielding schrieb „Tom Jones" und Rousseau „La nouvelle Héloïse" ungefähr in demselben Alter, wo Richardson „Pamela" schrieb. Dr. Johnsons „Leben der Dichter", vielleicht sein bestes Werk, wurde drei Jahre vor seinem Tode, in seinem 75. Jahre, geschrieben. Ben Jonson starb mit 63 Jahren und schrieb noch auf seinem Totenbette das Fragment seines köstlichen Schäfergedichtes: „Der traurige Schäfer". Longfellow verfaßte sein geistreiches und zartempfundenes Gedicht: „Über das Greisenalter", welches er der Bowdoin-Universität widmete, an seinem 70. Geburtstage. Die Königin von Rumänien hat gesagt: „Die Güte der Kinder ist engelhaft, aber die Güte der Greise ist göttlich".

Der Historiker John Speed veröffentlichte sein erstes Buch in seinem 66. Lebensjahre, nachdem er so lange seinen Lebensunterhalt durch fleißige

Ausübung des Schneiderhandwerks verdient hatte. Der ältere Scaliger, der in seiner Jugend Page, dann Soldat war, legte sich erst spät im Leben auf das Studium der Wissenschaften und das erste seiner zahlreichen Werke erschien nicht vor seinem 47. Lebensjahre. Der berühmte Botaniker und Zoologe Lamarck trat in seinem 17. Jahre in die französische Armee; er diente fünfzehn Jahre als Soldat und machte viele Schlachten mit, sich überall durch seine Tapferkeit auszeichnend. Endlich wurde er ernstlich verwundet und gezwungen, sich vom Militärdienst zurückzuziehen. Er war fast vierzig Jahr alt, als er sein erstes Werk über Botanik veröffentlichte, nachdem er unter Jussieu im Jardin des Plantes gearbeitet hatte. Mit fünfzig Jahren begann er Vorlesungen zu halten und setzte sie 25 Jahre lang fort. Obgleich er blind und gebrechlich wurde, blieb er immer gleich fleißig und arbeitsam. Sein letztes Werk „Aufsätze über die Muscheln" stellte er mit Hülfe seiner Tochter her und starb in dem hohen Alter von 86 Jahren.

Scaliger und Lamarck waren beide in jungen Jahren Soldat gewesen. Es ist zu beachten, welch eine große Anzahl berühmter Männer ihre Gewöhnung zur Ordnung, zum Gehorsam und zur Arbeit ihrem frühern Leben im militärischen Dienst verdanken. Das Waffenhandwerk, anstatt ein Hinder-

nis zu sein, kann in Wirklichkeit eine Hülfe für das spätere Leben werden. Zwang, Ordnung, Gehorsam und Mut sind für jeden Beruf von Nutzen und besitzen einen mächtigen Einfluß auf die Bildung des Charakters. Auf alle Fälle entwickeln sie die Kraft zur geordneten Konzentrierung, die wesentlich ist für die Entfaltung des wahren Genies. Blickt zum Beispiel auf die folgende kurze Liste ausgezeichneter Soldaten: in Griechenland — Sokrates, Äschylos, Sophokles, Xenophon; in Italien — Julius Cäsar, Horaz, Dante und andere; in Spanien und Portugal — Cervantes, Calderon, Camoens, Lope de Vega, Ignatius Loyola; in Frankreich — Descartes, Maupertuis, De la Rochefoucauld, Lacépède, Lamarck, Paul Louis Courier; in England — Chaucer, Ben Jonson, Philip Sydney, Algernon Sydney, George Buchanan, Davenant, Farquhar, Lovelace, Withers, Otway, Bunyan, Steele, Sotheby, Cobbett, Murchison.

Es war die Absicht des gefeierten John Hunter, als Soldat Dienste zu nehmen, als sein Bruder William ihn nach London einlud, mit der Bitte, ihm bei seinen anatomischen Sektionen behülflich zu sein. Er machte dort solche Fortschritte, daß es ihm, im Alter von 27 Jahren, gestattet wurde, sich an den Vorlesungen zu beteiligen. Doch erst

in seinem 44. Jahre veröffentlichte er sein erstes Werk — die Einleitung zu einer „Abhandlung über die Zähne“. Von nun an lieferte er zahlreiche originelle und höchst schätzenswerte Beiträge zur Medizin, Chirurgie und Physiologie. John Hunters Museum ist übrigens sein bestes Denkmal.

Unter den Schriftstellern von später Reife können wir De Bonald anführen, der, nach der Aussage von Saint Beuve, vierzig Jahre alt war, bevor er daran dachte, zu schreiben, oder es sich träumen ließ, daß er Schriftsteller werden könnte. William Hutton von Birmingham ging erst mit 56 Jahren unter die Schriftsteller, worauf er noch vierzehn Werke schrieb, das letzte von ihnen in seinem 85. Lebensjahre. Der Geistliche W. Kirby schrieb seine „Bridgewater-Abhandlung über die Gewohnheiten und Instinkte der Tiere“ in seinem 70. Lebensjahre. Wenige Jahre später gab er seine „Fauna Boreali Americana“ heraus und starb mit neunzig Jahren, ein Beweis für die friedvolle Gemütsrichtung bei der Beschäftigung mit der Natur.

Es giebt viele Beispiele von wunderbar begabten alten Leuten, die den Verfall des Alters und selbst die Verwüstungen der Krankheit Lügen zu strafen scheinen. Disraeli hat gesagt, daß die Last des Alters vielen genialen Männern gänzlich unbekannt

geblieben ist, denn sie haben ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten bis an ihr Lebensende bewahrt. Platon starb mit der Feder in der Hand, im Alter von 81 Jahren. Cato erlernte die griechische Sprache in seinem 60. — einige sagen in seinem 80. — Lebensjahre, um die griechischen Dramen im Original lesen zu können*). Cicero verfaßte seine schöne Abhandlung „Über das Alter" mit 63 Jahren, ein Jahr vor seinem gewaltsamen Tode.

---

*) Montaigne, der die Werke des Alters mißbilligte, sagt darüber: „Was sie da unter anderen Dingen von Cato berichten, daß er hochbetagt sich noch auf die Erlernung der griechischen Sprache mit so gierigem Eifer gelegt habe, als wolle er einen heftigen Durst stillen, macht ihm gerade nicht viel Ehre, denn es ist eigentlich das, was wir nennen: zweimal ein Kind sein". (Essais, II. Buch, 28. Kap.: „Jedes Ding hat seine Jahreszeit".) An einer andern Stelle sagt er: „Manchmal unterliegt der Körper zuerst dem Alter, manchmal der Geist, und ich habe Leute genug gesehen, die in ihrem Kopfe früher schwach wurden als in ihren Beinen und in ihrem Magen". (I. Buch, 57. Kap.: „Vom Alter".) Und an andrer Stelle: „Die Reife hat ihre Mängel wie die Blütezeit, ja noch schlimmere; das Alter ist eben so ungeeignet zu dieser Art der Beschäftigung (Schriftstellerei) wie zu jeder andern; wer sein abgelebtes Zeug dem Druck übergiebt, spielt den Narren, weil er glaubt, noch irgend etwas herauspressen zu können, was nicht nach kindischem Blödsinn schmeckt. Unser Verstand verstopft und verdickt sich, wenn wir älter werden". (III. Buch, 12. Kap.: „Von der Physiognomie".)

Galilei vollendete seine „Gespräche über die Bewegung“ mit 72 Jahren. Er war mit seinem Schüler Torricelli beschäftigt, dasselbe Werk fortzusetzen, als ihn der Tod in seinem 78. Jahre abrief. Der Geist dieser Männer wuchs, erweiterte und vertiefte sich mit der Zeit. „Das ist ein schlechter Wein“, sagte Lord Jeffrey, „der mit dem Alter sauer wird.“

Unter den anderen alten Leuten, die noch zur Belehrung oder Unterhaltung fremde Sprachen erlernten, waren auch Dr. Johnson und James Watt. Sie wünschten zu erproben, ob ihre geistigen Fähigkeiten mit dem Alter sich vermindert hätten. Johnson lernte niederländisch mit 71, und Watt deutsch mit 75 Jahren. Beide beherrschten diese Sprachen und fanden, daß ihre geistigen Fähigkeiten ungeschmälert waren. Thomas Scott begann mit 56 Jahren das Studium des Hebräischen, aber Goethe war 64 Jahre alt, als er das Studium der orientalischen Litteratur begann. Er starb mit 83 Jahren im vollen Besitz aller Kräfte des Denkens und der Einbildungskraft*).

*) Als Dr. Cumberland, der gelehrte Bischof von Peterborough, 83 Jahre alt war, widmete ihm Dr. Wilkins eine Abschrift seines koptischen Testamentes. Der Bischof begann sofort, ein zweiter Cato, das Studium der Sprache, welche er in kurzer Zeit beherrschte.

Spät im Leben erlernte Lord Camden, nachdem er schon Großkanzler geworden war, das Spanische, zu dem Zweck, die Romanzen jener Sprache lesen zu können, nachdem er die der englischen, französischen und italienischen Sprache alle kennen gelernt hatte. Alexander v. Humboldt schrieb die letzte Seite seines „Kosmos“ in seinem 90. Jahre und starb einen Monat nach dessen Vollendung. Der ehrwürdige Leopold v. Ranke setzte seine Arbeiten acht Stunden täglich bis zu seinem 91. Lebensjahre fort und seine letzten Schriften waren fast eben so gut wie seine ersten.

Irgend ein Schriftsteller hat gesagt, daß nach vollendetem 40. Lebensjahre der Geist keine neuen Eindrücke aufnehmen könne; doch mögen sich die Studierenden vorgerückten Alters mit der Thatsache trösten, daß Dr. Priestley noch nichts von Chemie wußte, als er jenes Alter erreicht hatte. In einem Briefe an Sir Humphrey Davy, den er in seinem 68. Jahre schrieb, sagte Dr. Priestley: „Ein so alter Experimentator ich auch bin, war ich doch beinahe vierzig Jahre alt, ehe ich irgend welche Experimente mit den Luftarten machte und dann auch noch gewissermaßen ohne vorhergehende Kenntnis der Chemie“. In seinem 41. Jahre entdeckte er den Sauerstoff, und den Chlorwasserstoff, das Kieselfluorid, das Stickstoffoxydul, das Kohlenoxyd

und andere Gase in den nachfolgenden Jahren. Dr. Thomson hat von ihm gesagt: „Niemand begann je das Studium der Chemie in unvorteilhafterer Lage als Dr. Priestley und doch haben wenige einen ausgezeichneteren Standpunkt darin eingenommen oder eine größere Menge neuer und wichtiger Thatsachen festgestellt als er“.

Die großen Astronomen sind großenteils alte Männer geworden im vollen Besitz ihrer Fähigkeiten. Sie haben gefunden, daß die Arbeit der göttliche Trost des Alters ist; sie sind eben so stark im Ertragen wie stark im Hoffen. Wir haben schon Galilei erwähnt, wie er blind und körperlich hülflos sein letztes Werk diktierte. Hevelius beobachtete mit Eifer die Himmelskörper bis zu seinem 76. Jahr, und Copernicus bis zu seinem 70. Newton schrieb mit 83 Jahren eine neue Vorrede zu seinem Werk „Principia“. Flamsteed, Halley, Bradley, Maskelyne und Herschel erreichten alle ein hohes Alter. Und Mrs. Somerville, die Verfasserin des „Mechanismus des Himmels“, schenkte der Welt ihr letztes Werk „Die Wissenschaft der Atome und des Mikroskops“, in dem hohen Alter von 89 Jahren. Als man Delambre vorwarf, daß die auf einander folgenden Teile seiner „Geschichte der Astronomie“ zahlreiche Verbesserungen enthielten, die bis zu Abhandlungen anwuchsen, über Gegenstände der vorher-

gehenden Teile, antwortete der Greis: „Ich habe eine sehr kurze Antwort darauf: Ich begann dieses Werk im Alter von 63 Jahren; ich bin jetzt 72 Jahre alt, und wenn ich mit dem Druck hätte warten wollen, bis ich nichts mehr hinzuzufügen oder auszustreichen gehabt hätte, würde es verloren gewesen sein".

Große Staatsmänner und Richter haben zum größten Teil eine lange Lebensdauer gehabt. Es kommt wohl daher, daß nichts das Leben so sehr erhält als ein starkes Interesse für eine Sache. Träge Menschen verschwinden, aber thätige Menschen leben weiter. Übung aller Fähigkeiten ist notwendig zur Gesundheit, sowohl für den Greis wie für den Jüngling. Müßiggang führt zur Entartung der Muskeln, des Herzens und des Gehirns und zur raschen Abnahme der geistigen Kräfte. Dr. Lordat, der berühmte Physiologe von Montpellier, bestätigt, daß die Körperkraft, doch nicht die Kraft des Geistes, im Alter schwindet, wenn dasselbe seine herbstliche Färbung über das grüne Laubwerk des Lebens legt. „Es ist nicht wahr", sagt er, „daß der Verstand schwächer wird, nachdem die Kraft des Körpers ihren Kulminationspunkt überschritten hat. Der Verstand erlangt mehr Schärfe während der ersten Hälfte jenes Abschnittes, den man als Alter bezeichnet. Es ist deshalb unmöglich,

irgend eine Periode des Lebens als Zeitpunkt zu bestimmen, wo die Geisteskräfte eine Abnahme erleiden."

Die Lords Eldon, Brougham, Lyndhurst und Palmerston waren eben so bedeutend in ihrem Alter wie in ihrer Jugend. Eldon starb mit 86 Jahren und blieb bis kurz vor seinem Tode in dem vollen Besitz seines bewunderungswürdigen Verstandes. Brougham schien lange der Zeit und dem Tode zu trotzen, bis er endlich, in seinem 90. Jahre, dem großen Despoten unterliegen mußte. Lyndhurst hielt in der Nacht, wo er in sein 90. Lebensjahr trat, im Oberhaus eine Rede von unvergleichlicher Klarheit, Scharfsinnigkeit und Bedeutung, dadurch beweisend, daß seinen gewaltigen Geist keine Wolke trübte. Er lebte danach noch weitere zwei Jahre, immer gleich klar und umsichtig bis zum Ende.

Palmerston war einer der jüngsten Männer im Unterhause. Er blieb bis zu seinem Ende ein alter Knabe. Stets war er der heitere, lärmende, ewig jugendliche Held der Debatte und durchweg der Typus des arbeitenden Staatsmannes. Er war „immer in einem Triumph oder in einem Kampf begriffen", und die Arbeit schien seine Lebensgeister anzuregen, zu erhöhen und zu verlängern. Er war eine längere Reihe von Jahren

Premierminister, als irgend ein anderer Mann dieses Jahrhunderts, mit Ausnahme Lord Liverpools, und behauptete bis zum Tode seine wunderbare Popularität. Die Menschen glaubten an seine Festigkeit, seine Wahrheitsliebe, seine Rechtschaffenheit und seinen Patriotismus; er starb als Premierminister in seinem 81. Jahre.

Die Verwalter des Gesetzes sind immer eben so berühmt wegen ihrer Lebenszähigkeit gewesen wie die Gesetzgeber. Sir Edward Coke fiel mit achtzig Jahren vom Pferde; sein Kopf schlug auf scharfe Baumstümpfe und das Pferd fiel auf ihn. Dennoch lebte er noch länger als ein Jahr und verbrachte die letzten Tage seines Lebens damit, daß er seine zahlreichen Gesetzwerke zur Veröffentlichung herrichtete. Sir Matthew Hall legte das Amt des ersten Oberrichters am Oberhofgericht mit 67 Jahren nieder. Mansfield starb mit 89 Jahren, doch blieb sein Geist glänzend und kraftvoll bis zum Tode. Die Lords Stowell, Hardwicke, Campbell erreichten ein hohes Alter. Einige Richter sind sogar in der Ausübung ihrer Pflichten so lange verblieben, daß sie viel Unzufriedenheit unter den aufstrebenden jüngeren Gliedern des Gerichtshofes erregten. Lefroy war bis zu seinem 90. Jahre Lord-Oberrichter am irländischen

Gerichtshof. Sein langes Verweilen im Dienst wurde zum Gegenstand einer Streitfrage in der irländischen Presse sowohl wie im Oberhaus gemacht. Und doch war, wie er immer sagte, sein Urteil eben so gut und seine Erfahrung sogar größer als in früheren Jahren. Der Lord-Oberrichter der Schatzkammer Pollock wurde aus seiner Stellung förmlich vertrieben durch den Lärm, welchen die englische Presse erhob. Er zog sich mit 83 Jahren zurück und unterhielt sich mit der Photographie, indem er Präsident der Photographischen Gesellschaft wurde. Nie hörte er auf, sich auf das höchste für die Mathematik zu interessieren. Er starb vier Jahre nach seinem Austritt, in seinem 87. Lebensjahre. Wir müssen deshalb vorsichtig sein mit unsrem Urteil, da Lord Chelmsford im Oberhause sagte: „Wenn wir die geistige Fähigkeit des Alters erwägen, ist es nie zu spät, zu beginnen, und es scheint, als sei es nie zu spät, aufzuhören“.

Die Arbeit, nicht der Müßiggang, führt zu Genuß. Der Müßiggang verzehrt die Menschen mehr, als Rost das Eisen. Er führt zu Entartung und zur Verschwendung der Lebensfähigkeit. Der faule Mensch schwindet aus dem Dasein aus bloßem Mangel an einer Sache, welcher er sich ganz widmen mag. Welch ein Verschwender des

Lebens ist derjenige, welcher keine Lieblingsbücher, keinen Schatz von Gedanken, keine glückliche Erinnerung hat an das, was er gethan, erfahren oder gelesen hat. Der Seifensieder, der an seine Tonne zurückging, um Seife zu sieden, ist besser als der reiche Mann, der sich zurückzieht, um nichts zu thun. Die Abendstunden des Lebens können die schönsten sein, wie solche Blumenblätter am schönsten sind, deren Knospe sich zuletzt erschließt.

Wir haben von dem Fall des James Watt gesprochen. Während seines früheren Lebens, wo er sich mit seinen Erfindungen beschäftigte, war er gleich Carlyle mit schwacher Verdauung behaftet, litt an folternden Kopfschmerzen und war oft so weit, des Lebens überdrüssig zu werden. Aber als er älter wurde, verließen ihn seine Beschwerden und im Laufe der Zeit konnte er die Freuden eines schönen Alters genießen. Er las seine Lieblingsbücher und wechselte seine Beschäftigung, indem er Erfindungen machte, Gärtnerei trieb oder Ausflüge nach London und Wales unternahm. Er „verwünschte“ nicht länger seine Erfindungen, sondern dachte seine alten Pläne noch einmal durch und machte neue. „Was ist das Leben“, sagte er, „ohne irgend ein Steckenpferd?“ Als er in seinem 82. Jahre in Edinburg mit Walter Scott, Lord Jeffrey und vielen anderen zusammen-

traf, entzückte sie der „bewegliche, gütige, liebenswürdige alte Mann", wie Walter Scott ihn nennt, durch seine Heiterkeit eben so sehr, wie er sie in Erstaunen setzte durch die Ausdehnung und Tiefe seiner Kenntnisse. „Es machte den Eindruck", sagte Jeffrey, „als sei jeder Gegenstand, der zufällig im Gespräch berührt wurde, sein besonderes Studium gewesen." Er fuhr fort zu erfinden und seine Erfindungen zu vervollkommnen und beschenkte seine Freunde mit den ersten Manuskriptabzügen seiner Kopiermaschine, als „den Erzeugnissen eines jungen Künstlers, der soeben in sein 83. Lebensjahr getreten". Im folgenden Jahre entschlief James Watt ganz sanft unter den Thränen der trauernden Freunde, die sein Totenbett umstanden. „Ich halte ihn", sagte der Dichter Wordsworth, „in Anbetracht der Größe und Allgemeinheit seines Genies, für einen der außerordentlichsten Männer, die sein Land je erzeugt hat; er suchte nie einen großen Platz zur Entfaltung, sondern war zufrieden, in jener Ruhe und Bescheidenheit sowohl des Geistes wie der äußeren Verhältnisse zu arbeiten, in der alles, was wahrhaft groß und gut ist, allein gedeihen kann."

Das Alter ist nur der Schatten des Todes, doch kann, während des Lebens, die Pflicht ein unendlich großes Resultat daraus ziehen. Die

wahre Vorbereitung auf das Alter ist ein reines Leben voll Pflichttreue, die dessen beste Errungenschaft bleibt, gleichviel ob es von langer oder kurzer Dauer ist. Der Winter des Lebens braucht keine Zeit der Unzufriedenheit zu sein, sondern er ist eine Zeit der Hoffnung, der Freude und des ewigen Friedens.

Fünftes Kapitel.

Vererbung von Talent und Genie.

„Laßt uns die berühmten Männer preisen und unsere Väter, die uns erzeugten."
Jesus Sirach.

„Glücklich ist der Mensch, der seinen Stammbaum zeichnen kann, Vorfahr auf Vorfahr, und die eisgraue Zeit mit dem grünen Mantel der Jugend bekleidet." Jean Paul Richter.

„Das Gefühl für die Vorfahren ist nicht nur der menschlichen Natur angeboren und besonders ersichtlich bei den vornehmeren Geschlechtern der Welt, sondern es trägt auch in nicht geringem Maße zur Dauerhaftigkeit der Königreiche in den schlimmsten Zeiten bei, wie es sicherlich besonders lebendig in den besten zu finden ist."
James Hannay.

„Edle Söhne werden nicht immer von edlen Vätern erzeugt, noch das Böse vom Bösen, denn es giebt nichts Zuverlässiges hienieden."
Sophokles.

„Ihr edlen Herren und Herolde, mit Verlaub,
Hier liegt Matthäus Priors vermodernder Staub;
Sein Stammbaum von Adam und Eva datiert, —
Ob Bourbon den seinen noch älter führt?"
Priors Grabschrift auf sich selbst.

Wie die Menschenrassen ihresgleichen erzeugen, so thun dies Individuen von Männern und Frauen. Die Rassen fahren fort, die Gestalt und Beschaffen-

heit ihres Körpers, ihre Gesichtszüge, ihren allgemeinen Charakter von Generation auf Generation zu bewahren; dasselbe thun die Individuen. Die Eingeborenen Chinas, Japans, Indiens und des Ostens sind dieselben jetzt, die sie vor tausenden von Jahren waren. Die Beduinen (Araber) von Abrahams Zeiten sind die Beduinen (Araber) des 19. Jahrhunderts. Eben so ist es in Europa, trotz der Vermischung der Rassen. Das Bild der Germanen, wie es Tacitus gezeichnet, kann noch gelten als das Bild der Germanen heutigen Tages, nur mit dem Unterschiede, daß die modernen Germanen Kleider anstatt der Tierhäute tragen und mit Schießgewehren bewaffnet sind anstatt der Bogen und Speere. Julius Cäsar beschreibt in seinen „Annalen“ die Gallier, wie wir sie noch finden, eben so wie Giraldus Cambrensis in seinen Werken die Irländer und Walliser beschrieben hat.

Auf gleiche Weise pflanzen Familien ihre Ebenbilder fort. Söhne und Töchter gleichen ihren Vätern und Müttern und erben deren Konstitution, deren Gesichtszüge, Temperament und Charakter. Durch Wechselheiraten sind sie ohne Zweifel Veränderungen unterworfen. Die männliche Nachkommenschaft trägt gewöhnlich mehr die Merkmale des Vaters und die weibliche die der Mutter. Gewisse Eigentümlichkeiten verschwinden, während

andere mehr zum Vorschein kommen, denn obgleich die Eigenschaften der Erzeuger zerstreut werden können, hält die menschliche Gesellschaft sie insgesamt zurück, und der Charakter der Rasse bleibt unverwischt.

Selbst besondere Gesichtszüge und Eigentümlichkeiten werden in den Familien viele Generationen hindurch erhalten. Manchmal verschwinden sie in einem Sohne oder einer Tochter, um in einem Enkel oder einer Urenkelin wieder zum Vorschein zu kommen. Durch eine Mißheirat vor ungefähr 140 Jahren wurde einer gewissen adeligen Familie Indianerblut eingeimpft, und von Zeit zu Zeit taucht das dunkle Gesicht wieder auf, obwohl die übrige Familie hellgefärbt bleibt. Wer jemals die Ahnengalerie in einem alten Erbhause durchwandert hat, wird dieselbe Form der Gesichtszüge immer wieder sich erneuern sehen, obwohl die Besitzer derselben hunderte von Jahren auseinander gelebt haben.

Manchmal tritt die Ähnlichkeit mit einem Vorfahren erst in der Todesstunde hervor, und manchmal erst nach dem Tode. Sir Thomas Browne beschreibt in einem Briefe an einen Freund einen sterbenden Mann, der „nicht sein eigenes Angesicht behielt, sondern wie sein Onkel

aussah, dessen Gesichtszüge tief und unsichtbar in dem vorher lebensvollen Antlitz gelegen haben mußten“. Der gekrönte Dichter hat dieselbe Thatsache in seinem „In memoriam“ anerkannt:

„Wie oft, wenn auf ein Menschenantlitz
Des Todes Schatten sich gelegt,
Ihr eine Ähnlichkeit erblicket,
Die eines Ahnherrn Züge trägt*).“

In einer kürzlich zeitweise stattgefundenen Ausstellung von nationalen Porträts erschien die Vererbung der Familienzüge sehr ersichtlich in der Bildung des Kopfes, der Gestalt der Nase, der Farbe und dem Ausdruck des Auges, der Färbung des Haares, der Form der Hände und der Haltung

---

*) Southey sagt: „Habt ihr jemals bemerkt, wie sehr das Alter die Familienähnlichkeit zum Ausdruck bringt, welche, so zu sagen, unterdrückt, während die Leidenschaften und das Getriebe der Welt die einzelnen Teile vergrößerten, im Alter wieder (wie in der Kindheit) hervortritt und den Zügen, vor deren Auflösung, ihren ursprünglichen Charakter verleiht? Ich habe einige schlagende Beweise dieser Behauptung gesehen — einen Bruder und eine Schwester — die sich im mittleren Lebensalter in Gesicht und Charakter so unähnlich waren, wie es überhaupt zwei Personen nur sein können, und zuletzt wie Zwillinge sich glichen. Ich sehe jetzt meines Vaters Züge im Spiegel, aus dem sie mir niemals entgegengeblickt hatten“.

des Körpers*). Darwin führt mehrere erläuternde Beispiele an, welche eben so seltsam in ihrer Art sind wie seine Erläuterungen der sich fortpflanzenden Gewohnheiten eines Tümmlers**). Es giebt besondere Züge, welche verschiedenen Familien eigentümlich sind. Es giebt auch moralische Züge; manche Familien sind geschwätzig und theatralisch, während andere schweigsam und verschlossen sind.

Die Carlisle Howards zeigen die volle Familienunterlippe; die Shaftesburys das lange schmale Gesicht; die Dalrymples of Stair die scharfe, aufgestülpte Nase, welche seit vielen Generationen der Familie verblieben ist. William Pitt hatte seine

---

*) Sir Walter Scott benutzte die Vererbung eines Familienzuges in seinem Roman „Redgauntlet", in welchem das Zeichen eines umgekehrten Pferdehufes mitten auf der Stirn sich vom Vater auf den Sohn vererbte.

**) Darwin sagt in seinem „Ursprung der Arten": „Ohne Zweifel ist es eine sehr überraschende Thatsache, daß Familienzüge wieder zum Vorschein kommen, nachdem sie während vieler, vielleicht an hundert Generationen verschwunden gewesen sind.... Wenn ein Zug, der bei einer Zeugung verlorengegangen ist, nach einer großen Anzahl von Generationen wieder erscheint, so ist die wahrscheinlichste Annahme, nicht, daß der Nachkömmling plötzlich einem Vorfahren, hundert Generationen zurück, nachartet, sondern daß in jeder der auf einander sich

Nase von seiner Mutter, die eine Frau von stark ausgeprägtem Charakter war. Das Granville-Gesicht stammt von der Mutter des Herzogs von Bridgewater. Eine besondere Dicke der Lippen ist seit Jahrhunderten in dem Hause Habsburg erblich gewesen, wie die Fülle der unteren und seitlichen Teile des Gesichtes unsere königliche Familie charakterisiert, von Georg I. bis zur Königin Victoria. Der jetzige Prinz von Wales gleicht ganz seinem Urgroßvater, Georg III., als derselbe in seinem Alter war.

Aber die charakteristischen Züge der königlichen Familie gehn viel weiter zurück als bis Georg I. Sie reichen bis zu den Stuarts durch Elisabeth, die Tochter Jakobs I. Die volle Wange und untere Kinnlade Jakobs I. verschwanden in seinem Sohne Karl I., kamen jedoch wieder zum Vorschein in seinen Enkeln Karl II. und Jakob II. und später in dem Prätendenten und seinem Sohne, Karl Eduard Stuart, zwischen dessen Porträt und dem der Königin Victoria eine auffallende Ähnlichkeit zu bemerken ist. Dieselbe Gesichtsbildung hat sich in

---

folgenden Generationen eine Neigung gewesen ist, den in Frage stehenden Zug zu reproduzieren, der schließlich, unter unbekannten günstigen Bedingungen, wieder zum Vorschein kommt".

den herzoglichen Familien Grafton und St. Alban erhalten, die von Karl II. abstammen. Die Ähnlichkeit zwischen dem verstorbenen Lord Frederick Beauclerk (bei Scarborough ertrunken) und jenem Monarchen soll fast zum Erschrecken gewesen sein*).

Die Bourbonen bewahrten mehrere Zeitalter hindurch ihre körperlichen und moralischen Eigenschaften. Sie sind durchweg verderbt, unlenksam und ungelehrig gewesen. Von Louis XIV. bis zu Karl X. haben sie sich durch ihre Beschränktheit, ihre Blindheit und Unfähigkeit, gerecht zu regieren, ausgezeichnet. Napoleon Bonaparte sprach von ihnen als von den „erblichen Eseln". Sie wurden von fast allen Thronen verbannt, die sie inne hatten — von Frankreich, von Spanien, von Neapel. Der österreichische Zweig behauptet sich, da der Monarch jetzt konstitutionell in seinen Bestrebungen ist. Die dicke Unterlippe, welche seit

*) A. Seymour sagt in den „Bemerkungen und Fragen", den 9. Januar 1869: „Noch ein andrer Zug charakterisiert unsere königliche Familie, das ist die Erinnerung an Gesichter, die sie von Jahr zu Jahr bewahren und die Anerkennung von persönlicher Anhänglichkeit. Dies hat sie schon seit vielen Generationen ausgezeichnet". Sir Arthur Helps bezieht sich ganz besonders auf diese Thatsache in dem ersten Heft von „Der Königin Tagebuch", welches er herausgab.

mehreren hundert Jahren Merkmal dieses Zweiges ist, soll durch die polnische Jagellonen-Prinzessin in die Familie gebracht worden sein; sie hat sich nie wieder verloren*).

Dieselben Eigentümlichkeiten von persönlichen Gesichtszügen und persönlichem Charakter sind, bis zu großer Ausdehnung, in der preußischen Monarchie erblich. Mr. Rosetti beobachtete in der Ahnengalerie des Hauses Brandenburg die auffallende Ähnlichkeit, welche seit Jahrhunderten unter den Gliedern desselben herrscht. Er hebt die Einzelheiten derselben hervor bei dem Kurfürsten Friedrich I. (1417), Friedrich II. (1440), Johann Cicero (1486) und Joachim I. (1499), die eine auffallende Ähnlichkeit haben mit der Physiognomie der verstorbenen Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., des unlängst verstorbenen deutschen Kaisers**).

---

*) Burton sagt in seiner „Zergliederung der Melancholie“, die er im ersten Teil des 17. Jahrhunderts schrieb: „Die österreichische Lippe und die indianische Plattnase haben sich fortgepflanzt“.

**) „Bemerkungen und Fragen“, 28. November 1868, S. 514. Die Edinburgh Review vom Oktober 1866 schreibt folgendermaßen über den erblichen moralischen Charakter der Fürsten der Hohenzollern-Familie: Das königliche Geschlecht von Preußen, bei weitem das begabteste der alten europäischen

Erblicher Charakter hat sich in den edlen Familien desselben Landes fortgepflanzt. Nehmt z. B. den Fall Bismarck. Der jetzige Fürst gehört einem Geschlecht an, welches zu allen Zeiten durch seine Männlichkeit, seine Zähigkeit und selbst seine Hartnäckigkeit sich hervorgethan hat. Das erste ausgezeichnete Glied der Familie trotzte seinem Bischof im Jahre 1338 mit solcher Hartnäckigkeit — obwohl es nur in einer Angelegenheit von lokaler Politik war —, daß es in den Kirchenbann gethan wurde und darin starb, ohne bereut und das letzte Sakrament empfangen zu haben*).

Gesichtszüge pflanzen sich auch fort. Lodges Porträt zeigt eine große Familienähnlichkeit, die sich durch sechs Generationen der herzoglichen Familie verfolgen läßt. Der Afrikareisende Bruce, stolz auf seine Abstammung von dem Normannen Robert Bruce, der so tapfer den Thron Schott-

---

Herrscherfamilien hinsichtlich der Fähigkeiten, hat immer ein volles Maß sowohl der Kraft wie der Schwächen des norddeutschen Charakters gezeigt. Generation auf Generation hat das Haus Hohenzollern Männer von scharfem praktischen Verstand, aber auch von Träumern erzeugt, die ebenfalls Männer von geistiger Bedeutung waren, in denen jedoch der so durchaus nationale Hang nach dem Schwärmerischen, Enthusiastischen, Nebelhaften bei weitem vorwiegend war".

*) Professor Riedel: „Märkische Forschungen".

lands eroberte und behauptete, war gleich seinem heldenmütigen Ahn von riesenhafter Gestalt und Kraft, fast 6$^1/_2$ Fuß hoch. Die Clackmannanshire-Bruces, die von direkter Abstammung sind, zeigen auch, gleich ihm, jene stark ausgeprägte Form der Backenknochen und Kinnladen, wie man sie auf den Münzen Robert Bruces bemerkt und wie sie an den wirklichen Gebeinen des Monarchen bestätigt wurde, als dessen Körper vor einigen fünfzig Jahren zu Dunfermline wieder ausgegraben wurde. Die Wallaces von Craigie sollen auch sehr dem Porträt von Sir William Wallace, ihrem großen Ahn, ähnlich sehen.

Moralische und geistige Eigenschaften sind vererblich, obwohl die Umstände fehlen können, die sie in aufeinanderfolgenden Generationen zur Entwickelung bringen. Aber es giebt viele alte Familien, in denen wir den alten Charaktertypus von Zeit zu Zeit wieder erscheinen sehen. Wir brauchen nur die Percies, die Douglasses, die Stanleys, die Grahams, die Nevilles, die Howards zu nennen, deren mannhafte Thaten die englische und schottische Geschichte durchziehen. Die kraftvolle Energie der Normannen, gleich den Norwegern, von denen sie abstammen, leuchtet durch die ganze Geschichte Europas, indem sie ihnen Herzogtümer und Throne in der Normandie, in England, Schottland, Sizilien

und Jerusalem errichtete und auch nach Konstantinopel vordrang.

Auch sind die Sprößlinge dieses Geschlechts nicht unberühmt geblieben in der Gesetzgebung, der Vaterlandsliebe, der Wissenschaft und den schönen Künsten. Der Name eines Sydney und Russell, eines Shaftesbury und Bolingbroke, eines Boyle und Cavendish, eines Fox und Pitt, eines Lovelace, Herbert, Hyde und Byron werden unvergessen bleiben. Henry Beyle sagt in einem seiner Briefe in Bezug auf Byron, den er in Italien traf: „Die Italiener konnten sich nicht genug wundern über diesen großen Dichter, der es höher schätzte, ein Nachkomme der normannischen Byrons, als der Dichter von „Parisina“ und „Lara“ zu sein“ *).

Scott war gleichfalls stolz auf seinen alten Stammbaum und schätzte seine Abstammung von den Scotts von Harden und seine Verwandtschaft mit „dem kühnen Buccleuch“ höher als seinen Ruhm als Dichter und Schriftsteller. „Das Blut“, sagt Mr. Hannay, „zeigt sich von einem viel größern Einfluß, als Leute, die nichts von der Sache verstehen, wahrscheinlich zugeben werden .... Philo-

*) De Stendhal (Henry Beyle), „Ungedruckte Korrespondenz“. Paris, 1875.

sophen wie Bacon, Hume und Berkeley; Dichter wie Spenser, Cowper, Shelley, Scott; Romanschreiber wie Fielding und Smollett; Historiker wie Gibbon; Seeleute wie Collingwood, Howe und Jervis; die Vanes, St. Johns, Raleighs, Herberts und viele andere Männer der alten Adelsgeschlechter rechtfertigen hinlänglich die Ansprüche alter Familien auf die Ehre, die besten Männer erzeugt zu haben, die England je besessen hat*)." Selbst Jeremy Bentham, der demokratische Philosoph, beabsichtigte einmal den Ankauf der Besitzung der Grafen von Bentheim in Hannover, von denen er abstammte. Auch Fielding stammte von der jüngern Linie der Grafen von Denbigh ab, die ihren Ursprung von den Grafen von Habsburg herleiteten.

Als ein Lokal-Geschichtschreiber von Somersetshire Sydney Smith aufsuchte, der zu Combe-Florey lebte, um ihn um sein Wappenschild zu bitten, gab der gelehrte Rektor folgende Antwort: „Die Smiths hatten nie irgend ein Wappen, sondern siegelten immer alle ohne Unterschied ihre Briefe mit ihrem Daumen!" Das Motto des witzigen Theologen, das er später auf seiner Kutsche anbringen ließ,

---

*) Hannay, „Essays aus der Vierteljahrsschrift". London, 1861.

lautete: „Meines Glückes Schmied" („Faber meae fortunae"). Dennoch war selbst Sydney Smith stolz auf seine Abstammung, denn sein Großvater war ein Mann von besonderer natürlicher Begabung und seine Mutter war die Tochter eines französischen Hugenotten, von der er alle seltenen Eigenschaften ihres Geistes sowohl wie auch viel von der Heiterkeit ihres Temperamentes soll geerbt haben. Samuel Wilberforce, der Bischof von Winchester, war eins der vielen Beispiele von der Vererbung der geistigen Größe von Vater auf Sohn. Gleich dem ersten Pitt, dem ersten Fox, dem ersten Grenville, dem ersten Grey, dem ersten Canning, hinterließ der berühmte erste Wilberforce einen Sohn, der in einer zweiten Generation die Auszeichnung seines Namens aufrecht erhielt.

Anderseits ist vielen der größten Männer keinerlei Ruhm von seiten ihrer Ahnen vorausgegangen. Als einige vom alten Adel Frankreichs sich ihres Stammbaums rühmten, rief Marschall Junot aus: „Ach! meiner Treu! Ich habe nichts von der Art; ich bin mein eigner Ahn!" In gleichem Fall waren viele große Männer: sie sind ihre eigenen Ahnen gewesen. Napoleon sagte von seinen Generalen, daß er sie aus dem Schlamm emporgezogen habe. Er selbst war der Sohn eines corsischen Advokaten, welcher von altem Stammbaum, doch sonst nicht

ausgezeichnet war. Krieger, Staatsmänner, Dichter, Ingenieure u. a. sind ihre eigenen Ahnen gewesen. Das Licht des Genies blitzt plötzlich auf, aus einer Reihe unbekannter Generationen heraus. Ein Mensch wird geboren, dessen Name durch die Welt schallt, der für alle Zeiten lebt; aber er steht allein unter seinem Geschlecht, und mit seinem Tode sinkt seine Familie in Dunkelheit zurück.

Das Talent ist meist vererblich, das Genie sehr selten. Das Talent ist ein allgemeiner Familienzug, während das Genie dem Individuum allein gehört*). Wir sehen eine geistig unbedeutende Familie einen Mann von Genie erzeugen. Das Talent nimmt den Stempel seiner Generation an, aber das Genie drückt seiner Zeit seinen eignen Stempel auf. Shakespeare stand allein in seinem Geschlecht; es war nichts Ähnliches vor ihm noch nach ihm in seiner Familie. Nur seine Gedichte und Dramen

*) Buffon sagte, daß Genie Geduld sei, aber er sagte auch, daß es eines elektrischen Funkens bedürfe, um es zu voller Kraft zu erwecken. Er sagt folgendermaßen: „Die Erfindung hängt von der Geduld ab; ihr müßt euren Gegenstand lange sehen und betrachten, dann entrollt er sich und entwickelt sich allmählich; ihr fühlt einen kurzen elektrischen Schlag vom Kopf zum Herzen gehn: das ist der Moment, wo das Genie geboren wird".

leben, sein Stammbaum ist erloschen. Das Gleiche war mit Newton, dem Sohne des Landeigentümers von Woolsthorpe: es gab keinen Newton vor ihm noch nach ihm. Die größten Dichter standen allein in ihrer Familie — Shakespeare, Milton, Dryden, Pope, Burns*), Byron, Shelley, Keats und noch viele andere.

Große Männer gehören in der That keinem Stande, keiner Klasse an, wir finden sie in allen Ständen und Klassen. Sie können unter dem Strohdach, in Hütten geboren worden sein, wie in alten Herrenhäusern und Palästen. Obgleich viele große Männer von edler Abstammung sind, sind noch viel mehr große Männer von einfachem Stande und niedrigem Herkommen. Nehmt die folgende Liste berühmter Namen als Beweis, daß Talent und Genie nicht ausschließlich einem Stande oder einer Klasse angehören:

---

*) „Lest Burns heutzutage. Was würde aus ihm geworden sein, wenn er ein Patrizier gewesen wäre! Wir würden mehr Glätte, doch weniger Kraft, eben so viel Verse, doch keine Unsterblichkeit gehabt haben, eine Ehescheidung und ein oder zwei Duelle, die er überlebt haben würde, da seine Zechgelage weniger lebhaft gewesen sein müßten, um dann so lange wie Sheridan und so verständig wie der arme Brinsley zu leben. Welch ein Wrack ist dieser Mann! Und nur weil er nicht verstand, das Steuer zu führen!" — Byrons Leben, Oktav-Ausgabe, S. 200.

Edelleute.	Mittelstand.	Arbeitende Klasse.
Tycho de Brahe.	Newton.	Columbus.
Galilei.	Cuvier.	Copernicus.
Descartes.	Wollaston.	Luther.
Bacon.	Young.	Dollond.
Boyle.	Kepler.	Franklin.
Cavendish.	Dalton.	Faraday.
Dante.	Herschel.	Laplace.
Alfieri.	Shakespeare.	Ben Jonson.
Cowper.	Milton.	Bunyan.
Scott.	Petrarca.	Burns.
Byron.	Dryden.	Béranger.
Shelley.	Schiller.	Jasmin.
Burleigh.	Goethe.	Brindley.
Sully.	Molière.	Stephenson.
Bolingbroke.	Wordsworth.	Arkwright.
Mirabeau.	Keats.	Telford.
Montaigne.	De Foe.	Livingstone.
Smollett.	Adam Smith.	Inigo Jones.
Fielding.	James Watt.	Canova.
Hume.	John Hunter.	Kapitän Cook.
Bulwer Lytton.	Carlyle.	George Fox.
Condé.	Jeremy Taylor.	Turner.
Tilly.	Drake.	Ney.
Wallenstein.	Cromwell.	Hoche.
D. M. v. Sachsen.	Washington.	Soult.
Marlborough.	Napoleon.	
Wellington.	Nelson.	

Es ist schwer, die Linie zu ziehen, welche den Mittelstand von der aristokratischen Klasse trennt. Manche Familien behaupteten, daß ihre Vorfahren „mit der Eroberung" ins Land gekommen seien; einige, daß ihre Vorfahren lange vor der Eroberung darin gewohnt hätten, und andere, daß sie von den Kelten und Cimbern abstammen, die in Großbritannien lange schon lebten, bevor die Jüten, Sachsen, Dänen, Norweger oder Normannen sich in dem Lande ansiedelten.

Man sagt, daß Cromwell, obgleich er ein Brauer und Landmann war, von den Cromwells, den Rittern von Hinchinbrook, abstammte, wie auch von Cromwell, dem Grafen von Essex, und mütterlicherseits von den Stewarts oder den königlichen Stuarts von Schottland*). Dennoch war der ur-

*) Die Königin sagt in dem „Tagebuch unseres Lebens in den Hochlanden", als sie ihre Reise den Firth of Forth entlang beschreibt: „Wir sahen auch Dundas Castle, welches dem Dundas von Dundas gehört, und weiter fort, hinter Hopetoun, das in der Geschichte berühmte Blackneß Castle. Auf der entgegengesetzten Seite sahen wir dicht am Wasser einen viereckigen Turm, Rosyth genannt, in dem Oliver Cromwells Mutter geboren sein soll". Dies muß jedoch ein Irrtum sein, da Oliver Cromwells Mutter nie in Schottland gewesen war. Sie hieß Elisabeth Steward und war eine Tochter von William Steward, Esq., in Ely, dem Erbpächter der Kirchenländereien

sprüngliche Cromwell nur ein Hufschmied zu Putney, so daß wir hier die königliche, aristokratische und arbeitende Klasse in einer Familie vereinigt sehen*). Auch von John Knox, obwohl er in niederem Stande geboren wurde, sagt man, daß er Anspruch habe auf seine Abstammung von dem alten Hause der Ranfurly in Renfrewshire**). Die Familie des Descartes hielt es für einen Flecken auf ihrem Wappenschild, daß er, zum Edelmann geboren, sich zu einem Philosophen erniedrigte. Doch nur der Name des Philosophen ist in Erinnerung geblieben, während seine übrige aristokratische Familie in Vergessenheit gesunken ist.

Drydens Vater war Pfründenbesitzer von Oldwinkle, All Saints, in Northamptonshire, aber er stammte von Sir Erasmus Dryden, dem

---

um die Stadt herum. Die Stewards, die lange in England ansässig gewesen sind, sind nicht bekannt als Besitzer irgend eines Grundstücks in Schottland. Man sagt, daß sie von den Stuarts von Rosyth, einem Zweig der königlichen Familie von England, abstammen. Dies wird jedoch in Abrede gestellt von Professor Gairdner und Mr. Walter Rye. — Siehe Ryes „Geschichte Norfolks“, S. 87—91.

*) Carlyles „Cromwell“.

**) Robert Chambers' „Leben berühmter und ausgezeichneter Schotten“.

Oberscherif jener Grafschaft unter der Regierung der Königin Elisabeth ab. Walter Scotts Vater war ein Enkel eines jüngern Sohnes des Scott von Raeburn, einer Zweiglinie der alten Barone von Harden, und seine Mutter war eine Enkelin von Sir John Swinton von Swinton in Berwickshire — zwei sehr vornehmen Familien. Cowpers Vater war Rektor von Groß-Berkhamstead, sein Großvater war jedoch einer der Richter vom Obergericht und ein Bruder des berühmten Lord-Kanzlers Cowper, während seine Mutter, Anna Donne, ihre Abstammung, in vier deutlichen Linien, von Heinrich III., dem König von England, herleitete. Cowper sagt in einem Briefe an Mrs. Bodham, eine Cousine von ihm mütterlicherseits: „Ich glaube, daß in mir mehr von den Donnes als den Cowpers steckt, und obwohl ich beide Namen liebe und tausend Gründe habe, die Angehörigen meines eignen Namens zu lieben, so fühle ich doch den Zug der Natur auf das lebhafteste nach eurer Seite hin. Ich sollte, in den Tagen meiner Kindheit, sehr meiner Mutter gleichen und in meiner Gemütsart, worüber ich mit 58 Jahren wohl ein maßgebender Richter sein darf, kann ich sowohl sie wie meinen verstorbenen Onkel, euren Vater, wiedererkennen". Jedermann wird sich der liebevollen Verse Cowpers erinnern, die er beim Anblick

von seiner Mutter Bilde schrieb und die also beginnen:

„O, könnt' von diesem teuren Mund ich Antwort doch erflehn!
Das Leben warf mich rauh umher, seit ich dich nicht gesehn!" —

Obgleich Colbert der Sohn eines Tuch- und Weinhändlers war, leitete er seine Abstammung von einer alten schottischen Familie her, den Cuthberts von Castle Hill, während Maximilian de Bethune, Herzog von Sully, von den Beatons oder Bethunes in der Grafschaft Field abstammte.

Die größten Feldherrn sind zum größten Teil der regierenden Klasse entsprungen, als Könige, Grafen und Mitglieder der Aristokratie, wie z. B. Alfred der Große und Karl der Große, Eduard III. von England und Karl V. von Spanien, Heinrich IV. von Frankreich, Gustav Adolph und Karl XII. von Schweden, Friedrich der Große von Preußen und Peter der Große von Rußland. Unter der aristokratischen Klasse finden wir Turenne, Condé, Wallenstein, Marlborough, den Marschall von Sachsen, Wellington und die Napiers. Dieses System währt bis zum amerikanischen Befreiungskampfe und der französischen Revolution, wo Verdienst und Tapferkeit allein Ansehen hatten und wo fast zum ersten Mal in der Geschichte Generale unmittelbar aus den Reihen der Soldaten emporstiegen.

Von Dichtern hat der Mittelstand die größten erzeugt — Shakespeare, Milton, Goethe, Schiller und Wordsworth, während in der allgemeinen Litteratur die Aristokratie und der Mittelstand sich in diese Ehre teilen können. In der praktischen Wissenschaft jedoch, in der Erfindung und Mechanik werden, wie sich erwarten läßt, die größten Namen im Mittelstande und in der arbeitenden Klasse gefunden. „Die überwiegende Mehrzahl der ausgezeichneten Chemiker Großbritanniens“, sagt Dr. G. Wilson, „ist dem Mittel- oder Arbeiterstand entsprungen*).“

Erst unter der Regierung der Königin Elisabeth fing in England der Mittelstand an, als eine Macht im Staate zu existieren. Bis dahin waren Gelehrsamkeit und Staatswissenschaft ausschließliches Eigentum der Geistlichkeit und der Aristokratie gewesen. Die Ausdehnung des Handels und der zunehmende Reichtum, die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunst trugen unter anderem dazu bei, den Mittelstand zur Geltung zu bringen. Von dieser Zeit an finden wir nicht nur große Staatsmänner, wie Burleigh, Bacon, Walsingham und Mildmay, sondern auch große Seehelden, wie Hawkins, Raleigh, Drake und Blake, und

*) Leben des Cavendish.

große Dichter, wie Spenser, Shakespeare, Jonson, Milton und eine Schar anderer dem Mittelstand entsprossen.

Macaulay sagt von den großen Staatsmännern, die damals ins Leben traten: „Sie waren nicht Mitglieder der Aristokratie. Sie erbten keinen Titel, keine großen Besitzungen, keine Armeen von Anhängern, keine befestigten Schlösser. Dennoch waren sie keine niedrigen Menschen, wie solche oft von Fürsten, die eifersüchtig auf die Macht des Adels waren, von der Schmiedeesse und dem Schuhflickerstuhl hinweg zu den höchsten Stellungen emporgehoben wurden. Sie waren alle von guter Geburt; sie hatten alle eine freisinnige Erziehung erhalten, und es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß sie alle Mitglieder derselben Universität waren. Cambridge gebührt die Ehre, jene berühmten protestantischen Bischöfe erzogen zu haben, die Oxford zu verbrennen die Ehre hatte; und zu Cambridge wurde der Geist all jener Staatsmänner gebildet, denen hauptsächlich die sichere Einführung der Reformation im Norden Europas zuzuschreiben ist*).

Viele der ausgezeichnetsten Staatsmänner desselben Standes — die Klasse der Landedelleute —

---

*) Macaulays Essays (Ausgabe 1851), S. 344.

sind während der letzten zwei Jahrhunderte gefeiert worden, wie z. B. Fox, Pitt und andere, obgleich in neuester Zeit die berühmtesten aus dem handeltreibenden Stande emporgestiegen sind. Nach dem Tode von Richard Cobden pries ihn Mr. Disraeli als den einzigen Mann aus dem reinen Mittelstande, der in neuester Zeit als Staatsmann sich ausgezeichnet habe, obgleich wir wohl beachten müssen, daß Burke, Canning, Peel, Macaulay, Wilberforce und Gladstone ganz genau demselben Stande entstiegen und doch Staatsmänner sind, deren Namen nicht leicht vergessen werden können.

Aber viele der größten Männer sind auch von gewöhnlicher Herkunft und kaum imstande, dieselbe bis auf ihren Großvater zurückzuführen. Mit Ausnahme von Beaumont und Fletcher waren die Dramatiker aus Elisabeths Zeitalter alle Söhne des Volks. Sie wuchsen auf in Armut und ihre Armut stand in seltsamem Widerspruch mit ihren geistigen Vorzügen. Marlowe war der Sohn eines Schuhmachers und Shakespeare eines Fleischers und Wollhändlers; Ben Jonson war der Sohn eines Maurers und selbst ein Maurer, während Massingers Vater der Diener eines Edelmannes war. Sie schlugen sich nach besten Kräften durchs Leben, schrieben fürs Brot und gingen zur Bühne. Die meisten von ihnen hatten ein

schweres Los und manche von ihnen starben wie Hunde.

Luther war der Sohn eines Bergmannes, Pizarro hütete als Knabe die Schweine; der Mineraloge Haüy war der Sohn eines Webers und Hauteville ein Bäckerssohn. Hans Sachs war ein Schuhmacher, Allan Ramsay ein Perückenmacher, Samuel Pepys — ein Mann von schwatzhaftem, schneidermäßigem Benehmen — war dem entsprechend der Sohn eines Schneiders; Keats' Vater hielt einen Mietstall für Pferde; Franklin war ein Buchdrucker, Burns ein Landmann, Tannahill ein Weber, Telford ein Steinmetz, Stephenson ein Bauer und andere mehr waren von der denkbar niedrigsten Abkunft. Wenn Voltaire von sich selbst und seiner Herkunft spricht, überschlägt er immer seinen Vater und beschreibt sich als „Enkel meines Großvaters". Béranger spricht ebenso von sich; er erwähnt den alten Schneider, seinen Großvater, aber niemals seinen Vater. In seinem wohlbekannten Liede singt er: „Ich bin niedrig geboren, sehr niedrig geboren". Jasmin, der Gascogner Barbier und Dichter, war überhaupt der erste aus seiner Familie, der nicht im Gemeinde-Arbeitshaus starb.

Wir haben gesehen, daß die Eigenschaften des Körpers und Geistes sowohl beim männlichen

wie beim weiblichen Geschlecht erblich sind. Gestalt, Gesichtszüge, Körperbildung, Kraft und Energie, kurzes und langes Leben sind erblich. Darwin sagt, daß Langlebigkeit manchen Familien zu eigen bleibt und daß Farbenblindheit durch fünf Generationen zu verfolgen gewesen ist. Der Deutsche Hofacker behauptete, daß selbst die Handschrift sich vererben kann. Gewisse Krankheiten thun es; die Liste erblicher Krankheiten ist sehr groß — Skrofeln, Auszehrung, Krebs, Wahnsinn, Gicht und andere Leiden. Mr. Gay behauptet als Resultat seiner Beobachtungen im Schwindsuchts-Hospital, daß der Vater die erblichen Anlagen auf den Sohn, die Mutter auf die Tochter überträgt. Die Gicht soll eine Krankheit reicher Leute sein; sie wird vom Vater oder der Mutter auf Sohn oder Tochter vererbt und wird oft nicht von dem Reichtum begleitet, der sie einimpfte, sondern von Armut, und ist dann schwerer zu ertragen.

Die Statistik beweist, daß selbst die Armut den Familien anhängen bleibt. Die schlechten und faulen Gewohnheiten der Eltern werden an den Kindern heimgesucht „bis ins dritte und vierte Glied“ — eine Drohung, welche den Menschen helfen sollte, sorgfältig ihr Thun zu überwachen und ein gutes Beispiel zu geben, wenn nicht um

ihrer selbst willen, so doch um deretwillen, die ihnen teuer sind. „Die Väter essen saure Trauben und ihrer Kinder Zähne beißen auf Kiesel." Die Gefängnisgeistliche berichten, daß der Verbrecher den Verbrecher erzeugt, und die Direktoren der Arbeitshäuser beweisen, daß der Vagabund der einen Generation der Sohn eines Vagabunden der vorhergehenden Generation ist*). Dies alles mag als eine Grausamkeit des Schicksals erscheinen, es ist aber trotzdem feststehende Thatsache. Selbst ‚agrarische' Laster vererben sich und können nur durch Selbstbeherrschung, Kultur und eine weise und gerechte Regierung ausgerottet werden. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, festgestellt durch Dr. Ball**), daß das Laster des Mordes seit Jahrhunderten fast auf dieselben Distrikte Irlands beschränkt gewesen ist. Der Dichter Spenser, dessen irische Heimat vor ungefähr 300 Jahren aus-

*) Dr. Oliver Wendell Holmes sagte: „Es liegt etwas Furchtbares in der Erfahrung, daß nicht nur Charaktereigenschaften, sondern auch besondere Kundgebungen derselben sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Jonathan Edwards der jüngere erzählte die Geschichte eines rohen, verlumpten Menschen in Newhaven, der seinen Vater mißhandelte, während der alte Mann schrie: ‚Schleife mich nicht weiter, bis zu jenem Baum habe ich meinen Vater auch nur geschleift'".

**) Rede im Unterhaus, 21. März 1870.

geplündert und verbrannt war „mit einem neugeborenen Kinde“ darin, beschreibt den Zustand des südwestlichen Irlands zu seiner Zeit, und ganz in demselben Zustande ist es noch heute. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, die Dr. Ball feststellt, daß Spenser in seiner „Feenkönigin“ die Höhle von Aberlow als den besondern Schlupfwinkel der bösen Geister gewählt hat — ein Platz, der bis vor kurzem notorisch berüchtigt war wegen der Roheit seiner agrarischen Verbrechen.

Ein viel günstigeres Resultat liegt in der Thatsache, daß technische und künstlerische Geschicklichkeit sich von Vater auf Sohn vererbt. Der Sohn des Mechanikers ist geeigneter zu feinerer Arbeit in der Mechanik als der Sohn des Bauern. Seine Bildungsfähigkeit ist größer infolge seiner Herkunft. Es giebt Familien von Bildhauern, Kupferstechern, Steinschneidern und Malern. Es gab vierzehn Kiliane von Augsburg, die sich als Kupferstecher auszeichneten und sich über vier Generationen verteilten. Es gab drei Van de Velde, vier Vernets, zwei Teniers und zwei Raffael. Die Gärtner, eine Familie deutscher Baumeister, blühte zwei Jahrhunderte hindurch, und die Milnes standen als Mechaniker, Baumeister und Ingenieure drei Jahrhunderte lang in Blüte. In diesen Fällen schuf der talentvolle Vater den talentvollen Sohn.

Daher Pascals großer Lehrsatz: „Die ganze Erbfolge der Menschheit während der langen Reihe der Jahrhunderte ist wie die eines einzigen Menschen anzusehen, der immer gelebt hat und immer etwas neues zugelernt hat".

Die Völker des Ostens haben starken Glauben an die vererbende Kraft des Geschlechts. Die Heilige Schrift enthält viele Geschlechtsregister. Das erste Kapitel vom Evangelium Matthäi enthält die Stammtafel Davids bis zur Geburt Christi*). Die Araber setzen großes Vertrauen auf die Geschlechtskunde. Abd-el-Kader gab folgende Erklärung: „Nehmt einen Dornenstrauch und begießt ihn ein ganzes Jahr lang mit Rosenwasser, er wird doch nichts als Dornen hervorbringen; aber nehmt einen Dattelbaum und setzt ihn ohne Wasser in den steinigsten Erdboden, er wird trotzdem eine Fülle köstlicher Früchte erzeugen". Plutarch ist stets sehr ausführlich bei Beschreibung der Herkunft seiner Helden. Die Anführer beriefen sich auf ihre Abstammung von Göttern oder Riesen. „In jeder großen Familie", sagt Cäsar, „gilt die Heiligkeit der Könige, welche die Beherrscher der Menschen sind, und die Majestät der

*) Siehe den Artikel: „Genealogie" in Dr. Smiths „Wörterbuch der Bibel".

Götter, welche die Beherrscher der Könige sind*)." So allgemein ist in der That die Vererbung des Charakters ebensowohl wie der Körperbeschaffenheit, daß Sir Henry Holland es für ein Wunder erklärt, nicht, daß sich der Charakter vererbe, sondern daß er sich nicht vererben könne. Aber man muß zugeben, daß die Charakter-Ähnlichkeit sich nicht so deutlich erkennen läßt wie die der Gestalt und der Gesichtszüge, besonders wohl weil der Charakter so sehr von Umständen abhängt, von Erziehung und Bildung und von den Schwierigkeiten und Hindernissen, welche zu bekämpfen sind beim Aufziehen des mit Verstand begabten menschlichen Wesens.

Auf alle Fälle ist es ein großer Vorzug, von guter Geburt zu sein, denn sowohl die moralischen als die geistigen Eigenschaften liegen im Blut. Edles Benehmen ist gewissen Familien zu eigen, armen sowohl wie reichen, und bildet ihr kostbarstes Erbteil. Pascal behauptete, daß der Vorzug einer guten Geburt der Person, die sich derselben erfreut, mit zwanzig Jahren eine Stellung in der Anerkennung und der Achtung anderer giebt, welche dieselbe, ohne diesen Vorzug, wahrscheinlich nicht vor dem 40. Jahre erreichen würde. Der

*) Sueton, „Julius Cäsar".

Vorzug einer guten Geburt liegt nicht so sehr in der Stellung des Individuums in der Gesellschaft als in seiner eigenen Erhebung in sittlicher und geistiger Beziehung. St. Beuve sagt in seiner Kritik über Lacordaire*): „Es ist keineswegs unwesentlich, selbst in Bezug auf unsere dereinstigen Meinungen und Überzeugungen, ob wir von einem starken und gesunden Geschlecht nicht nur, sondern auch von einem rechtschaffenen und reinen Geschlecht abstammen. Wenn wir auf der Grundlage einer festen und bestimmt ausgeprägten Körperbildung Talent, Tugend und Genie finden; wenn die Beredsamkeit in zündenden Worten von den Lippen bricht; wenn alle ruhmvollen Gaben des Mannesalters zum Vorschein kommen, dann können wir sicher sein, daß die natürliche körperliche Kraft imstande ist, sie bis zum Tode zu bewahren“.

Einige der außerordentlichsten Männer in der Geschichte, von wunderbarer Charakterstärke und mächtigem Geist, sind außer der Ehe geboren worden. Isaac d'Israeli sagt in seiner Denkschrift über Toland: „Illegitime Geburt erzeugt starke und entschlossene Charaktere“, was Dr. Fletcher nach einfachen physiologischen Grund-

*) „Montagsplaudereien.“

sätzen erklärt*). Ohne uns auf die Geschichte mythisch gewordener Personen einzulassen, kommen wir zu dem großen Namen eines Karl Martell, genannt der Hammer, dem natürlichen Sohne Pipins des Fetten, der die Saracenen nachdrücklich besiegte, die damals die Christenheit wie im Fluge niederwarfen, und sie schließlich in der großen Schlacht bei Tours vernichtete. Dies war entschieden einer der großen Wendepunkte in der neueren Geschichte, denn ohne die Tapferkeit Martells und seines Heeres würde der größte Teil Europas heut mohammedanisch statt christlich sein. Martells Sohn Pipin wurde zum König der Franken erwählt und dessen Sohn und Nachfolger Charlemagne oder Karl der Große war der größte Name in der früheren Geschichte Europas, vielleicht mit Ausnahme Alexanders des Großen und Cäsars.

Wenn wir geringere Namen übergehen, kommen wir zu dem unehelichen und einzigen Sohne Roberts des Teufels von der Normandie, Wilhelm dem Eroberer, der bei Hastings die Krone von England gewann und sie mit außerordentlicher

*) „Grundzüge der Physiologie." Siehe auch Burtons „Anatomie der Melancholie".

Tapferkeit behauptete. Einige der größten Sprößlinge des Hauses Stuart waren illegitim; Murray, der ‚gute Regent‘, war ein Sohn Jakobs V. von Schottland und der Lady Margaret Erskine, und der Herzog von Berwick der Sohn Jakobs II. von England und der Arabella Churchill, der Schwester des Herzogs von Marlborough. Montesquieu hält den Herzog von Berwick für die Verkörperung eines vollkommenen Mannes. „Ich habe“, sagt er, „in den Büchern Plutarchs gesehen, wie die großen Männer waren; an ihm sehe ich aus eigner Anschauung, wie sie sind.“ Dennoch war Berwick zurückhaltend in seinem Wesen und einfach in seiner Rede. Als die Königin von Spanien gefragt wurde, warum sie nicht den großen General in ihren Diensten behalten habe, antwortete sie: „Er ist ein wahrer Teufel von langweiligem Engländer und geht seinen Weg immer gerade vorwärts“ — vielleicht das größte Kompliment, welches sie einem Engländer machen konnte, der wenig spricht, jedoch seine Pflicht thut.

Erasmus, der größte Gelehrte seines Zeitalters, war ein unehelicher Sohn, sein Leben, im Unglück begonnen, war ein fortwährender Kampf um Licht, Wissenschaft und Freiheit. Auch Lionardo da Vinci, das universelle Genie, gleich groß als Maler, Baumeister, Ingenieur und Philosoph, war der

natürliche Sohn eines florentinischen Adeligen, dessen Name längst vergessen ist, während der Name seines Sohnes durch alle Zeiten leben wird. Die Herkunft Boccaccios, des Verfassers vom „Decameron“, und des Hieronymus Cardanus, des Arztes und Philosophen, war ebenso niedrig. Der Marschall von Sachsen war aus königlichem Blute, da er der uneheliche Sohn Augusts II., des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, und der Gräfin Königsmarck, einer schwedischen Dame von vornehmem Stande war, deren Laster sich auf ihren Sohn vererbten. Es ist beachtenswert, daß die verstorbene Madame Dudevant, als „George Sand“ bekannt, sich ihrer Abkunft von dem großen Marschall rühmte. Der Dichter Prior galt für den Sohn des Lord Dorset*), wie der Dichter Savage der Sprößling der Verbindung zwischen Lord Rivers und der Gräfin Macclesfield war, von denen ihn der erstere verließ und die letztere verleugnete.

Jean le Rond d'Alembert war gleichfalls ein berühmter Bastard. Er wurde als Kind an einem kalten Novembermorgen auf den Stufen von St. Jean le Rond zu Paris aufgehoben, wo man

---

*) Siehe die Grabschrift auf sich selbst unter den Mottos an der Spitze dieses Kapitels.

ihn ausgesetzt hatte, um zu leben oder umzukommen. Der Polizeikommissar, dem das fast sterbende Kind gebracht wurde, gab es bei einer armen Glaserfrau in Pflege, von der Jean le Rond aufgezogen wurde. Sein Vater, Destouches, ein Artilleriekommissar, erschien später und beanspruchte das Kind, und es stellte sich heraus, daß seine Mutter keine geringere war als Mademoiselle de Tencin, die Schwester des Kardinals Tencin, des Erzbischofs von Lyon. Sie war ein später in Paris wegen ihrer großen Talente und geistigen Vorzüge wohlbekanntes Frauenzimmer. Der Vater gab die Mittel zur Erziehung des Sohnes, der die besten Schulen besuchte und bald jenen Genius entfaltete, der ihn schließlich zu so großer Berühmtheit führte. Als er ein berühmter Mann geworden war, entdeckte ihm seine Mutter, Mademoiselle de Tencin, das Geheimnis seiner Geburt und wünschte, daß er mit ihr leben möge. „Was sagen Sie da, Madame?“ rief er aus; „Sie sind nur meine Stiefmutter. Des Glasers Weib ist meine wahre Mutter!“ d'Alembert kehrte demgemäß in die einfache Wohnung der armen Frau zurück, die ihn so zärtlich aufgezogen hatte, und war zufrieden, dieselbe, länger als vierzig Jahre lang, mit ihr zu teilen. Seine gütige Pflegemutter konnte jedoch kaum ihre Unzufriedenheit mit seinen

mathematischen Studien auf der Schule verbergen. Als d'Alembert ihr erzählte, was er geschrieben habe, sagte sie: „Ach! aus dir wird nie etwas besseres werden als ein Philosoph! Und was ist ein Philosoph? Ein Narr, der sich während seines Lebens quält, damit die Leute nach seinem Tode von ihm sprechen mögen!" Vielleicht war ihr höchster Begriff von einem glücklichen Leben das eines Glasers, der reichlich zu essen und zu trinken hatte. Lord Brougham gab eine bewunderungswürdige Denkschrift über d'Alembert heraus in seinen „Philosophen der Zeit Georgs III.", worin er ihn zu den ersten Mathematikern zählt und ihm den ersten Platz einräumt unter den Philosophen und Arithmetikern, die nach Isaac Newton gelebt haben.

Obgleich große Männer manchmal plötzlich, unerwartet und ohne Wappenschild aus einer Reihe unbekannter Vorfahren auftauchen, fahren andere, von besserer Geburt, fort, ihr Erbteil an Talent, Befähigung und Charakter zu entwickeln. Emile Deschanel behauptet, daß ihr einen Menschen beurteilen und enträtseln könnt, sobald ihr erfahrt, in welcher Umgebung er seine Jugend verbracht hat und wie er erzogen worden ist*). Dabei spielt

*) „Physiologie der Schriftsteller."

natürlich die Verwandtschaft eine große Rolle. In Hinsicht auf besondere Beispiele ist es eine Streitfrage gewesen, ob das Kind die sittlichen und geistigen Eigenschaften mehr dem Vater oder der Mutter verdankt. Man hat den Beweis geführt, daß das Kind sie meistens der Mutter verdankt, und es läßt sich viel zu gunsten dieser Ansicht sagen. Rousseau meint: „Die Menschen werden immer das sein, wozu die Frauen sie machen; wenn ihr deshalb große und tugendhafte Männer haben wollt, so prägt dem Gemüt der Frauen Größe und Tugend ein“.

Napoleon Bonaparte war der Ansicht, daß „die zukünftige gute oder schlechte Führung eines Kindes“ gänzlich von der Mutter abhinge. Er bemerkte einmal im Laufe der Unterhaltung mit Madame Campan über den Gegenstand öffentlicher Erziehung: „Die alten Unterrichtssysteme scheinen wertlos zu sein; was halten Sie für notwendig zur bessern Belehrung des Volkes?“ — „Mütter!“ erwiderte ohne Besinnen Madame Campan. Ihre Antwort frappierte den Kaiser. „Ja wohl!“ sagte er, „hier haben Sie ein System in einem Wort — Mütter, die ausgebildet werden, um ihre Kinder richtig zu erziehen.“ Napoleon selbst pflegte die Ausbildung seines Charakters seiner Mutter zuzuschreiben. Sie war eine bedeutende Frau hinsichtlich ihrer festen Grundsätze und ihres scharfen

Verstandes. Ein Biograph Napoleons sagt: „Niemand hatte irgend welche Herrschaft über ihn außer seiner Mutter, welche durch ein Gemüt voll Zärtlichkeit, Strenge und Gerechtigkeit das Mittel fand, sich Liebe, Achtung und Gehorsam bei ihm zu verschaffen. Von seiner Mutter lernte er die Tugend des Gehorsams“. Daß Charaktergröße jedoch in großem Maßstabe persönliche Eigenschaft des Individuums ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß Napoleon von einer zahlreichen Familie der einzige war, der die Größe erwarb, da den anderen „die Größe nur umgehängt wurde“. Der älteste Sohn Joseph hatte dieselbe Mutter wie Napoleon, dennoch beklagte sich der Kaiser fortwährend über Josephs blind zufahrende Unfähigkeit. So war Lord Nelson, einer der tapfersten, edelsten und großmütigsten Menschen, der Bruder des Geistlichen, der, um der Tapferkeit des Admirals willen, zum Grafen gemacht wurde und doch nach seinem Betragen gegen Lady Hamilton und Nelsons Tochter einer der gemeinsten Menschen gewesen zu sein scheint*).

Im ganzen jedoch läßt sich keine Thatsache als sicherer hinstellen denn diese, daß die Verhältnisse, welche die empfängliche Natur des Kindes umgeben

*) Pettigrew, „Nelsons Memoiren“.

und darauf einwirken, den dauerndsten Einfluß auf sein künftiges Leben haben, und daß jene Beweggründe zu seiner Führung, die am tiefsten wurzeln und am längsten vorhalten, ihren Ursprung von vor seiner Geburt herleiten. Es kann nicht anders sein. Am Morgen des Lebens, wo die Belehrung in aller Stille vor sich geht, ist das Kind ganz in den Händen der Mutter. Wen hat dasselbe zur Nachahmung als seine Mutter? Zu gleicher Zeit erzieht sie den Charakter. Der Mann kann den Geist bilden, die Frau bildet das Herz. „Nur die Mutter", sagt Jean Paul, „erzieht menschlich... Zwar werden die Opfer, welche die Frauen der Welt bringen, wenig von derselben anerkannt. Die Männer herrschen und ernten Ruhm; die tausend schlaflosen Nächte und Opfer jedoch, mit denen eine Mutter dem Staat einen Helden oder einen Dichter erkauft, werden vergessen, nicht einmal gezählt, denn die Mütter selbst zählen sie nicht; und so erziehen, Jahrhundert auf Jahrhundert, die Mütter, ungezählt und unbedankt, die Pfeile, die Sonnen, die Sturmvögel und die Nachtigallen ihrer Zeit. Nur selten findet eine Cornelia einen Plutarch, der sie mit den Gracchen verewigt. Aber so wie diese beiden Söhne, die ihre Mutter zum Tempel von Delphi trugen, durch den Tod belohnt wurden, so wird auch eure Leitung eurer Kinder ihren voll=

kommenen Lohn erst am Schluß eures Lebens finden *)."

Trotz der verhältnismäßigen Dürftigkeit der Biographie in Bezug auf die Mütter unserer größten Männer, können wir doch auf ihren Blättern manche gelegentliche Einzelheit finden als Beweis von dem Einfluß der Frauen auf die Entwicklung des Charakters. Wir haben von Napoleons Mutter gesprochen; die Mutter Cromwells jedoch war nicht weniger bedeutend, was ihre Festigkeit des Willens, ihre Energie in geschäftlichen Dingen und ihren gesunden Verstand anbetrifft. „Sie war bereit", sagt Forster, „dem Geschick standzuhalten, selbst bei dessen härtesten Schlägen; ihr Geist und ihre Energie glichen ihrer Milde und ihrer Geduld; mit der Arbeit ihrer Hände verschaffte sie ihren fünf Töchtern eine Aussteuer, die hinreichend war zu einer Heirat für dieselben in Familien hinein, die eben so ehrenwert, doch reicher als ihre eigne waren; ihr einziger Stolz war Rechtschaffenheit, ihre einzige Leidenschaft Liebe; sie bewahrte in dem kostbaren Palast zu Whitehall den einfachen Geschmack, der sie in der alten Brauerei zu Huntingdon ausgezeichnet hatte, und ihre einzige Sorge inmitten aller Pracht war die

*) Jean Paul, „Lewana oder die Erziehungslehre".

Sicherheit ihres geliebten Sohnes auf seiner gefahrvollen Höhe*)."

Der Patriot Hampden war in weiblicher Linie mit Cromwell verwandt, da seine Mutter, Elisabeth Cromwell, eine Schwester von Olivers Vater war. Eine ihrer Töchter, John Hampdens Schwester und Olivers Cousine, heiratete Squire Waller von Agmondesham, und deren einziger Sohn war der Dichter Edmund Waller. St. Beuve war der Meinung, daß große Dichter häufiger ihr Genie und Temperament von der Mutter erben. Swedenborg behauptet hingegen, daß der Mann an Geist dem Vater und an Körper seiner Mutter gleiche. Dies war bei ihm der Fall, obwohl es viele bemerkenswerte Ausnahmen giebt. St. Beuve sagt: „Diejenigen, welche in den Eltern großer Männer die Spur und den Ursprung von deren glänzender Laufbahn suchen, und in den Müttern von Walter Scott, Byron und Lamartine**) nach dem Geheimnis des Genies ihrer Söhne forschen, werden sich der Melancholie und zu gleicher Zeit des hochgebildeten Geistes der Madame de Chateaubriand

---

*) Forster, „Leben Oliver Cromwells" (Lardners Encyklopädie).

**) St. Beuve erwähnt auch die Schwestern Lamartines. Royer-Collard, der sie persönlich kannte, nannte sie reizend und melodisch, wie „ein Nest voll Nachtigallen".

erinnern". Zu gleicher Zeit fügt St. Beuve hinzu, daß der eine von Chateaubriands Onkeln väterlicherseits als Priester ein Dichter war und daß ein anderer Onkel sich gelehrten und historischen Forschungen hingab*).

Walter Scotts Mutter war die Tochter des Professor Rutherford von Edinburg, eine Frau von großem Scharfsinn. Sie hatte viel Sinn für Litteratur und ermutigte ihren Sohn in seinen Bestrebungen, von denen sein Vater — ein gewöhnlicher Mann und ein eifriger Presbyterianer — nichts wußte. In einem Briefe an George Ellis sagt Scott von seinen Vorfahren: „Mein Großvater war ein Pferde- und Viehhändler und verdiente ein Vermögen; mein Urgroßvater war ein Jakobit und Verräter (wie jene Zeiten ihn nannten) und verlor ein Vermögen; und hinter demselben tauchen noch ein oder zwei halbverhungerte Grundbesitzer auf, die auf einem dürren Pferde ritten und von noch dürreren Windhunden begleitet waren, die mit Mühe 100 Pfund von etwa 100 Pächtern eintrieben, Duelle fochten, ihre Hüte aufs Ohr setzten und sich Edelleute nannten**)".

Catherine Gordon of Gight, Lord Byrons Mutter, war eine Frau von außerordentlich

*) „Porträts von Zeitgenossen."

**) Lockhart, „Scotts Leben".

raschem und ungestümem Empfinden und von heftigem, schlecht beherrschtem Temperament. Höchst wahrscheinlich stammte jene keltische Leidenschaft von ihr, die der Poesie ihres Sohnes solche Kraft verlieh. Im „Don Juan“ rühmt sich Byron, daß er ein Schotte halb durch Geburt, und ganz durch Erziehung sei. Seiner Mutter Ungestüm und Eigensinn übten ohne Zweifel einen mächtigen Einfluß auf seinen Charakter aus, was sich in dem krankhaften Eigensinn und der mißtrauischen Bitterkeit seiner kurzen, doch glänzenden Laufbahn zeigte. Von Kummer aufgerieben, unglücklich, groß und dennoch schwach, schleppte er durchs Leben mit sich die Last seines mütterlichen Erbteils.

Von anderen Dichtern verdankten Gray und Cowper ihre poetischen Neigungen ihren Müttern, denen sie zärtlich zugethan waren. Gray schrieb an einen Freund nach dem Tode seiner Mutter: „Da fühlte ich mit übervollem Herzen, daß man nur eine Mutter haben kann“. Cowpers Mutter, Anna Donne, stammte von dem Dichter Donne ab. Swift war auch von richtiger poetischer Herkunft, denn seine Mutter war eine Herrick und sein Großvater ein Dryden. Thomson erbte sein poetisches Talent von seiner Mutter, die eine Frau von ungewöhnlicher Begabung war und eine große Wärme der Einbildungskraft besaß.

Southey spricht mit viel Gefühl und Zuneigung von seiner Mutter. „Nie“, sagt er in seiner Selbstbiographie, „war ein menschliches Wesen mit sanfterem Gemüt oder einem glücklicheren Temperament gesegnet als sie. Sie hatte einen vortrefflichen Verstand und eine Schnelligkeit der Auffassung, wie ich sie selten gefunden habe. Ich sah auch niemals ihresgleichen, was ihre geistigen Fähigkeiten, ihre Herzensgüte und jene Art von moralischem Magnetismus betrifft, welcher alle in Liebe an sich zog, die mit ihr in Berührung kamen.“

Fontenelle bestätigt, daß er seine Talente von seiner Mutter habe, der Schwester Corneilles, während Charlotte Corday in grader Linie von einer anderen Schwester abstammte. De Tocquevilles Mutter war die Enkelin von Malesherbes. Ballanche erbte seine körperlichen Eigenschaften von seinem Vater, aber „gleich vielen berühmten Männern“, sagt St. Beuve, „erbte er Gefühl und Verstand von seiner Mutter*)“. Manzonis Mutter war eine Tochter des Marquis von Beccaria, des politischen Philosophen, des Verfassers der berühmten „Abhandlung über Verbrechen und Strafen“. Der deutsche Philosoph Kant pflegte

*) „Porträts von Zeitgenossen.“

zu erklären, daß er dem Einfluß von seiner Mutter Charakter die strenge Unbeugsamkeit seiner eignen moralischen Grundsätze verdanke. Sir John Moore, der bei Corunna fiel, hatte zum Vater den Dr. Moore, den Verfasser von „Zeluco" und vielen anderen Werken, und zur Mutter die Tochter vom Professor Simson an der Universität von Glasgow — eine Frau von außerordentlicher Charakterstärke.

Noch viele andere Beispiele könnten angeführt werden, wie der Lord-Oberrichter Mansfield, dessen Mutter, eine Frau von Talent und Charakter, von Drummond von Hawthornden abstammte, während sein Vater ein ganz unbedeutender Modegeck war. Die Mutter des Lord-Kanzlers Erskine war eine Frau von richtigem Urteil; auf ihren Rat gab ihr Sohn die Carriere bei der Marine auf und studierte Rechtswissenschaft, der er später zu so großer Zierde gereichte. Der Herzog von Wellington glich auch sehr seiner Mutter an Gestalt und Gesichtszügen. „Sie war eine Frau von großer Begabung und Charakterstärke", sagt Mr. Gleig, „während sein Vater, der Graf von Mornington, sich hauptsächlich wegen seiner Liebe zur Musik auszeichnete; sein Lied „Hier in der kühlen Grotte" wird noch jetzt be-

wundert. Die Napiers waren auch Söhne einer edlen, schönen und heroischen Frau, der Lady Sarah Lennox, der letzten überlebenden Urgroßtochter Karls II. Lord Broughams Mutter, für welche er stets die zärtlichste Rücksicht hatte, war die Nichte des Historikers Professor Robertson. Sie war eine Frau von großen geistigen Gaben, während sein Vater ein Landedelmann mit sehr gewöhnlichen Eigenschaften war. Cuvier war der Sohn eines auf Halbsold stehenden, ganz unbedeutenden Offiziers, aber seine Mutter war eine Frau von vorzüglichem Charakter, die sich mit Eifer der Erziehung ihres Sohnes widmete. Obgleich sie selbst nicht Latein konnte, ließ sie ihn seine Lektionen wiederholen, lehrte ihm zeichnen, ermutigte ihn, Werke der Geschichte und Litteratur zu lesen und entwickelte in ihm jene Leidenschaft für die Wissenschaft und jenes Interesse für alle lebenden und leblosen Dinge, welches, um mit Cuviers eignen Worten zu reden, „die Haupttriebfeder meines Lebens bildete". Madame de Sévigné lebte auch noch einmal in ihren Kindern, — in ihrem Sohne, dem Chevalier, der so voll Geist und Anmut war, und in ihrer Tochter, Madame de Grignan, in der wir, wie St. Beuve sagt, „den Verstand in seiner ganzen Würde und Hoheit verkörpert sehn".

Bevor wir von diesem Gegenstand Abschied nehmen, müssen wir noch einen wichtigen Umstand erwähnen in Bezug auf den moralischen Charakter der Familien. Wo die Mutter gut und tugendhaft ist, — gleichviel, ob der Vater leichtsinnig, lasterhaft und verderbt ist —, kann sie durch den Einfluß ihres Beispiels und die zwingende Macht ihrer Sanftmut und Liebe ihre Kinder retten und sie zu tugendhaftem Lebenswandel erziehen. Aber wenn ihr Charakter schlecht ist, so ist — trotz der Güte und Vortrefflichkeit des Vaters — der Fall außerordentlich selten, daß etwas Gutes aus den Kindern wird. Weder sonstige Vorteile bei der Erziehung, noch Umgebungen voll Reichtum oder Comfort können den Mangel einer guten Mutter ersetzen. Sie ist es, die den Einfluß des Elternhauses hauptsächlich bewirkt, des Elternhauses, welches nicht nur die Pflanzschule der liebevollen Empfindungen des Herzens, sondern auch der Gedanken und Grundsätze ist, welche die Welt beherrschen. Nationen gehen aus den Kinderstuben hervor und das Gängelband der Kinder wird in den Händen einer guten Mutter zum Zügel der sittlichen Herrschaft.

Viele Männer von Bedeutung haben das Glück eines guten Vaters und einer guten Mutter gehabt und waren somit in doppelter Hinsicht von guter

Geburt. Zu diesen gehörte Lord Bacon. Sein Vater, Sir Nicholas Bacon, war zwanzig Jahre lang Großsiegelbewahrer unter der Regierung der Königin Elisabeth. Er war ein Mann von hoher Bildung, von edlem Charakter und gleich bedeutend als Gesetzgeber wie als Staatsmann, denn er zählte nächst Burleigh zu den großen Männern seiner Zeit. Bacons Mutter war Anna Cooke, eine der Töchter des gelehrten Sir Anthony Cooke. Sie war eine Frau von ungewöhnlichem Wissen und zahlreichen Talenten, gut bewandert im Griechischen und Lateinischen und fast mit allen modernen Sprachen vertraut. Sie übersetzte Ochinos Predigten aus dem Toscanischen und Bischof Jewels „Rechtfertigung" aus dem Lateinischen. Ihre drei Schwestern waren eben so gelehrt und talentvoll. Die älteste, Mildred, heiratete den großen Lord Burleigh und wird von Roger Asham als die beste Gelehrte im Griechischen unter den Frauen Englands erklärt, mit Ausnahme der Lady Jane Grey. Lady Burleighs Sohn Robert, Graf von Salisbury und Großschatzmeister, war ein Mann von großer Energie und weitgehendem Scharfsinn; er wurde für einen der fähigsten Minister seiner Zeit gehalten. Von den beiden anderen Schwestern schrieb Elisabeth Briefe und Elegien in griechischer und lateinischer Sprache,

auch machte sie Übersetzungen aus dem Französischen; und die dritte Schwester Katherine war eben so berühmt wegen ihrer Gelehrsamkeit im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, als wegen ihres Talentes für die Dichtkunst. Königin Elisabeth selbst hatte es weit in den Sprachen gebracht, da sie die lateinische und griechische, wie die französische, spanische, italienische und deutsche Sprache kannte.

Luther, Tasso, Schiller, Goethe, Burns und Wesley waren darin alle gleich glücklich, gute Eltern zu haben. Luthers Mutter wird geschildert als „eine tugendhafte, züchtige, gottesfürchtige Jungfrau, der Stolz von Möhra" *). Sein Vater Johann war ein Mann von unverfälschter Rechtschaffenheit und Festigkeit des Willens; sein Charakter wurde passend versinnbildlicht durch sein Handwerkszeug — einen Hammer auf einem Granitblock. Tassos Vater Bernardo war ein ziemlich bedeutender Dichter, obwohl sein Ruhm durch den seines Sohnes verdunkelt wurde, während seine Mutter eine Frau von dem zärtlichsten und schönsten Charakter war. Während der Verbannung ihres Mannes pflegte sie sorgfältig das Genie ihres Sohnes, der ihre Liebe zärtlich erwiderte **). Schiller erbte seiner

---

*) Audin, „Geschichte Martin Luthers".

**) Moore sagt in seinem „Leben Byrons": „In vielen Fällen haben die Mütter berühmter Dichter Grund gehabt, auf

Mutter Natur, glich ihr auch genau an Gestalt, Gesicht und Temperament. Er hatte dieselbe lange und schlanke Gestalt, dasselbe helle Haar und die schwachen Augen, dieselbe breite Stirn und den schwermütigen Ausdruck in den Zügen. Die Mutter war wie ihr Sohn fromm, ernst und schwärmerisch, sie hatte ein tiefes Empfinden für die Schönheiten der Natur und liebte Musik und Poesie leidenschaftlich. Aber Schillers Vater war auch ein Mann von seltener Rechtschaffenheit und Vortrefflichkeit des Charakters und blieb, trotz vieler Schwierigkeiten, seiner Neigung treu, fleißig Philosophie und Wissenschaft zu pflegen. Goethe vereinigte auch in seinem Charakter die verschiedenen Vortrefflichkeiten seiner beiden Eltern. Er sagt selbst: „Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren". Sie war eine Frau von gesundem Verstand, voll liebevoller Heiterkeit, schrieb reizende Briefe und war in jeder Hinsicht höchst schätzenswert. Ein begeisterter Be-

die Liebe ihrer Söhne nicht minder stolz zu sein, als auf deren Ruhm. Tasso, Pope, Gray und Cowper gehören zu diesen denkwürdigen Beispielen kindlicher Zärtlichkeit. In den kleineren Gedichten Tassos sind wenig Dinge so schön wie seine Beschreibung in der Kanzone auf den Metauro von seiner ersten Trennung von seiner Mutter.

wunderer ihres Sohnes sagte, nach einer längern Unterhaltung mit ihr: „Jetzt begreife ich, wie Goethe der Mann werden konnte, der er ist“.

Der Dichter Burns erbte seine geistigen Eigenschaften von seinem Vater, einem vortrefflichen Manne, voll richtigen Verständnisses und männlichen Charakters. Burns bekennt, daß er ihm jegliche Weisheit verdanke, die er je besessen habe. „Selten habe ich jemand gefunden“, setzt er hinzu, „der so viel Kenntnis der Menschen, ihrer Art und Weise und ihrer Wege hatte wie er.“ Burns glich ihm auch in seinem reizbaren und melancholischen Temperament, welches einen so tiefen Schatten auf sein eignes Leben warf. Aber er glich auch seiner Mutter, die als eine „sehr kluge Frau“ geschildert wird. Gleich der Mutter Scotts entzündete sie schon früh das Genie ihres Sohnes, indem sie ihm die alten Balladen seines Heimatlandes hersagte. Und so wurde des Knaben poetische Natur genährt und erweitert durch den Einfluß elterlichen Beispiels und elterlicher Liebe.

John Wesley war auch durch seine beiden Eltern gleich gut ausgestattet worden. Die Wesleys*) waren ein tüchtiges, selbstvertrauendes,

*) Man sagt, daß das Blut der Wellesleys in den Adern der Wesleys fließt. Garrett Wellesley, Esq. von Dungannon, der die Wesleys als zu seiner Familie gehörend betrachtete,

ausdauerndes Geschlecht. Mindestens vier Generationen hindurch waren verschiedene Mitglieder der Familie bedeutend als Prediger und Geistliche und mannhafte Verteidiger der Gewissensfreiheit. Der Geistliche Bartholomäus Wesley, der Urgroßvater John Wesleys, war Dissidenten-Prediger zu Charnmouth, bei Lyme, zur Zeit der Republik. Er behauptete unentwegt seine Grundsätze, wurde von seiner Gemeinde abgesetzt bei der Restauration und starb bald nachher. Sein Sohn, der Geistliche John Wesley, M. A. (Magister Artium, Meister der freien Künste), war ein bedeutender Kenner orientalischer Sprachen. Er wurde als Vikar zu Winterborne, Whitechurch, Dorset angestellt und gleich seinem Vater von seiner Gemeinde bei der Restauration vertrieben. Häufig war er eingekerkert und mit Geldbußen belegt worden, dennoch fuhr er fort zu predigen; nach seiner letzten Einkerkerung

machte das Anerbieten, er wolle Charles, den Bruder von John Wesley, zu seinem Erben machen, vorausgesetzt, daß er übertreten, sich in Irland niederlassen und seine Absicht aufgeben würde, nach Oxford zu gehn. Das Anerbieten wurde nicht angenommen und Mr. Wellesley hinterließ sein Besitztum und seinen Namen seinem Vater, Richard Colley, der später zum Baron Mornington gemacht wurde und Vater des ersten Grafen von Mornington sowie Großvater des ersten Herzogs von Wellington war.

starb er jedoch in dem frühen Alter von 34 Jahren. Der Geistliche Samuel Wesley, ein Sohn des Märtyrers und dessen Frau, einer Nichte des Geistlichen und Kirchengeschichtschreibers Thomas Fuller, war der Vater von John und Charles Wesley, den Gründern der Methodisten-Verbindung. Samuel Wesley war ein Mann von starkem Geist und strengen Ansichten. Mit wenig Pfunden in der Tasche wanderte er nach Oxford, ging auf die Exeter-Universität als Famulus, erhielt ein Stipendium und konnte so studieren. Er arbeitete sich durch bis zu einem B. A. (Bachelor of Arts, Bakkalaureus der freien Künste), ging nach London und wurde ordiniert. Ein Jahr lang arbeitete er als Vikar in London, dann ein zweites Jahr als Kaplan an Bord eines Kriegsschiffes, und nachdem er noch wiederum zwei weitere Jahre in London als Vikar gewesen war, erhielt er die kleine Pfarre von South Ormsby in Lincolnshire. Als Jakob II. seinen Kabinettsbefehl veröffentlichte, der in allen Kirchen die Verlesung seiner Erklärung der Gewissensfreiheit anordnete, wurde Wesley gedrängt, die Maßregeln des Hofes zu unterstützen und des Königs Befehl auszuführen; er weigerte sich jedoch nicht nur, die königliche Erklärung vorzulesen, sondern hielt sogar eine Predigt dagegen vor einer Zuhörerschaft, die

teilweise aus Höflingen, Soldaten und Berichterstattern bestand. Die Revolution von 1688 erfolgte und er sprach und schrieb zur Unterstützung der neuen Ordnung der Dinge. Im Jahre 1693 erhielt er die Pfarre von Epworth in Lincolnshire und in dem Pfarrhaus dieser Gemeinde wurde John Wesley geboren.

Wesleys Mutter war auch eine merkwürdige Frau. Sie war die Tochter eines anderen Dissidenten-Predigers, der bei der Restauration abgesetzt worden war, des bedeutenden Dr. Samuel Annesley, welcher mit dem irischen Grafen von Anglesey nahe verwandt war. Wie ihr Gatte wählte sie ihren eignen Weg in der Religion, verließ nach gewissenhafter Prüfung die Dissidenten und trat zur englischen Kirche über. Sie war eine Frau von starken Überzeugungen in der Politik sowohl wie in der Religion. Da sie eine Anhängerin der Stuarts war, weigerte sie sich, Amen zu sagen bei dem Gebet für König Wilhelm, wodurch eine zeitweilige Entfremdung von ihrem Gatten hervorgerufen wurde, der die Revolution von 1688 unterstützte. Sie war eine musterhafte, aufopfernde Mutter und erzog ihre Kinder (sie hatte deren 19) auf den Wegen der Rechtschaffenheit, Tugend und Gottesfurcht. Da während ihres Gatten Abwesenheit zur Kirchenversammlung an den Sonntagen

kein Nachmittags-Gottesdienst war, betete sie mit ihrer Familie im Hause, las eine Predigt und unterhielt sich nachher mit ihnen über religiöse Dinge. Die Gemeindemitglieder baten um die Erlaubnis, diesen Versammlungen beiwohnen zu dürfen und endlich willigte Mrs. Wesley ein. Aber es kamen mehr Personen, als ihr größtes Gemach fassen konnte. Die Sache wurde ihrem Gatten während seiner Abwesenheit in einem solchen Lichte dargestellt, daß er nach Hause schrieb mit dem Ersuchen an sie, von solchen Versammlungen abzustehen, widrigenfalls er irgend eine bemerkenswerte geistliche Persönlichkeit besorgen würde, um an ihrer Stelle zu lesen. Sie antwortete auf seinen Brief, indem sie ihr Benehmen auf eine so freimütige, aufrichtige und gefühlvolle Weise verteidigte, daß er keine ferneren Einwendungen gegen ihre Sonntagsvorlesungen und -Unterhaltungen mehr machte. Dies war die Mutter der Wesleys, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ihre Lehre und ihr Beispiel großen Einfluß auf den Charakter ihrer Söhne ausübten. Southey sagt in seinem „Leben Wesleys“, daß John und Charles zu dieser Zeit unter ihrer Mutter Obhut waren; sie widmete so viel Zeit, als sie ermöglichen konnte, jedem Kinde, um mit demselben jede Woche einmal abends über die

Pflichten und Hoffnungen des Christen zu reden, und es ist wohl zu glauben, daß diese Umstände ihrer Kindheit einen bedeutenden Einfluß auf ihre Handlungsweise hatten, als sie die Gründer und Leiter einer neuen christlichen Sekte wurden.

Obgleich diese und andere Beispiele als Beweis dienen mögen, daß Begabung und Charakter von Vater und Mutter vererbt werden oder von der Mutter allein, sind die Fälle noch viel zahlreicher, wo sie direkt durch die männliche Linie fortgepflanzt werden. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“, ist ein altes Sprüchwort. Dieselben Gesichtszüge wie dieselben Talente werden manchmal Jahrhunderte hindurch überliefert. Eine sonderbare Behauptung stellte der verstorbene Mr. Tom Taylor in den „Times“ auf bei seiner Betrachtung über ein Porträt von John Wycliffe, welches sich im Besitz des Grafen von Denbigh befindet. Mr. Taylor sagt: „Es ist eine seltsame zufällige Bestätigung des Obengesagten, daß ein noch lebender Geistlicher aus Yorkshire, einer der Söhne des letzten Wycliffe von Gales, in Genf von einem Deutschen angeredet wurde, der sich dem Studium von Wycliffes Geschichte und Werken gewidmet hatte, und der ihn fragte, ob er irgendwie ein Verwandter des berühmten englischen Reformators sei“. Der Deutsche war hoch ent-

zückt, als er die Geschichte von der Herkunft des Mannes aus Yorkshire hörte. Die Vererbung eines Familiengesichtes läßt sich auch beweisen durch einen Vergleich der Gesichtszüge des ersten Lord Shaftesbury mit denen des siebenten Lord Shaftesbury, des berühmten Philanthropen.

Wir haben übrigens schon berichtet über die seltsamen Ähnlichkeiten der Gesichter und deren einzelnen Züge in den Ahnengalerien alter Familien. Betrachtet jedoch die Vererbung von Talenten und künstlerischen Eigenschaften bei Malern sowohl wie bei Musikern. Raffaels Vater war ein verdienstvoller Maler und der erste Lehrer seines um vieles größeren Sohnes. Tizians Bruder, Sohn und Enkel waren lauter Künstler von Bedeutung. Es gab drei Bellinis, venezianische Künstler, der Vater und zwei Söhne, von denen Giovanni, der zweite Sohn Jacopos, bei weitem der bedeutendste war. Die Sangallos waren eine Familie italienischer Künstler und Baumeister, von denen vier sich eines großen Rufes erfreuten. Die drei Caraccis, Verwandte, gehörten zu den größten Malern Italiens. Niccolo Abati, der berühmte italienische Freskenmaler, hatte einen Bruder, der sich als Pferde- und Schlachtenmaler auszeichnete, auch sein Sohn und sein Enkel waren beide befähigte Künstler. Die fünf Bassanos,

Vater und vier Söhne, waren lauter Maler von Ruf. Canovas Vater arbeitete in Marmor und war somit gleichfalls ein Bildhauer.

Dasselbe finden wir in Frankreich. Die drei Söhne von Jacob Sigisbert Adam aus Nancy waren, wie ihr Vater, alle bedeutende Bildhauer in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dasselbe waren die vier Coustous, auch Antoine Coysevox und seine beiden Neffen, Nicolas und Guillaume, während Guillaume der jüngere, der Sohn des letzteren, den großen Preis der Akademie davontrug. Die Basires waren eine Familie von Kupferstechern, welche die Kunst ihren Söhnen und Enkeln überlieferten. Die Picarts waren gleichfalls eine Familie von Kupferstechern, von denen sich der letzte, Bernhard, am meisten auszeichnete. Es gab vier Vernets, lauter Maler — Vater, Sohn, Enkel und Urenkel. Der erste blühte zu Beginn des vorigen Jahrhunderts und der letzte in unserer Zeit.

Dieselbe Vererbung der Kunst ist in den Niederlanden zu verfolgen. So waren Cuyp und Paul Potter beide die Söhne von Malern. Der jüngere Matsys hatte Quentin Matsys zum Vater; seine Mutter war auch die Tochter eines Malers. Die beiden Teniers waren Vater und Sohn. Die

drei Van de Veldes waren Vater, Sohn und Enkel. Raffael Mengs war der Sohn eines Malers von geringerer Bedeutung. Unter uns Engländern haben wir auch einige Beispiele dieser Art. Nollekens war der Sohn eines Bildhauers. Die vier Stones waren Bildhauer — der Vater wie die drei Söhne*). Die beiden Pickersgills waren Onkel und Neffe. Die fünf Nasmyths von Edinburg, Vater, Sohn und drei Töchter, waren Maler; vielleicht können wir einen sechsten hinzufügen — den Erfinder des Dampfhammers, der gleichfalls ein Künstler ist.

Nun zu den Musikern. Die beiden Scarlatti, Vater und Sohn, waren gleich berühmt; es war auch noch ein Enkel da, obwohl von geringerer Bedeutung als seine beiden Vorgänger. Die ganze Bachsche Familie scheint musikalisch gewesen zu sein. Der Begründer war Veit Bach, der Müller von Preßburg, der früh im 16. Jahrhundert lebte, und sechs Generationen hindurch vererbte sich die musikalische Fähigkeit des Geschlechtes ohne Unterbrechung. Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts gab es 58 männliche Nachkommen Veits, die alle,

*) Die folgende Grabschrift befindet sich auf ihrem Monument in der St. Martins-Kirche:

„Der seltnen Steine ruhen vier,
Vater und drei Söhne hier.“

nach Forkel, Professoren der Musik gewesen waren*). Das Genie der Familie gipfelte in Johann Sebastian Bach; vier seiner Söhne und fünf seiner Töchter waren mehr oder minder bedeutend in der Kunst. Beethovens Vater und Großvater waren Musiker von Beruf. Webers Vater war ein musikalischer Schwärmer, der überall fiedelte, in den Straßen und auf den Feldern. Mozarts Vater war ein befähigter Musiker, — Vizekapellmeister und Komponist des Erzbischofs von Salzburg; aber wir werden später sehen, wie sehr Mozarts eigner Sohn abfiel. Haydns Vater spielte die Harfe, ohne, wie es heißt, eine Note zu kennen. Rossinis Vater war ein Hornist in dem Orchester einer umherziehenden Truppe. Mendelssohn stammte aus einer mehr gelehrten als musikalischen Familie, da sein Großvater Moses Mendelssohn, der berühmte Philosoph, war**).

In vielen Familien scheint das Talent für Wissenschaft und Politik erblich zu sein. Die

*) Allgemeine Musikalische Zeitung, 1823.

**) Es mag erwähnt werden, daß Milton sein musikalisches Talent von seinem Vater erbte, der, obgleich Notar, ein vortrefflicher Musiker und Komponist war; einiger seiner Kompositionen wird in Burneys „Geschichte der Musik" Erwähnung gethan.

Scaliger, Vater und Sohn, waren gleich groß als Gelehrte wie als Kritiker. Dasselbe waren die beiden Struve, Georg Adam und sein Sohn Burchard Gotthelf, obwohl mehrere Mitglieder der Familie hohe Ämter im Staat als Rechtsgelehrte und Staatsmänner bekleideten. Gerhard und Isaak Vossius, Vater und Sohn, waren die größten Gelehrten ihrer Zeit. Ebenso zeichneten sich die beiden Casaubon, Vater und Sohn, gleich sehr durch ihre Gelehrsamkeit aus. Die beiden Aldini, Giovanni und Antonio — der eine ausgezeichnet als Staatsmann und der andere als Philosoph —, waren die Neffen Galvanis, des Entdeckers des Galvanismus. Die Strozzi von Florenz waren drei Jahrhunderte hindurch gefeiert wegen ihrer Größe als Gelehrte und als Politiker. Ein anderer Zweig derselben Familie, wohnhaft in Ferrara, zeichnete sich aus durch die Zahl von Dichtern und Kritikern, die ihm entsprossen waren. Die Stephens (Etiennes), ursprünglich Franzosen, waren große Buchdrucker und Gelehrte. Nicht weniger als zehn Mitglieder der Familie erreichten mehr als zwei Jahrhunderte hindurch die größte Vollendung in der Litteratur der Schulgelehrsamkeit. Die Basnage-Familie war gleichfalls bedeutend durch ihre Prediger, Juristen und Gelehrten. Die d'Aubignés aus Genf, ursprünglich

Franzosen, erzeugten, drei Jahrhunderte hindurch, Männer von Bedeutung als Gelehrte, Geistliche und Historiker. Die zwei Gebrüder Schlegel waren ebenso groß als Gelehrte wie als Kritiker. In den Vereinigten Staaten finden wir drei Mitglieder der Adams-Familie — John Adams, den Präsidenten, John Quincey Adams und Charles Francis Adams —, alle ausgezeichnet durch ihre Begabung zum Staatswesen. Die drei Mathers — Richard, Increase und Cotton, Vater, Sohn und Enkel —, waren alle gleich bedeutend in der Gottesgelehrsamkeit. Der Grabstein, der zu ihrem Andenken auf dem Dorchester Kirchhof in Massachusetts errichtet wurde, trägt die folgende Inschrift:

„Hier unter diesem Stein liegt Richard Mather
Mit seinem Sohn, der größer als der Vater,
Und seinem Enkel, der der größte war."

Die Vererbung heroischer Eigenschaften in der männlichen Linie wird auf überzeugende Weise bewiesen durch die Geschichte der Mitglieder des Hauses Nassau. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts tauchte dasselbe zuerst in der Geschichte auf. Der ältere Zweig blieb in Deutschland, bestieg im 13. Jahrhundert den kaiserlichen Thron in der Person Adolphs von Nassau und gab dem Lande viele Kurfürsten, Bischöfe und Generale.

Der jüngere und berühmtere Zweig führte die Holländer an in ihrem Kampf um die Freiheit gegen die doppelte Macht Spaniens und Frankreichs. Wilhelm I. von Oranien, „Wilhelm der Schweigsame", wie er hieß, war der erste an der Spitze der Holländer in ihrem Kampfe gegen die Tyrannei Karls V. und seines Sohnes Philipps II. Er hatte starke Feinde zu bekämpfen in dem Herzog von Alba, in Don Juan d'Austria und Alessandro Farnese von Parma, die durch mächtige spanische und italienische Armeen unterstützt wurden. Aber er kämpfte mit Erfolg gegen sie und brachte schließlich den berühmten Frieden von Utrecht zustande, welcher die dauernde Grundlage der holländischen Republik bildete*).

Ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt und er wurde ermordet durch einen Agenten seiner Feinde, aber sein Werk wurde durch Moritz, den Prinzen von Nassau, fortgeführt, der an seines

*) Die Talente und Tugenden der Nassau-Familie pflanzten sich auch in der weiblichen Linie fort. Charlotte, die Herzogin von Tremouille, war die Tochter Wilhelms II., des Prinzen von Oranien; ihre Tochter Charlotte, mit Lord Strange verheiratet, dem spätern Grafen von Derby, war es, welche die Verteidigung von Lathom House gegen die Parlamentsarmee leitete — eine der merkwürdigsten Heldenthaten jenes ritterlichen Zeitalters.

Vaters Stelle zum Statthalter erwählt wurde und mit Hülfe der englischen Truppen imstande war, Holland von der Tyrannei Spaniens zu befreien. Sein Stiefbruder, Friedrich Heinrich, folgte auf ihn und dann kam Wilhelm III. von Oranien, der zweite Eroberer Englands. In der That sind die Abschnitte in Motleys Geschichte: die Erhebung der holländischen Republik und die Geschichte der Vereinigten Niederlande — die besten Denkmale der heldenmütigen Tapferkeit der Männer aus dem Hause Nassau.

Die Eigenschaften eines Staatsmannes scheinen auch erblich zu sein. Die Stanleys aus der Regierungszeit Eduards II. und III. haben ihre Repräsentanten auch unter der Regierung der Königin Victoria, und die Cecils der Regierung Elisabeths werden gegenwärtig durch den Lord Salisbury vertreten. Die Russell der Regierung Karls II. haben noch ihre modernen Repräsentanten. Die schottische Familie der Beaton oder Bethune lieferte fortwährend, mehr als zwei Jahrhunderte hindurch, Staatsmänner, Geistliche und Diplomaten. Unter den Staatsmännern neuerer Zeit finden wir die beiden Pitt, Vater und Sohn, die beiden Fox, Vater und Sohn, — Lord Holland und Charles James Fox —, denen der verstorbene Lord Vassall Holland zugezählt werden kann; die

beiden Peel, Vater und Sohn, und ihren Nachfolger, den Redner im Unterhause; die beiden Canning, Vater und Sohn, sowie „den großen Elchie“ — Lord Stratford Canning (de Redcliffe). Die Temple haben sich auch immer ausgezeichnet durch ihr Erbteil an Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Staatsweisheit, welches seinen Höhepunkt in dem verstorbenen Premierminister Lord Palmerston erreichte.

Auszeichnung in Rechtswissenschaft und Litteratur scheint auch in den Familien zu verbleiben. Mr. Frances Galton hat in seinem Werk: „Erblichkeit des Genies“ *) einen mit Sorgfalt ausgearbeiteten Bericht über die Richter Englands von 1660 bis 1865 gegeben, woraus hervorgeht, daß ein großer Teil von ihnen einen oder mehrere bedeutende Verwandte besaß, obwohl man zugeben muß, daß die größere und am meisten ausgezeichnete Anzahl keine Verwandtschaft hatte, die mutmaßlich ihre Stellung in der Gesellschaft und in ihrem Berufe fördern konnte.

Außer den schon angeführten Beispielen scheinen die Sheridan das auffallendste erbliche Talent mehrere Generationen hindurch besessen zu haben.

*) Frances Galton (Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften), „Erblichkeit des Genies: eine Untersuchung über deren Gesetze und Konsequenzen“.

Der erste Mann von Ruf in der Familie war Dr. Thomas Sheridan, der vertraute Freund und erwählte Gefährte von Jonathan Swift. Er war ein Gelehrter, ein Witzling und ein Musiker, doch zu gleicher Zeit liederlich, in dürftigen Verhältnissen und doch nicht imstande, den Wert des Geldes zu schätzen. Sein Sohn, „Direktor Tom", war berühmt als Schauspieler und Theaterdirektor. Er war auch der Verfasser von „Leben des Dean Swift" und eines Wörterbuches der englischen Sprache.

Der Sohn von „Direktor Tom" war der hochverehrte Richard Brinsley Sheridan, der Verfasser einiger unserer besten Lustspiele, ein Gelehrter, ein Mann von Geist, ein Redner, der seinen Vater und Großvater übertraf an Genie, doch auch an sorgloser Heiterkeit und an Leichtsinn. Der Stammbaum des Genies erlosch jedoch nicht mit ihm. Sein Sohn Tom war ein Mann von großer Begabung, obwohl das traurige Geschick seines Vaters einen Mehltau auf sein Leben warf; seine Töchter jedoch, Mrs. Norton und Mrs. Blackwood, beide geniale Frauen, stellten den Ruf geistiger Größe der Familie wieder her, die jetzt repräsentiert wird durch den Grafen von Dufferin, den edlen Bewahrer des englischen Ruhmes in Indien.

Die Coleridges sind auch eine talentvolle Familie gewesen, in der Dichtkunst sowohl wie in der Rechtswissenschaft. Samuel Taylor Coleridge, der Dichter und dramatische Kritiker; sein Sohn Hartley, der Dichter, in vieler Hinsicht seinem Vater ähnlich; ein anderer Sohn, der Geistliche Derwent Coleridge, der sich sowohl als Geistlicher wie als Dichter auszeichnete, und Sarah Coleridge, die einzige Tochter, welche auch als Dichterin und Schriftstellerin viel Ruhm erntete. Henry Nelson Coleridge war ein Neffe von Samuel Taylor und zeichnete sich aus als Gelehrter, als Schriftsteller und als Rechtsanwalt. Aber der berühmteste Rechtsanwalt der Familie war Sir John Taylor Coleridge, auch ein Neffe des Dichters, der nach einer glänzenden Laufbahn zu Oxford sich der Rechtswissenschaft widmete, und Stufe auf Stufe emporstieg bis zu einem der höchsten Ämter am Gerichtshof. Er war ein Mann von großen litterarischen Talenten und eine Zeit lang, bis er von Arbeit fast überwältigt wurde, Herausgeber der „Quarterly Review". Der jetzige rechtmäßige Repräsentant der Familie ist Lord Coleridge, der Lord-Oberrichter von England.

Die Tytlers von Woodhouselee, Edinburg, weisen eine gleiche Reihe von Männern auf, die bedeutend sind als Historiker und Rechtsgelehrte.

William Tytler, der Verfasser der „Untersuchung der Schuldbeweise gegen die Königin Maria von Schottland“, hatte zum Sohn den Richter und Historiker Lord Woodhouselee und zum Enkel den Alexander Fraser Tytler, den Verfasser eines der besten Geschichtswerke über Schottland. Seine beiden Töchter sind auch wohl bekannt als Verfasserinnen von bewunderungswürdigen historischen Novellen.

Die Taylors von Ongar sind auch eine fast ausschließlich litterarische Familie gewesen, zu der Charles Taylor, der gelehrte Herausgeber des „Calmet“, gehört; Isaac Taylor, obgleich der Erfinder des Bierzapfens und der Verbesserer einer Kupferstechmaschine (eine Arbeit, die ihn sieben Jahr beschäftigte), war auch der Verfasser der „Naturgeschichte der Begeisterung“ und anderer Werke, die einen ungeheuren Ruf zu ihrer Zeit hatten; Jeffrey Taylor war der Verfasser des „Apostolischen Zeitalters in Britannien“; Anna und Jane Taylor schrieben eine Menge höchst populärer Werke, und der Geistliche Isaac Taylor, der älteste Sohn des Verfassers der „Naturgeschichte der Begeisterung“ und selbst der Verfasser von „Worte und Stellen“ und anderer berühmter Werke, ist der jetzt noch lebende Repräsentant der Familie.

Die Kemble-Familie zeigt vielleicht die merkwürdigste Vereinigung von Schauspielern und Schauspielerinnen, die es je gegeben. Unter ihnen finden wir, um die Mitte des letzten Jahrhunderts, Roger Kemble (einige sagen, sein Originalname sei Campbell), den Direktor des Theaters zu Prescott in Lancashire. Von ihm stammten ab: John Philipp Kemble, Sarah Kemble (später Mrs. Siddons), George Stephen Kemble, Frances Kemble, Charles Kemble und Elisabeth Kemble. Sie alle waren große Schauspieler und Schauspielerinnen. In der dritten Generation finden wir Adelaide Kemble (später Sartoris) und Frances Kemble (später Butler), die beide berühmt waren als Schauspielerinnen, die letztere auch als Schriftstellerin. Als der alte Schauspieler Macklin fast 100 Jahre alt war, sagte er zu John Kemble: „Mein Herr, ich habe Ihre Familie von Generation zu Generation gekannt. Ich habe Sie spielen sehen, junger Mann, und ich habe Ihren Vater spielen sehen und Ihren Großvater, mein Herr; der war ein großer Schauspieler“. Wir können hinzufügen, daß John Mitchell Kemble, der Sohn von Charles, einer der größten angelsächsischen Gelehrten seines Zeitalters war.

Es giebt noch andere Fälle, in denen die Erblichkeit des Talentes weniger langdauernd

gewesen, wo dasselbe nur vom Vater auf den Sohn oder die Tochter überging. Zum Beispiel gab es zwei Colman, zwei Kean, zwei Wedgewood, zwei d'Israeli, zwei Mill, zwei Stewart, zwei Allan Ramsay, zwei Macaulay, zwei Charles Lyell, zwei Stephenson, zwei Brunel. Wir haben auch den Finanzminister Necker und seine berühmte Tochter Frau von Staël; Dr. Burney und seine Tochter Madame d'Arblay; Edgeworth und seine Tochter, die wohlbekannte Romanschreiberin; Thackeray und seine Tochter, Mrs. Ritchie, die Verfasserin von „Elisabeth" und anderen Romanen. Lucas sagt in seinem Werk über Vererbung, daß die aufsteigende Bewegung der durch Begeisterung angeregten Fähigkeiten der meisten Begründer von Familien fast immer bei der dritten Generation einhält, selten auf die vierte, und fast nie auf die fünfte übergeht. Und sehr oft geht sie nicht über die erste Generation hinaus, sondern beginnt bei derselben, um dabei stehen zu bleiben.

Den meisten Menschen mag es beim ersten Anblick abgeschmackt erscheinen, daß das Talent für Wissenschaft und wissenschaftliche Forschung im Blute liegen soll, und doch giebt es viele besondere Beispiele dieser Art der Vererbung. Die Cassini, deren Namen so unzertrennlich sind

von der Geschichte der Astronomie, bekleideten in erblicher Folge über 120 Jahre das Amt des Direktors der königlichen Sternwarte zu Paris. Es gab nicht weniger als acht Mitglieder der Bernouilli-Familie, von verschiedenen Graden der Berühmtheit, vier Generationen hindurch. Wie die Cassini zeichneten sie sich besonders durch ihr Genie für Mathematik aus. Die Gregory von Aberdeen — obgleich mit Rob Roy Macgregor verwandt — zeichneten sich drei Generationen hindurch durch ihr Talent für Physik aus. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfand James Gregory, ein Gelehrter der Mathematik, das Reflexionsfernrohr, während sein Bruder David, der auch bedeutend in Mathematik war, zuerst in Schottland ein Barometer besaß und benutzte. Die Nachkommen der beiden Brüder breiteten den Ruhm der Familie noch mehr aus, besonders in Bezug auf Naturwissenschaft; es ist durch Chalmers in seinem Biographischen Wörterbuch festgestellt, daß nicht weniger als sechzehn Gregories zu verschiedenen Zeiten Professuren, besonders an schottischen Universitäten, bekleideten. Die Bell waren eine andere schottische Familie, die sich gleich sehr in der Rechtswissenschaft, Chirurgie und Physiologie auszeichnete und zu der Charles Bell als eines der letzten, doch bedeutendsten Glieder

gehörte. Die Monroe von Edinburg zeichneten sich vier Generationen hindurch als Anatomiker aus. Die Hunter, William und John, hatten einen europäischen Ruf; ihre Schwester war die Mutter des berühmten Dr. Matthew Baillie und der Dichterin und Dramatikerin Johanna Baillie. Es gab sechs Sowerby, alle mehr oder minder bedeutend als Naturforscher.

Die Herschel, Vater und Sohn, waren als Astronomen beide gleich groß, und Caroline Lucretia, die Schwester des älteren Herschel, war ein eben so genauer und geduldiger Beobachter wie jeder von ihnen; sie entdeckte sieben neue Kometen vermittelst des Fernrohres, das ihr Bruder zu ihrem besondern Gebrauch angefertigt hatte. Im Jahre 1798 veröffentlichte sie, auf Kosten der Königlichen Gesellschaft, einen „Katalog der Sterne“, aus Flamsteeds Beobachtungen zusammengestellt, ein astronomisches Werk von großem Wert. Nach dem Tode ihres Bruders, 1822, kehrte sie im Alter von 72 Jahren nach Hannover zurück, um dort ihr Leben zu beschließen. Aber sie wurde nicht müßig; sie setzte ihr astronomisches Werk fort und im Jahre 1828 vervollständigte sie einen Katalog der Sterne, die ihr Bruder beobachtet hatte, wofür die Astronomische Gesellschaft von London ihr die goldene Medaille

verlieh. Sie starb 1848, in ihrem 98. Lebensjahre. Die Darwin haben auch vier Generationen hindurch ihr Talent für Eigenforschungen bewiesen; Charles Darwin, der Verfasser des Werkes: „Ursprung der Arten", war der Enkel des Dr. Darwin, der Dichter und Naturforscher sowohl wie praktisierender Arzt war, während George Darwin, der Sohn von Charles, mit dem zweiten Preis zu Cambridge gekrönt wurde und sich auszeichnet durch seine Kenntnisse in der Naturgeschichte und Physiologie.

Man könnte nach diesen und anderen Beispielen annehmen, daß die Vererbung allgemein ist. In der bloßen Körperbildung ist sie bis zu großer Ausdehnung vorherrschend. Man findet solche Sachen, wie Warzen und Schielaugen, den Familien anhaftend; und nicht nur das, auch grobe Haut und feine Haut, schuppige Haut, sechs Zehen und sechs Finger, Blindheit und Farbenblindheit, englische Krankheit und Hasenscharte, lange Arme und lange Beine, dicke Köpfe und selbst hölzerne Beine. Selbst hölzerne Beine? Es gab an der südlichen Küste eine seefahrende Familie, viele Generationen hindurch berühmt durch ihre Kapitäne und Admirale. Sie waren in manchem heißen Seegefecht und kamen oft verstümmelt nach Hause, wo sie des Zimmermanns Hülfe brauchten, um wieder gehen zu können.

Daher kam die Redensart: „hölzerne Beine seien erblich in der Familie“.

Jeremy Bentham behauptete sogar, daß Schnarchen erblich sei. „Wenn ein Bentham nicht schnarcht“, sagte er, „ist er nicht legitim. Mein Vater schnarchte, meine Mutter schnarchte, und wenn mein Neffe nicht schnarcht, ist er ein Betrüger*).“ Aber was von größerer Wichtigkeit ist als das Schnarchen — der Wahnsinn ist erblich. Haller sagt in seinem „Grundriß der Physiologie“: „Wir kennen ein sehr auffallendes Beispiel von zwei adeligen Damen, die wegen ihres Reichtums Männer bekamen, obwohl sie fast Idioten waren, und deren geistiges Gebrechen sich ein Jahrhundert hindurch über mehrere Familien ausbreitete, so daß in der vierten und selbst in der fünften Generation einige ihrer Nachkommen immer noch Idioten sind“.

Ein scherzhafteres Beispiel ist das des reichen Handelsmannes, der mit seinem Reichtum seine Manieren in eine aristokratische Familie brachte. Wenn irgend etwas Gemeines oder Unehrenhaftes durch seine Nachkommen gethan wurde, war die gewöhnliche Bemerkung: „O, es ist nur der alte Fellhändler, der wieder zum Vorschein kommt!“

*) Bowring, „Memoiren Benthams“.

In Smolletts Roman „Peregrine Pickle“ findet der Held eine junge hübsche Zigeunerin am Wege, nimmt sie mit nach Hause, kleidet sie wie eine Dame, erzieht sie, nimmt sie mit auf Bälle und tanzt mit ihr. Endlich hielt man ihre Ausbildung für vollendet. Sie wurde eingeladen zu einer Partie Kartenspiel, wo sie fand, daß eine vornehme Dame sie beim Spiel betrog. Da brach die Wildheit ihrer Natur unaufhaltsam hervor; sie beschimpfte ihre Gegnerin, verwünschte und verfluchte sie und verließ das Zimmer mit abscheulichen Worten und Gebärden — ganz in der alten Zigeunerweise. Eine Krähe wird nie eine Nachtigall.

Aber es giebt doch etwas, das nicht beeinflußt wird durch Vererbung, und das ist das Genie, besonders das dichterische Genie. Obgleich das Talent in vielen Familien erblich ist, ist das Genie in anderen nur der Besitz eines Menschenlebens, gleich der Ritterwürde. Selbst bei Männern von größter Genialität scheint nichts derartiges bei ihren Eltern vorhanden gewesen zu sein. Diese isolierten Genies stehen einsam und allein inmitten der Generationen, denen sie angehören. Wenn sie auch Nachkommen hinterlassen haben, sind doch diese letzteren auf das Niveau der gewöhnlichen Menschen herabgesunken. Es ist nichts von Genie vor ihnen in ihrem Geschlecht gewesen, noch nach ihnen.

Sie scheinen, was den Geist betrifft, weder Vater noch Mutter gehabt zu haben; sie sind die Schöpfer ihres eignen Geistes gewesen und können wie Marschall Junot sagen, daß sie ihre eignen Ahnen sind. Die Verhältnisse, in denen sie geboren wurden und in denen sie aufwuchsen und erzogen wurden, sind vielleicht günstiger gewesen zur Entwickelung ihres Genies als ihre wirkliche Verwandtschaft. Man muß ebenso zugeben, daß das Genie keine Analyse zuläßt, daß es nicht bis zu seiner Quelle verfolgt werden kann. Dies ist besonders bei den großen Dichtern der Fall gewesen. Sie kommen wie Kometen, verschwinden mitten in ihrer Bahn und lassen uns voll Staunen zurück. Chaucer, Spenser, Shakespeare kamen und schwanden. Shakespeare war der einzige Mann seiner Zeit — kein Shakespeare vorher, keiner nachher. So haben wir auch nur einen Milton. Wordsworths Eltern waren gewöhnliche Menschen. Byron war der einzige Mann von Genie in seinem Geschlecht. Shelleys Herkunft war aristokratisch aber ruhmlos. Dieser Dichter war in der Praxis ein Widerspruch zu der Theorie der Vererbung. Er war der einzige Mann seiner Art in seinem Geschlecht — ein poetischer Nervenknoten, ein klopfender Puls, ein fast ätherisches Wesen. Wenn das Genie erblich wäre, was könnte man nicht von dem

Sohne des Dichters Shelley erwarten? Henry Crabb Robinson sagt in seinem „Tagebuch“ *): „Mrs. Shelley trat herein mit ihrem Sohne. Wenn Genie sich vererbte, was könnte nicht aus ihm werden, aus ihm, in dessen Adern das Blut Godwins, Mary Woolstonecrafts, Shelleys und Mrs. Shelleys fließt! Welch ein Roman ist die Geschichte seiner Geburt!“ Keats hatte keine poetische Herkunft; sein Vater hielt Mietspferde und seine Mutter zeichnete sich nur durch ihre Liebe zum Vergnügen aus, wodurch freilich der frühe Tod des Dichters verursacht wurde **).

Die Fälle sind sehr zahlreich, wo Männer von berühmter Geburt keinerlei Zeichen von Talent oder Genie geäußert haben, wodurch sich ihre Vorfahren auszeichneten. Sie haben sogar oft einen ganz entgegengesetzten Charakter entwickelt. Die Alten, trotz ihrer Hochachtung vor dem Adel der Geburt, waren nicht gleichgültig gegen die Thatsachen, welche sich ihrer Theorie entgegenstellten. „Edle Söhne werden nicht immer von edlen Vätern erzeugt“, sagt Sophokles, „noch das Böse vom Bösen; aber es giebt nichts Zu-

*) „Tagebuch“, Erinnerungen und Korrespondenzen“.

**) Lord Houghton, „Leben Keats'“.

verlässiges hienieden.“ Themistokles war imstande, einen guten Reiter aus seinem Sohne zu machen, aber es gelang ihm nicht, einen guten Menschen aus ihm zu bilden. Aristides, Perikles und Thukydides hatten alle Mißgeschick mit ihren Söhnen. Germanicus, einer der weisesten und tugendhaftesten der römischen Heerführer, und Agrippina, seine Frau, eine der edelsten und tugendhaftesten ihres Geschlechts, hatten sechs Kinder, von denen nicht eins auch nur einen kleinen Teil der Güte ihrer Eltern besaß. Zwei von ihnen — ein Sohn, Cajus Cäsar, besser bekannt unter dem Namen Caligula, und eine Tochter Agrippina — ernteten ganz ausnehmende Schande durch die Gemeinheit ihrer Verbrechen. Agrippina war die Mutter Neros, eines der größten Ungeheuer des Altertums, und doch hatte Nero einen Seneca zum Lehrer. Der Kaiser Marcus Aurelius war ein Muster an Tugend und Gelehrsamkeit, während sein Sohn, der Kaiser Commodus, ein Ungeheuer an Grausamkeit war. Der junge Scipio, der Sohn des Africanus, war ein Narr und Verschwender. Der Trunkenbold Marcus war der Sohn Ciceros, der ihm das berühmte Werk „De Officiis“ widmete. Arcadius und Honorius waren die schwachen und unglücklichen Söhne des großen Theodosius.

Wir wollen auf die neuere Zeit übergehen. Kein Ritter konnte je berühmter sein wegen seiner heroischen Frömmigkeit als der französische Graf Jocelyn, und doch folgte auf ihn ein Sohn, der berüchtigt war wegen seiner Trunksucht und Verschwendung; er vergeudete seines Vaters Besitzung und starb vor Hunger. Dem tugendhaften und kriegerischen Eduard I. von England folgte sein Sohn Eduard II., der lasterhaft und feig war. Der Bruder des heiligen Ludwig war der grausame Karl von Anjou.

Die ersten Jahre nach seiner Verheiratung hatte Sir Thomas Mores Frau nur Töchter und flehte inbrünstig zu Gott um einen Knaben. Endlich wurde der Knabe geboren und erwies sich, als er Mann geworden, als schwach und einfältig. Sir Thomas sagte zu seiner Frau: „Du hast so lange um einen Knaben gebeten, daß er nun auch zeitlebens ein Knabe bleiben wird". Tully, der Geistliche und Polemiker, hatte einen Sohn, der ein elender Narr und ganz das Gegenteil seines Vaters war. Der Sohn kann danach streben, von seines Vaters Ruhm zu leben, er verwirkt aber alle Möglichkeit, selbst irgend einen zu erlangen als den, welchen ihm seine anmaßende Thorheit einbringt. Ein französisches Sprüchwort sagt: „Glücklich sind die Kinder, deren Väter verdammt

sind" — ein rauhes Wort! Ebenso: „Glücklich sind die Söhne, welche nicht, was Achtung anbetrifft, von den Tugenden ihrer Väter abhangen".

Luthers Sohn bereitete ihm große Enttäuschung; er war widerspenstig und ungehorsam. Wallers ältester Sohn wurde enterbt und nach Neu-Jersey geschickt als „des gesunden Menschenverstandes ermangelnd". Richard Cromwell — Olivers Sohn — war seinen Eltern ganz unähnlich; er war träge und apathisch und froh, das große Staatsamt niederzulegen, zu dessen Erbfolge er berufen war. Der Sohn des Quäkers William Penn war ein Aufschneider oder was man gewöhnlich einen Taugenichts nennt. Der Sohn des Philanthropen John Howard war ein lasterhafter Verschwender und verlor schließlich schon früh den Verstand. Addisons einziger Nachkomme war eine Tochter von schwachem Denkvermögen. Lord Chesterfield schrieb einige bedeutende Briefe an seinen Sohn, worin er ihm Höflichkeit und gute Lebensart einschärfte, und doch wurde sein Sohn ein schlecht erzogener, grober Mensch. Sir Walter Scotts Sohn war ein Kavallerie-Offizier, der sich des litterarischen Ruhmes seines Vaters fast schämte und sich rühmte, daß er nie dessen Romane gelesen habe. Von anderen Unregelmäßigkeiten der Vererbung können wir noch hinzufügen, daß Tom

Paines Vater — er selbst war Verfasser vom „Alter der Vernunft“ — ein würdiger Quäker von Thetford war; William Godwin war der Sohn eines Independenten-Geistlichen zu Lowestoft, und Franklins Sohn war ein Anhänger des Königs und empfing bis zu seinem Tode eine Pension von der britischen Regierung.

Selbst in der Kunst herrschen dieselben Unregelmäßigkeiten in der Vererbung. Voltaire schreibt in seinem „Leben Molières“: „Man hat die Wahrnehmung gemacht, daß fast alle diejenigen, welche sich in den schönen Künsten einen Namen erworben haben, dieselben pflegten gegen den Willen ihrer Eltern, und daß die Natur in ihnen stärker gewesen ist als die Erziehung“. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß in den meisten Fällen die Künstler sich ihren Weg durch die größten Schwierigkeiten hindurch bahnen mußten: Claude Lorrain, der Pastetenbäcker; Tintoretto, der Färber; Giotto, der Bauernknabe; und Künstler in unserem eignen Lande, wie z. B. Opie und Romney, welche Zimmerleute waren; Northcote, ein Uhrmacher; Jackson, ein Schneider; Etty, ein Buchdrucker, und Lough, ein Steinhauer. Reynolds sagte, daß nicht die Geburt den Künstler mache, sondern die Gelegenheit, der Fleiß, die Stetigkeit. Die Natur

muß zwar die Begabung mitgeben, doch nur durch ausdauernde Arbeit kann sie entwickelt werden. Rembrandt, einer der größten Künstler, hatte einen Sohn, Titus, den er sorgfältig zu einem Maler erziehen wollte; aber alle seine Bemühungen schlugen fehl und der einzige Ruhm des Titus blieb — daß er der Sohn seines Vaters war.

Als der Musiker Blanquini in Mailand war, wünschte er dem Sohne des berühmten Mozart seine Hochachtung zu bezeigen. Er fand ihn in seinem Comptoir, begrüßte ihn und beglückwünschte ihn wegen seiner ruhmvollen Herkunft. Der junge Mozart war etwas unwirsch und gab nur einsilbige Antworten. „Ist es denn wirklich wahr, mein Herr“, fragte der Besuch, „daß Sie der Sohn des großen Mozart sind?“ — „Ja.“ — „So sind Sie in dieses Land der Künste gekommen, beschützt vom Geiste Ihres Vaters!“ — „Hm!“ — „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie sehr gern Klavier oder Violine spielen?“ — „Zum Teufel, wofür halten Sie mich? Ich liebe keine Musik.“ — „Was? Sie sind kein Musiker?“ — „Nein, mein Herr, ich bin Bankier. Dies ist die Musik, welche ich liebe“; und seine Hand in einen Haufen von Goldstücken steckend, ließ er sie mit klingendem Schall auf den Zahltisch fallen. „Das hier“,

wiederholte er, „ist die Musik, welche ich liebe.“ Blanquini verließ ihn mit Widerwillen.

Das schmähliche Ende großer Geschlechter ist allgemein. Die edle Linie der Hastings — von Königen abstammend, mit dem Blute der Plantagenet wie der frommen Gräfin von Huntingdon in den Adern — erlosch in der Person eines Kameraden von Spielern. „Der zehnte Fortpflanzer eines Narrengesichtes“, sagt Byron, „hat wenig Wert.“ Die alte Linie der Stafford zeigte ihre letzte Spur in einem Schuhflicker, dessen Verstand nie über den Pantoffel hinausging. Die Familie der De Veres endete in einem 20. Grafen, der sein edles Blut mit Schande befleckte. Ein Abkömmling der Dudleys nahm Chausseegeld als Zollwärter ein im Angesicht der Türme, die der Baronie, deren Miterbe er war, den Namen gaben. Der letzte der Plantagenet versah die Stelle eines Unterküsters an einer Westend-Kirche. Der „Newgate-Kalender“ enthält das Ende eines edlen Lords, dessen Ahnen „mit dem Eroberer ins Land kamen“. Der direkte Nachkomme von Dermott Mac-Murrough, dem letzten Verräter-König von Leinster, wurde kürzlich, unter dem Namen Doyle, als Steinmetz in Liverpool arbeitend gefunden. Der Repräsentant der Grafen von Ulster, die ihre Blütezeit unter der Regierung der Königin

Elisabeth hatten, war vor kurzem Polizeidiener am Liverpooler Gefängnis. Der Enkel eines der bedeutendsten Mitglieder des irländischen Parlaments, der sich nicht nur als Redner, sondern auch als vorzüglicher lyrischer Dichter auszeichnete, hantierte vor nicht langer Zeit als Kellner in einer Schenke neben der Börse in Liverpool. Der letzte Abkömmling Vasco de Gamas war ein Kellermeister. Dies sind nur einige Beispiele von den vielen von der Entartung der Abstammung wie von der Veränderlichkeit des Schicksals.

„Der König“, sagt Landor, „kann Titel und Ehrenstellen umherstreuen, bis die Lords, gleich dem Schwarm der Dons auf Sanchos Insel, lästig werden wie eben so viele Schmeißfliegen; aber er ist nicht imstande, diejenigen, welche er also beschenkt hat, vor Verderbtheit und Vergessenheit zu bewahren.“ — „Der Kaiser“, sagt Gregor der Große, „kann es erreichen, daß ein Affe Löwe genannt wird, aber er kann ihn nicht dazu machen.“ Eine erlauchte Geburt kann nur durch Tugend geadelt werden, und diese ist ein Adelstitel, den Könige nicht verleihen können. Jakob I. verkaufte die Pairswürde für Geld, indem er zu gleicher Zeit erklärte: „Na, na! ich kann einen Mann zum Lord, aber ich kann ihn nicht zum gentleman machen!“ —

Die edle Ritterschaft des Herzens muß als ein übertragbares Privilegium betrachtet werden, welches allein eine Gabe von Gott ist. Daher sind die besten unter unseren großen Männern, was man „Parvenüs“ nennt. Personen von niedriger Herkunft können ein edles Gemüt haben und geadelt werden durch ihre Güte, ihre Tugend und durch ihre Werke. Die Auszeichnung durch Größe, welche allein Liebe und Bewunderung verdient, ist gänzlich unabhängig von jener zufälligen Pracht, welche, wenn sie auch als Schmuck und Stütze dient, nie für sich allein Größe ausmachen kann. Der Sohn eines Wollhändlers ist der berühmteste Mann in der englischen Geschichte und der Sohn eines Fleischers einer der anmutigsten Sänger der lyrischen Poesie Englands. Das Genie gleicht dem Winde, welcher bläst, wie er will. Das Genie durchbricht alle Schranken und bahnt sich allein seinen Weg. Die Geduld sucht ihren Weg, aber das Genie macht den seinigen selbst.

Die größten Geister sind geschaffen, nicht entwickelt worden. Wir haben gesehen, wie Familien, die im Vergleich mit anderen von geringem Denkvermögen sind, sich erheben, indem aus ihrer Mitte heraus ein großes Genie emporsteigt. Wie kommt es, daß das Genie einen einzelnen Menschen beseelt, während es in seinen unbekannten Eltern

schlafend bleibt? Geschieht es durch das Gesetz der Entwickelung oder durch das Gesetz der Schöpfung? Durch das Gesetz des Wachsens eben so wohl wie durch das der Entwickelung und der Schöpfung. Wir atmen die Luft eines unabhängigen Lebens nach bestehenden Gesetzen, und wenn die Inspiration des Genies beginnt, wirkt das Gesetz der Schöpfung, wie es von Anbeginn gethan hat.

Indessen wird jedes Menschen Geist mehr oder minder beeinflußt durch Verhältnisse und seine Umgebung. Die Menschen werden durch die Zeit geschaffen, in der sie leben. Vorausgesetzt, daß sie Energie und Willenskraft erben, werden ihre Kräfte durch den Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten entwickelt und sie werden berühmt. Was ihre Söhne betrifft, so liegen die Verhältnisse anders. Sie sind nicht durch den Kampf mit Schwierigkeiten beeinflußt, ihr Lebensweg ist ihnen zu leicht gemacht worden, sie sind zufrieden, in dem Ruhm ihrer Väter sich zu sonnen, und sinken endlich zu der Schar gewöhnlicher Menschen herab*).

---

*) „Ich werde mich auf die Bemerkung beschränken, daß der Sohn eines in der Wissenschaft oder den Künsten ausgezeichneten Mannes selten inmitten derselben Verhältnisse steht, die zur Berühmtheit seines Vaters beigetragen haben, und daß

Wie viele Emporkömmlinge und Abenteurer hat es gegeben! Von den größten nennen wir: Shakespeare, Jonson, Milton, Dryden, Pope, Burns und Wordsworth unter den Dichtern; Newton, Davy, Watt und Faraday unter den Philosophen; Themistokles, Cäsar, Wilhelm den Eroberer, Pizarro, Cortes und Buonaparte unter den Kriegern; Burke, Sheridan, Canning, Peel, Lyndhurst, Cobden und d'Israeli unter den Staatsmännern; Jeremy Taylor, Bunyan, Tillotson, Dr. Johnson, Richardson, Carlyle unter den Schriftstellern und Geistlichen; Arkwright, Brindley, Maudslay, die Brunel, die Stephenson unter den Mechanikern und Ingenieuren, und fast alle Künstler und Bildhauer.

Amerika ist auch ein Land der Emporkömmlinge. Obgleich viele Männer dort zur Größe gelangt sind, sind sehr wenige von diesen durch Größe Berühmten Erben von Ruhm und Glück gewesen.

---

es ihm gewöhnlich angenehmer ist, die vorteilhaften Resultate dieser Berühmtheit zu genießen, als Anstrengungen zu machen, eine ihm persönlich gebührende zu erwerben, und daß man schließlich häufiger den Sohn eines Gelehrten voll Würde in die Fußstapfen seines Vaters treten, als den Sohn eines Dichters sich Unsterblichkeit im Dienst der Musen erwerben sieht. Ist somit die Phantasie weniger erblich als die Urteilskraft?" Tissot, „Von der Gesundheit der Gelehrten". Herausgegeben von Boisseau.

Washington, obwohl ein Farmer und Landmesser, war fast der einzige Edelmann durch das Recht der Geburt in dieser erstaunlich großen Anzahl von Denkern und thatkräftigen Männern. Franklin war ursprünglich ein Buchdrucker, Sherman ein Schuhmacher, Knox ein Buchbinder, Green ein Hufschmied, John Adams und Marshall die Söhne armer Farmer, und Hamilton, das feinste, feurigste und zündendste Genie von ihnen allen, war ursprünglich Commis in einem Schuhgeschäft. Daniel Webster, der Sohn eines Farmers, wurde durch den Scharfsinn des Christoph Gore von dem Beruf eines Viehhändlers erlöst. Calhoun war der Sohn eines Lohgerbers und der Vater Heinrich Clays war aus der ärmsten Klasse der Baptistenprediger; Thomas Corwin war ein Fuhrmann, Silas Wright ein Mechaniker, Abraham Lincoln ein Holzhacker und darauf ein Arbeiter auf den flachen Böten, welche auf dem Mississippi fahren, und der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten war ursprünglich ein Schuhmacher. De Bruyère endlich sagte von solchen berühmten Personen: „Diese Männer haben weder Ahnen noch Nachkommen; aus ihnen allein besteht ihr ganzes Geschlecht“.

Es herrscht kein Zweifel über die Mission der Emporkömmlinge. Sie sind die Männer, welche

das große Werk der Welt schaffen. Sie bringen deren größte Gedanken ans Tageslicht, schreiben die unsterblichsten Bücher, thun die größten Thaten, malen die schönsten Gemälde und meißeln die edelsten Statuen. Denn die Emporkömmlinge sind das Volk, sie gehören zu demselben, entspringen aus demselben. Sie sind in der That das Volk selbst. Wenn dieses Zeitalter starken Sinn für Emporkömmlinge an den Tag legt, so erkennt es damit nur an, was mit anderen Worten als der Wert der Arbeit, die Rechte des Fleißes, die Macht des Verstandes bezeichnet wird. Denn wahre Ehre gebührt dem Manne, der aus sich selbst, durch seine angeborene Energie, sich einen Namen und ein Vermögen schafft, indem er die Kräfte und Fähigkeiten, welche ihm als Mann zu eigen sind, mit Fleiß zur Anwendung bringt.

Man hat häufig die Beobachtung gemacht, daß geniale Menschen größtenteils kinderlos sind. Viele bleiben unverheiratet, und selbst wenn sie verheiratet sind, hinterlassen sie wenig Kinder, die bald absterben. Mr. Croker sagt in seinem „Leben Johnsons“: „Es ist merkwürdig, daß keiner unserer größten und selbst unserer zweitgrößten Dichter Nachkommenschaft hinterlassen hat, — Shakespeare, Jonson, Otway, Milton, Dryden, Rowe, Addison, Pope, Swift, Gay, John-

son, Goldsmith, Cowper haben keine Erben ihres Namens hinterlassen". Diesen können wir noch Lord Byron und Walter Scott hinzufügen, welche keine männlichen Nachkommen hatten. Es scheint Bestimmung, daß die Kinder des Geistes die einzige Nachkommenschaft großer Männer sind, welche fortleben soll. Isaac Newton hinterließ keinen Erben. Der männliche Zweig der Familie Christoph Wrens ist erloschen. Die Geschlechter von Joshua Reynolds, Dr. Johnson, Oliver Goldsmith, Brindley, Telford, Faraday haben aufgehört zu existieren. Georg Stephenson und sein Sohn Robert hinterließen keinen direkten Erben. Einige der oben erwähnten Männer waren unverheiratet, so daß kein anderer Sprößling blieb als ihre Geisteskinder. „Ohne Zweifel", sagt Bacon, sehen wir die edelsten Werke und Gründungen von kinderlosen Männern geschaffen, die sich bemühten, den Ebenbildern ihres Geistes Leben zu verleihn, wo ihnen die Ebenbilder ihres Körpers versagt blieben. So ruht die Sorge um die Nachwelt am meisten auf denen, die keine Nachkommenschaft haben*)."

*) Siebenter Essay: „Von Eltern und Kindern".

Sechstes Kapitel.

Die litterarische Nahrung: Über geistige Arbeit.

„Wir dürfen nicht verkennen, daß wir eben so sehr Körper wie Geist sind." Pascal.

„Ich will es der Welt erzählen", sagte Smellfungus. „Du thätest besser daran, es deinem Arzt zu erzählen." Sterne.

„Mache Platz dem Arzt, denn der Herr hat ihn erschaffen; laß ihn nicht von dir gehn, denn du bedarfst seiner." Jesus Sirach.

„Die Kraft der Natur ergeht sich in der Jugend in mancherlei Übermaß, welches für den Mann bis zum Alter fühlbar bleibt; beachtet das Herankommen der Jahre und glaubt nicht, wie in der Jugend leben zu können; dem Alter läßt sich nicht trotzen." Lord Bacon.

„Mein Herr Zwerg", sagte ich unerschrocken, „dein Kopf ist sehr groß und dein Fuß und deine Glieder sind etwas klein im Verhältnis." — „Ich habe meinen Kopf", antwortete er, „bis zum Überfließen mit Wissen vollgestopft und ich habe meine Glieder verkommen lassen durch Mangel an Bewegung und Entziehung von Nahrung." — „Kann ich Weisheit erwerben in deiner einsamen Bibliothek?" — „Das kannst du." — „Zu welchen Bedingungen?" — „Entsage allen groben und fleischlichen Genüssen, iß Hülsenfrüchte und trinke Wasser, verkehre mit niemand als den Weisen und Gelehrten, sei lebend und tot." — — — „Was, das hieße ja sterben um der Weisheit willen!" Walter Scott.

Wir haben gesehen, daß große Männer große Arbeiter sind — daß manche große Männer früher, andere später zur Blüte gelangen. Manche blühen

jedoch niemals. Sie erreichen die Reife nicht, sondern erliegen in ihrem Kampf um die Größe und sterben in der Mitte ihrer Anstrengungen.

Southey sagte von Kirk White: „Er starb folgerichtig an übermäßigem Fleiß. Cambridge brachte ihn zu Ende. Als seine Nerven schon so überreizt, daß seine Nächte voller Elend waren, gaben sie ihm Arzneien, um ihn aufrecht zu halten während des Examens und der Preisbewerbung. Der Renner gewann, aber er starb nach dem Wettlauf!“

Ein Oxforder Student sagte von einem Freunde: „Er studierte fünfzehn Stunden täglich und erhielt den ersten Preis, aber der arme Bursche bekam auch eine Gehirnentzündung“. Von einem anderen sagte er: „Mein Freund arbeitete, um Ehrenstellen zu erhalten. In einer Nacht hörten wir einen schrecklichen Lärm in seinem Zimmer, und als wir nach der Ursache sehen wollten, fanden wir ihn in epileptischen Krämpfen auf dem Fußboden liegen“. Als Dr. Garnett von seiner Bewältigung der „Iliade“ sprach, sagte er: „Ich beendete sie in einem Monat, aber sie brachte mich auch fast zu Ende“. Er lebte jedoch noch länger und erwarb noch einen bedeutenden Ruf als Philologe.

Wohlleben und Comfort sind nicht das Los derjenigen, die sich bemühen, die Stufen litte-

rarischen Ruhmes zu erklimmen. Die Dichterkrone ist oft die Märtyrerkrone. Es giebt ein altes, weises Sprüchwort: „Gott hat die Frucht vom Baume der Erkenntnis anschaulich gezeichnet: die Frucht ist süß und saftig, aber oft verursacht sie Schmerz und Tod". Der Lorbeerkranz verhüllt den Dornenreif darunter; das Zunehmen an Wissen ist oft ein Zunehmen an Kummer.

„Der Mensch", sagt Esquirol, „ist eine nervöse Maschine, die vom Temperament gehandhabt wird." — „Der größte Held ist nichts", sagte Bolingbroke, „in einem gewissen Zustande der Nerven." — Balzac erklärt das Genie für ein Wechselfieber. — „Heroische Seelen", sagte ein Weiser, „haben keine Körper." — „Mut, meine Seele", sagte ein Kirchenvater, „laß uns die Schwachheit des Körpers bekämpfen." — Aber dem Körper ist nicht zu trotzen, und der Geist, so groß er auch sein mag, kann nicht über die Materie triumphieren. „Menschen mit überreiztem Verstande", sagte Pinel, „sterben an ihrem Geist und das ist das Ende vieler, die sich bestreben, Ruhm und Ehre zu erwerben."

Dichter und Künstler, welche ihre Werke unter dem Einfluß der Erregung schaffen, sind nervös reizbar, wie sich dies aus der Natur ihres Berufes ergiebt. Ihr Geist arbeitet nach ihrem System wie eine Art Elektrisiermaschine, welche beständig

die Nerven in Strömungen und Stößen erregt, deren erschöpfende Wirkung im Verhältnis steht zu ihrer Kraft und Dauer. So ist beständige Kraftvergeudung da, die nur durch reichliche Ruhe wieder ergänzt werden kann. Aber wenn es keine Ruhe giebt, bleibt nichts übrig als Erschöpfung, Auflösung und Zerstörung der Lebensfähigkeit. „Ich habe", sagte Southey, „eine kurze, aber sehr interessante Erzählung der Lucretia Davidson, einer amerikanischen Dichterin, geschrieben, welche, wie Kirke White, in ihrem 17. Lebensjahre durch Überanstrengung getötet wurde. Es ist eine sehr effektvolle Geschichte*)."

Man sagt, daß der große Komponist Gounod immer von einer geheimnisvollen Krankheit befallen wird, während eins seiner Werke im Werden begriffen ist; aber das Geheimnis ist leicht zu erklären durch die nervöse Überreizung und die geistige Arbeit, der er sich während der Komposition unterziehen muß. Goethe sagte, daß dem Schaffen jedes seiner großen Werke eine Krankheit gefolgt sei. Schiller schrieb seine schönsten Werke während der letzten zehn Jahre seines Lebens, doch ist es erwiesen, daß kein Tag jener

*) Southey, „Leben und Korrespondenz".

Periode ohne eine Last von Schmerz für ihn verging. Carlyle selbst sagte zu den Studenten Edinburgs, daß er Gesundheit mit litterarischer Produktion unvereinbar fände und daß er vom Beginn eines neuen Werkes an, bis er es vollendet habe, mehr oder weniger leidend sei. Eins seiner letzten Werke, „Friedrich der Große“, bereitete ihm sehr viel Sorge und Unruhe, so daß Mrs. Carlyle zu dem Verfasser dieses Buches sagte, daß sie fürchtete, „es würde ihn töten“. Der verstorbene Darwin konnte nie länger als drei Stunden täglich arbeiten. Jede Unterhaltung regte ihn auf. Als der Verfasser ihn in seinem Hause in Down besuchte, sagte er: „Die Unterhaltung ist mir zu aufregend geworden: Sie müssen erlauben, daß ich mich zurückziehe“.

Geistige Erregung wirkt auf die Nerven, den Magen, das Herz, die Leber, kurz auf das ganze Lebenssystem des Körpers. Wir haben wenig fröhliche und rotwangige Denker. „Tristes philosophi et severi“ war ein Ausdruck des Varro, und die Beobachtung zeigt, daß sie bleich sind, „angekränkelt von des Gedankens Blässe“, wenn nicht gar schwermütig und magenleidend. Die Blässe der Denker und das frühe Ergrauen ihres Haares gleicht dem „Vulkan, mit Schnee bedeckt“.

Die Arbeit des Geistes ist eine Art Verbrennung der ‚Lebenskraft'. Diese giebt Feuer und Hitze ab und verbrennt dabei wie die Kohlen im Ofen. Wenn nun die Feuerung an Nahrung, Schlaf und Ruhe regelmäßig ergänzt wird, ist die geistige Arbeit heilsam; aber wenn die Feuerung mangelhaft ist durch schlechte Verdauung, Mangel an Bewegung oder durch Schlaflosigkeit, so wird die geistige Arbeit erschöpfend und schließlich verderblich. Der kluge George Stephenson kannte die unheilvollen Folgen des zu schnellen Verbrauchs der Lebensfähigkeit. Als er seinen Freund Lindley erschöpft und niedergedrückt fand infolge zu anhaltenden Fleißes in seinem Beruf als Ingenieur — derselbe ist eine Arbeit des Geistes —, sagte er zu ihm: „Nun, Lindley, ich sehe schon, was du willst; du versuchst, 30 Schillinge aus deinem Pfund zu ziehn; ich gebe dir den guten Rat — gieb es auf!"

Wenn die Fähigkeiten des Menschen in richtigem Verhältnis zu einander geübt und die Lebensfunktionen in Einklang gehalten werden, ist das Resultat Gesundheit. Galen sagt: „Gesundheit ist Ebenmaß, Krankheit ist Verunstaltung". Aber bei den nach höheren Würden und Ehren strebenden Gelehrten werden Geist und Nerven übermäßig angestrengt im Verhältnis zu ihren übrigen

Kräften, und das Resultat davon ist Mangel an Ebenmaß und Gesundheit. Der Mensch wird ein Nervenknoten; er spürt überall die Nerven — in seinem Kopf, seinem Herzen, seinem Magen, seiner Haut und selbst seinen Zehen. Das mächtigste und zarteste Organ ist überarbeitet, während die Muskelkraft verdorrt.

Ohne Zweifel sind die Resultate der geistigen Arbeit schätzenswert, weil sie Macht, Reichtum und Ehre verleihen, aber um welchen Preis werden diese oft erworben! Übermäßige Arbeit, übermäßiger Druck, Verbrauch und zu große Zerrung des Gehirns machen manchem Traum von Ruhm ein Ende, und selbst wo das gewünschte Resultat erreicht wird, geschieht es um den Preis dauernder Kränklichkeit und Gebrechlichkeit. Die Bemerkung Friedrichs des Großen, daß der Mensch seiner Natur nach mehr zum Postillon als zum Philosophen befähigt scheine, ist nicht ganz ohne Wahrheit. Die maßvolle geistige Arbeit ist ohne Frage gesund, aber die übermäßige geistige Arbeit ist das grade Gegenteil. Alle, die ihren Geist zu sehr anstrengen — sei es als Mathematiker, Philosophen, Rechtsgelehrte, Prediger, Schriftsteller oder Geschäftsleute —, thun es auf Kosten ihrer körperlichen Gesundheit. Die Erzeugnisse zu großer geistiger Arbeit werden, wie die Perle in der

Auster, häufig von Krankheit begleitet, wenn sie selbst nicht die einzigen Resultate derselben sind.

Im Zustande der Gesundheit ist die nervöse Reizbarkeit des Körpersystems angemessen unter die Lebensorgane verteilt, zum Zweck der Verdauung, der Ernährung, des Blutumlaufs und des Ersatzes des Verbrauchten; wo jedoch dieselbe zum größten Teil vom Gehirn, dem Organ des Denkens, beansprucht wird, müssen notwendigerweise die anderen Teile des Systems leiden. Ihre Funktionen werden gestört oder teilweise aufgehoben. Der Magen ist das erste Organ, welches durch geistige Erregung und Unruhe angegriffen wird. Daraus ergeben sich Verdauungsschwäche, Gallenleiden, Gicht und die zahlreichen Krankheiten, welche die eine sitzende Lebensart Führenden, geistig Arbeitenden heimsuchen.

Alle, die ihren Geist überarbeiten, thun es somit auf Kosten ihrer Gesundheit. Wenn das Nervensystem zu ausschließlich erregt wird, wird das ganze Körpersystem aus seinen Fugen gebracht; das Ebenmaß der Organe, um mit Galen zu reden, ist gestört; es herrscht nicht länger der richtige Einklang und das richtige Gleichgewicht unter ihnen und sie hören auf, regelmäßig in der Ausübung ihrer Funktionen zu sein. Daher der

müde Magen — die bulimia doctorum! Die Menschen können reich und berühmt werden, aber was sind sie ohne Gesundheit! Die Sorge der geistig Arbeitenden besteht weniger darin, wie sie das Brot verdienen, als wie sie es verdauen sollen. Um mich Vogels scherzhaften Vergleiches zu bedienen: „Ihr Magen wird so schwach wie Löschpapier". „Voltaire sagte vom Präsidenten Hénault, der so reich an Gaben der Natur und des Schicksals war: „Es hilft ihm alles nichts — er kann nicht verdauen". Voltaire schrieb an Lord Chesterfield: „Lord Huntingdon erzählt mir, daß Sie einen guten Magen haben, was mehr wert ist als ein Paar guter Ohren. Ich weiß nicht, welches der drei Übel das schlimmste ist — blind oder taub oder von schlechter Verdauung zu sein".

Ein deutscher Arzt hat gesagt, daß, wenn wir die geheimen Ursachen menschlicher Ereignisse ergründen könnten, wir häufig finden würden, daß das Unglück des einen Menschen durch die kranke Leber des andern verschuldet wird*). „Ohne diese verwünschte Galle", sagte Napoleon, „würden wir keine großen Schlachten gewinnen." Des

---

*) Feuchtersleben, „Zur Diätetik der Seele".

Kaisers Stern begann sichtlich zu erblassen, als seine Gesundheit zu schwanken anfing. Ein alter Schriftsteller sprach vom Magen als vom „Vater der Familie“. Wenn dieser ‚Vater‘ nicht die richtige Ernährung und Ruhe hat, wird er unruhig, ärgerlich, gereizt und schließlich rebellisch. Sydney Smith sagte von einer Verdauungsstörung: „Jahrelange Freundschaft ist durch vertrockneten Käse zerstört worden. Unangenehme Gefühle des Körpers erzeugen dementsprechende Empfindungen des Gemüts, und eine große Szene voll Ärgernis ist durch einen Bissen unverdauter Nahrung herbeigeführt worden“. Dr. Johnson sagt: „Jeder Mensch wird ein Schurke, wenn er krank ist“, womit er meint, daß er bösartig wird, wenn er Schmerzen leiden muß; und wenn dies bei großen Krankheiten zutrifft, ist es in geringerem Grade sicher wahr bei den kleineren körperlichen Leiden. Deshalb verließ Swift das Haus Popes, in dem er wohnte, mit den Worten, es sei unmöglich, daß zwei kranke Freunde zusammen leben könnten!

„Guter Gott“, sagte Pope, „welch ein abgeschmacktes Tier ist der Mensch! wie schwankend in seinem besten Teil, seinem Geiste, und wie veränderlich und dem Wechsel unterworfen in seinem Körperbau! Wie wird die Standhaftigkeit des Einen erschüttert durch jede Neigung, und das

Temperament des Anderen erregt durch jeden Widerspruch! Krankheit und Schmerz ist das Los der einen Hälfte von ihm, Furcht und Zweifel die Mitgift der anderen. Welch ein Aufhebens machen wir von unserem Zeitvertreib, wo die uns zugemessene Zeit so kurz ist! Wie viel Ehrgeiz, wie viel Streben drängt sich zusammen in dem kurzen Augenblick unseres Lebens, welches, wie Shakespeare so schön sagt, von Schlaf begrenzt wird!"

Es giebt wenig große Denker, die nicht mehr oder minder durch Verdauungsschwäche gequält worden sind. Calvin war ein Märtyrer derselben, wie auch des Kopfschmerzes und der Schlaflosigkeit. Sein einziges Heilmittel war Enthaltsamkeit von jeglicher Nahrung; er nahm nur ein einziges leichtes Mahl während der 24 Stunden zu sich. Wie verschieden von ihm war der lebensfrohe Luther, dessen Grundsatz war: Wein, Weib und Gesang. Trotzdem litt derselbe am Kopf und klagte über „große Schmerzen im Kopf und heftiges Ohrenklingen". „Wenn ich zu arbeiten versuche", sagte er, „erhebt sich in meinem Kopfe ein solches Schwirren, Brausen und donnerähnliches Rollen, daß ich ohnmächtig werden würde, wenn ich nicht aufhörte zu arbeiten." Er glaubte, daß der Teufel etwas damit zu thun habe; die wirkliche Ursache

war jedoch Überarbeitung und verdorbener Magen. Hätte er seine Arbeit aufgegeben, würde er geheilt worden sein, aber dies konnte und wollte er nicht. Als Professor Muirhead von Glasgow sich über seine Gesundheit und seinen Magen beklagte, riet ihm sein Arzt bei einem Glase Wein, er solle alle seine Foliobände auf einen Haufen in den Hof der Universität legen und sie dort verbrennen, dann würde er bald gesund werden.

Der Dichter Cowper litt an der finstersten Niedergeschlagenheit des Gemüts. Seine Schwermut war so groß, daß er mehr als einmal an der Grenze des Selbstmordes stand. Dennoch war nur schlechte Verdauung das Geheimnis seiner Krankheit. Hätte er seiner Nahrung und körperlichen Bewegung mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so hätte er von dem Elend befreit werden können, welches er mit sich durchs Leben schleppte. Wie Dr. Johnson hätte er die Kraft erlangen können, sein Gemüt und selbst bis zu großer Ausdehnung seine Leiden zu beherrschen. Aber durch seine unregelmäßige Lebensweise wurden die Organe der Verdauung geschwächt und vernachlässigt; um mit den Worten seines Biographen zu reden: „Nie ging der Verdauungsprozeß regelmäßig in seinem Körper vor sich während der Jahre, die er in Norfolk wohnte“, und dieser kleine Satz enthält

die Ursache der Geschichte und des Geheimnisses von Cowpers Krankheit.

Der Maler Haydon litt neben seinen anderen Krankheiten an Verdauungsschwäche. Alle Leiden seines Lebens wurden verschlimmert durch seine gewöhnliche Vernachlässigung der Bedingungen zur Gesundheit des Körpers und durch die Zerrissenheit und Ermüdung einer unruhigen Lebensweise. In seiner Selbstbiographie sagt er: „Ich war genötigt, wegen meiner gestörten Verdauung die Arbeit aufzugeben. Alle Maler scheinen daran gelitten zu haben — wenigstens alle Denker, ob sie nun Maler waren oder nicht“. Und an anderer Stelle: „Ich bin überzeugt, daß Niedergeschlagenheit des Gemüts aus Vollblütigkeit entspringt.... Ich bin geneigt zu glauben, daß viel von den Schmerzen und der Angst, die ich die letzten vier Tage erlitten habe, keine größere oder geringere Ursache hatte als Verdauungsstörung*)“.

Carlyle mußte auch viel aus demselben Grunde leiden. Von Beginn seiner Studien zu Edinburg fast bis zum Schlusse seines Lebens war er ein Opfer der Verdauungsschwäche. Als er in seinem 24. Lebensjahre in Kirkcaldy war, beschrieb er gründlich die Verdauungsschwäche wie „eine Ratte,

*) Haydon, „Selbstbiographie“.

die in der Tiefe des Magens nage". Er versuchte alle Heilmittel, doch ohne Erfolg. Er nahm seine Zuflucht zu der Pfeife, aber ein „langer Kerl mit haarbewachsenen Ohren", wie er einen Edinburger Arzt beschrieb, befahl ihm, den Tabak zu meiden und Quecksilber einzunehmen. Er gab in Folge dessen den Tabak auf, aber das Quecksilber half ihm doch nicht. Seine geistige Arbeit gab er jedoch nicht auf. Er nahm das Rauchen wieder auf und rauchte bis zu seines Lebens Ende. „Wer ist dein Arzt?" fragte ein Freund. „Mein bester Arzt", antwortete Carlyle, „ist ein Pferd." In London ritt er viel und mit Leidenschaft, mit mehr Rücksicht für seine Leber als für sein Pferd. Als er von den sieben langen Jahren voll Schmerz sprach, den ihm die schwache Verdauung bereitet hatte, sagte er bei einer Gelegenheit: „Vielleicht ist dies ein versteckter Segen gewesen. Es hat mich vor manchen Versuchungen zur Selbsterniedrigung bewahrt, und wenn ich an meinen frühern Gemütszustand zurückdenke, weiß ich kaum, wie ich anders als durch Krankheit oder sonst ein quälendes Mißgeschick aus demselben heraus und in die für einen Menschen dieser Welt passende Gemütsstimmung hätte gelangen sollen".

Als er einmal durch Überarbeitung und Schlaflosigkeit ganz herunter war, ging er in den Hof

hinunter, um dort zu rauchen. „Letzte Nacht“, sagt er — es war im Juni 1838 — saß ich in meinem Nachtgewand im Hofe und rauchte. Es war eine der schönsten Nächte; der halbe Mond, klar wie Silber, schaute wie aus der Ewigkeit hernieder und die Morgendämmerung brach herein. Ich fühlte Gewissensbisse, eine Art Schauder, über das viele Wesen, welches ich von einer schlaflosen Nacht machte, über meinen Kummer überhaupt, bei einem Leben, welches so bald in das große Geheimnis über mir und um mich versunken sein wird. O, laßt uns geduldig sein! Laßt uns Gott stumm mit unserem Herzen anrufen, wenn wir es nicht mit unserer Zunge können!“

Einer der letzten Briefe Pitts war die Antwort auf einen freundschaftlichen und zärtlichen Brief, den er von dem Marquis Wellesley erhalten hatte, und worin Pitt denselben so bald wie möglich zu sehen wünschte, indem er hinzufügte: „Ich erhole mich ziemlich langsam von einer Reihe von Verdauungsstörungen, die von heftigen Gichtanfällen gefolgt waren; aber ich glaube, daß ich jetzt auf dem Wege wirklicher Genesung bin“. Pitt erhob sich jedoch nicht wieder von seinem Krankenbette. Man sagt, daß ihn Napoleons Sieg bei Austerlitz und die Niederlage der Verbündeten töteten, aber in Wirklichkeit waren es sein kranker Magen und

die wiederholten Gichtanfälle, die ihn hinwegrafften.

Die Gicht ist die Krankheit einer besonderen Klasse. Sie ist größtenteils des reichen Mannes Krankheit — obwohl es auch eine Gicht des armen Mannes giebt —, die er wahrscheinlich von seinen Vorfahren ererbt hat. Denn die Gicht ist sowohl erblich wie durch eignes Zuthun zu erwerben. Im allgemeinen sagt man, daß sie die Folge der durch Essen und Trinken erzeugten Vollblütigkeit und mangelhafter körperlicher Bewegung ist. Sie hat zu allen Zeiten auch manche der befähigtsten Männer heimgesucht, und ist fünfmal häufiger bei Männern als bei Frauen. Sie kann als ein Sicherheitsventil des überarbeiteten Gehirns und des überfüllten Magens angesehen werden. Sydenham, der König aller praktizierenden Ärzte, war der erste Mann, der genau diese Krankheit beschrieben hat, und doch starb er selbst daran. Sydenham sagt von der Gicht: „Als Gegensatz zu anderen Krankheiten tötet sie mehr Reiche als Arme, mehr Weise als Thoren. Große Könige, Kaiser, Generale, Admirale und Philosophen sind an der Gicht gestorben. Hierdurch zeigt die Natur ihre Unparteilichkeit, weil sie diejenigen, welche sie einesteils bevorzugt, anderenteils heimsucht durch solches Leiden“. Lord Burleigh war, gleich anderen Premierministern,

der Gicht unterworfen. Die Königin Elisabeth ließ ihn deshalb in ihrer Gegenwart sich setzen. Sie sagte: „Mylord, wir gestatten Ihnen viel, nicht Ihrer schlechten Beine, sondern Ihres guten Kopfes wegen*)“.

Der vernünftige Mensch entdeckt aus Erfahrung, daß derjenige, welcher seinen Kopf und seinen Magen zu sehr und seine Beine, seine Arme und seine Muskeln zu wenig anstrengt, mehr Aussicht hat, an der Gicht zu leiden als ein Anderer, der

*) Von den Dichtern, Schriftstellern und Philosophen, welche an der Gicht gelitten haben, können wir Milton, Dryden, Congreve, La Rochefoucauld, Newton, Sydenham, Leibnitz, Gray, Alfieri, Linné, Storace, Stillingfleet, Dr. J. Gregory, Fielding, Rubens, Le Caille, Horace Walpole, Franklin, Sydney Smith und andere nennen. Von den Kriegern: Condé, Wallenstein, den Marschall von Sachsen und Lord Howe. Von den Staatsmännern: Lord Burleigh, Hyde Graf von Clarendon, Graf von Strafford (wurde enthauptet), Turgot, Graf von Chatham, Pitt, Fox, Wyndham; wir können diesen letzteren den Grafen von Granville, den verstorbenen Grafen von Derby und den Grafen von Beaconsfield hinzufügen. Die Geschichte, die man von dem verstorbenen Grafen von Derby erzählt, ist es wert, obwohl sie allgemein bekannt ist, an dieser Stelle wiederholt zu werden. Ein Weinhändler, der ihm eine Probe Wein gesandt hatte, die er als Heilmittel gegen die Gicht anpries, schrieb nachher und bat um einen Auftrag. Des Grafen Antwort war, daß „er den Wein gekostet habe, aber — die Gicht vorziehe!“

seine körperlichen Kräfte und Fähigkeiten mit Mäßigung und weiser Einschränkung arbeiten läßt. Die Gicht jedoch, welche durch Vererbung übertragen wird, ist ein schwer zu hebendes Übel. Der verstorbene General T. Perronet Thompson war während der ersten Hälfte seines Lebens ein Opfer der Gicht, welche er von seinem Vater und Großvater geerbt hatte. Obgleich er ein thätiges Leben führte, einige Zeit Seekadett bei der königlichen Marine, dann Leutnant des Scharfschützencorps und zuletzt Offizier im 14. Dragoner-Regiment war, bedrohte ihn stets die Gicht und suchte ihn auch oft sehr heim. Inzwischen war er Gouverneur von Sierra Leone geworden und mit dem Leben davon gekommen, denn es war sprüchwörtlich geworden, daß Sierra Leone immer zwei Gouverneure habe, von denen der eine lebend, der andere als Leiche in die Heimat zurückkehre. Er trat später in das 17. Dragoner-Regiment, welches in Indien diente. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes daselbst machte er viel in seinem Dienste durch, aber seine beste Errungenschaft war die Befreiung von der Gicht.

Als er das erste Mal von dieser Krankheit befallen wurde, ließ er den Doktor holen, welcher wünschte, daß er den Portwein aufgebe. Der Wein wurde aufgegeben, aber die Gicht kam wieder.

Darauf sollte er leichte Weine aufgeben und als Reizmittel ein kleines Glas alten Branntwein oder Rum nehmen. Er hatte Colchicum, Geduld und Flanell in Überfluß, dennoch blieb die Gicht. Er gab jegliche Reizmittel auf und trank nur kaltes oder kohlensaures Wasser. Die Gicht kam dennoch wie gewöhnlich wieder. Was sollte er jetzt zunächst thun? Es wurde ihm verordnet, kein Rindfleisch zu essen, da dasselbe von manchen für eine starke Reizung zur Gicht gehalten wurde, und nur von weißem Fleisch, wie z. B. von Kaninchen, Geflügel oder Wild, zu leben. Die Gicht war jedoch nicht eher zu besiegen, als bis er das Fleischessen ganz aufgegeben hatte und sich ganz auf vegetabilische Kost beschränkte. Bei dieser Diät vollführte er das schwerste Werk seines Lebens. Er wurde in Verbindung mit Dr. Bowring Besitzer und Herausgeber der „Westminster Review“; er schrieb Artikel, Flugschriften und den „Korngesetz-Katechismus“; er erfand die enharmonische Orgel; er trat in das Parlament, zuerst als Abgeordneter für Hull, — später für Bradford in Yorkshire, und während seines übrigen Lebens war er einer der geistig thätigsten Menschen.

Während seines letzten Lebensjahres, als er 86 Jahre alt war, schrieb der Verfasser dieses

Buches, der ihn vor 25 Jahren sehr genau in Yorkshire kannte, an ihn mit der Anfrage, ob er seine Enthaltsamkeit von Fleischspeisen und alkoholartigen Getränken fortgesetzt habe. General Thompson antwortete: „Ich habe mich nicht des Fleisches enthalten, obwohl ich dies in einem tropischen Klima für nützlich und notwendig erachte. Aber ich habe mich streng der Enthaltsamkeit von irgendwelchen alkoholischen Getränken befleißigt und schließe daraus, daß ich, soweit ich von der Gicht frei blieb, dies nur solcher Lebensweise verdanke".

Dies mag mit einer Nutzanwendung als Warnung dienen. Aber so wie die Dinge liegen — so lange die Menschen zu viel essen und trinken und zu gleicher Zeit ihr Gehirn zu sehr anstrengen, werden sie an Verdauungsschwäche, Gallenstörungen, Gicht und Melancholie leiden in Verbindung mit anderen Krankheiten der Verdauungsorgane, denen die geistig Arbeitenden so allgemein unterworfen sind. Die alten Dichter bestraften Prometheus, weil er vom Himmel Feuer entwendet hatte, dadurch, daß sie einen Geier an seiner Leber nagen ließen.

Im allgemeinen verdaut der Mensch am besten, welcher am wenigsten denkt, und wer am meisten denkt, verdaut gewöhnlich am schlechtesten. Gesunde Tagelöhner, magenschwache Philosophen! Von

diesem Gesichtspunkt aus betrachtet „ist es ein großer Trost, nicht geistreich zu sein“, wie Jack Poyntz in der „Schule“ sagt. Der schwer arbeitende Mensch hat die Verdauung eines Straußes und weiß kaum, wo sein Magen liegt, während der geistig Arbeitende jeden Bissen, den er ißt, beachten muß und nie vergessen darf, daß er einen Magen hat. Die Schwierigkeit des ersteren liegt darin, genug Nahrung zum Essen zu erlangen, die des letzteren darin, zu verdauen, was er gegessen hat. „Gebt mir ein Almosen“, sagte der arme Mann zu dem reichen, „ich bin hungrig.“ — „Hungrig?“ sagte der andere; „wie beneide ich Euch!“

Obgleich ein deutscher Schriftsteller ein Loblied auf die schlechte Gesundheit verfaßt und ein französischer Professor, Namens Fouquier, mit viel Beredsamkeit die Vorzüge einer zarten Konstitution geschildert hat, während Franklin sich über die Segnungen der Gicht ausläßt, ist es über allen Zweifel erhaben, daß gesunde Verdauung notwendig ist zu gesundem Denken. „Es gab eine Zeit in Deutschland“, sagte Goethe, „wo ein Mann von Genie unter der Gestalt eines kleinen verkrüppelten, ja sagar buckligen Geschöpfes dargestellt wurde. Ich meinerseits ziehe vor, das Genie in einer passenderen Gestalt verkörpert zu sehen.“ Der kräftige Goethe konnte freilich keinen Zusammen-

hang zwischen Skrofel und Rhachitis — und dem Genie finden*).

Der krankhafte Zustand des Magens wirkt auf das Gehirn und beeinflußt das Temperament und den Geist. Swifts schlechte Verdauung war die Hauptursache seines Cynismus und wirkte auf sein Gemüt und seinen Charakter. Auch Carlyles Leben war zum größten Teil ein langes Klagelied über kranke Galle, schlechte Verdauung und Magendrücken. Es giebt Staatsmänner von so beißender Laune, daß die einzige begreifliche Erklärung ihres Temperaments in dem Zustand ihrer Verdauung zu finden ist. „Sage mir, was du issest“, heißt es bei Brillat-Savarin, „und ich will dir sagen, was du bist.“ Ein französischer Arzt pflegte zu sagen: „Sage mir, wie ein Mensch verdaut und ich will dir sagen, wie er denkt“. Obgleich die alten Griechen ein Städtleben führten, scheinen sie die Bedingungen zur Gesundheit des Körpers viel besser als wir verstanden zu haben. Sie hatten nicht so viel Bücher zu lesen, sie hatten keine

*) Descartes sagt: „Der Geist hängt so sehr von dem Temperament und von der Beschaffenheit der körperlichen Organe ab, daß, wenn es möglich wäre, ein Mittel zu finden, um die Menschen im allgemeinen weiser und fähiger zu machen, als sie es jetzt sind, man solches, wie ich glaube, in der Physiologie suchen müßte“.

Examen mit Hochdruck zu bestehen und widmeten sich viel mehr den Leibesübungen. Sie bezeichneten den fröhlichen, gutgelaunten Menschen durch das sehr treffende, aber fast unübersetzbare Wort Eukolos*) — d. h. ein Mensch mit leichter Verdauung.

---

*) Von eu (gut) und kolon (Gedärme), buchstäblich eine Person mit gesunden Eingeweiden, mithin gutgelaunt, gütig und geistreich. Die Alten schlossen aus der Gemütsstimmung, in der ein Mensch war, auf sein Temperament. Nach der Pathologie der Säfte des Körpers gab es deren vier — das Blut, den Schleim, die gelbe Galle und die schwarze Galle. Daher die vier Temperamente, jenachdem der eine oder der andere der Säfte vorherrschte, — das sanguinische, das phlegmatische, das gallichte oder cholerische und das schwarzgallichte oder melancholische Temperament. Diese Theorie ist längst verworfen worden, doch hat sie unserer Sprache ihre Färbung verliehen und wir sprechen noch immer von Personen mit einem bestimmten Temperament, gerade wie es zur Zeit des Hippokrates geschah. Horaz sprach von seiner Leber, die von Galle geschwellt würde, sobald er einen Anfall von Eifersucht hätte. Shakespeare schildert den Feigling als „mit einer lilienartigen Leber" und „der Galle ermangelnd, die den Druck unerträglich macht". Wir gebrauchen fortwährend solche Ausdrücke wie sanguinisch, milzsüchtig, cholerisch, gallicht, melancholisch. phlegmatisch 2c. Wir sprechen noch vom Herzen als dem Sitz der zärtlichen Empfindung, von der Leber als dem Sitz der Leidenschaft und vom Eingeweide als dem Sitz des Mitleids — ohne zu wissen, daß diese Redensarten, die ein Teil unserer täglichen Sprache geworden sind, ihren Ursprung in der längst abgesetzten Pathologie von den Säften des Körpers haben.

Sydney Smith bemerkte einst: „Ich bin überzeugt, daß die Verdauung das große Geheimnis des Lebens ist, und daß der Charakter, die Talente, Tugenden und Eigenschaften mächtig beeinflußt werden durch Rind- und Hammelfleisch, durch Pasteten und fette Suppen. Ich habe oft gemeint, ich könnte die Menschen in die Tugenden oder Laster hinein füttern oder hungern, und gewaltiger auf sie durch meine Marterinstrumente wirken als es vor Zeiten Timotheus durch seine Leier vermochte".

Vielfach sind die quälenden Verdauungsstörungen, welche die geistig arbeitenden Gelehrten erdulden, bevor sie den glücklichen Standpunkt des Maßhaltens erreicht haben, und manche kommen in der That niemals so weit. „Trotz meines Maßhaltens", sagte ein Gelehrter, „kostete es mich vier Gallenfieber, bevor ich so weit kam." Denn das, was Maßhalten bei einem Arbeiter im Freien ist, wird Übermaß bei einem Gelehrten, einem Künstler oder einem Geschäftsmann an seinem Schreibpult, weil sie eine sitzende Beschäftigung führen und mit ihrem Gehirn und Magen und nicht mit ihren Muskeln arbeiten. Zwar haben manche Menschen eine so kräftige Konstitution, daß ihre Verdauung ungestört bleibt trotz ihrer sitzenden Lebensweise. „West erzählte mir", sagte

Haydon, „daß er gar nicht wüßte, was es sei, seinen Kopf oder Magen zu fühlen. Ich möchte dies auch glauben, seiner Gesichtsfarbe und seinem Ausdruck nach; seine Werke sind wie die eines Menschen, der weder vom Kopf, noch Magen, noch Herzen beeinflußt wird.“ Ein Mensch kann sowohl Kopf- als Magenschmerzen haben, ohne irgend ein Geistesprodukt hervor zu bringen. Man muß nicht glauben, wenn jemand Kopfschmerzen hat wie Pope und Watt, daß er Verse schreiben kann wie der Eine oder Dampfmaschinen erfinden wie der Andere. Als ein einfältiger Schauspieler sich bei Douglas Jerrold über seine Leiden beklagte und behauptete, sie seien durch „das Fieber seines Geistes“ verursacht worden, erwiderte der Witzbold: „Mut, mein Freund, es liegt der Thatsache keine Ursache zu Grunde“.

Der Sitz von Verdauungsstörung, Hypochondrie und Melancholie liegt im Gehirn ebenso wohl als im Magen. Wenn man die geistige Arbeit bis zum Übermaß treibt, wird das ganze Körpersystem durch Überreizung der Nerven erschüttert. Das Herz wird eben so in Mitleidenschaft gezogen wie der Magen, der Puls sogar wird nervös, alle körperlichen Verrichtungen werden unvollkommen ausgeführt und schließlich wird oft sogar das Gehirn selbst von Krankheit

der schlimmsten Art ergriffen. Cabanis sagte: „Die Nerven sind der Mensch“, und Moreau, daß „das Genie eine Krankheit der Nerven“ ist. Auf solche Gefahr hin sind viele der größten Werke des Geistes geschaffen worden.

Man hat, wie wir schon sagten, das Gehirn mit einer Elektrisiermaschine verglichen, welche in Strömungen und Schlägen Nervenwirkung abgiebt, deren erschöpfende Wirkung — wie beim Zitteraal — in Verhältnis zu ihrer Stärke und Dauer steht. Wenn der Verbrauch der sogenannten elektrischen Schläge nicht durch Ruhe und Schlaf unterbrochen wird, wird nervöse Erschöpfung und geistige Unfähigkeit die Folge davon sein. Was wir Genie nennen, hängt zum größten Teil von der Stärke der Nervenkraft ab. Man hat dasselbe als einen plötzlichen Ausbruch der Gehirnempfindbarkeit geschildert — als ein nervöses Aufblitzen der Gehirnfähigkeit. „Unser Genie“, sagte ein Dichter, „besteht in erregter Empfindsamkeit.“ — „Die Menschen sind so lange nichts“, sagt Montaigne, „bis sie erregt werden.“ — „Alles ist der menschlichen Seele unterworfen“, sagt Avicenna, „die zur Begeisterung emporgetragen wird.“ Molière sagte von Corneille: „Der Geist Gottes senkt sich plötzlich auf ihn und diktiert ihm seine schönen Verse und ebenso schnell

verläßt er ihn wieder". „Ich höre zu viel, ich sehe zu viel", sagte ein Künstler, „und es ist mir, als wenn alles um mich her sich verschworen hat."

Die Dichter haben von ihren Augenblicken der Inspiration gesprochen, wo ihr Denkvermögen in heller Glut steht, aus der heraus sie ihre Gedanken von sich geben wie „in einem köstlichen Wahnsinn". Zu solchen Zeiten fühlte Dryden sich von einem Zittern erfaßt; Alfieri überkam es wie eine Verdunkelung des Sehvermögens; Rousseau hatte einen Fieberanfall. „Ich bin so nervös organisiert", sagte Beethoven, „daß der leiseste Umstand meine Freude in Schmerz verwandelt." Kapitän Medwin sagt, daß fast alle schönsten Werke Byrons und Shelleys unter der Einwirkung einer zeitweisen geistigen Störung geschrieben worden sind. Byron sagte von der Poesie, sie sei „der Ausdruck erregter Leidenschaft". Mrs. Shelley sagte von ihrem Gatten: „Er war während seines ganzen Lebens ein Märtyrer seiner schlechten Gesundheit; beständiger Schmerz reizte seine Nerven bis zu solchem Übermaß der Empfindsamkeit, daß seine Lebensansichten verschieden werden mußten von denen eines Menschen, der sich gesunder Empfindungen erfreut .... Er litt sehr unter der Erregung; seine Kraft im Ertragen lag fortwährend auf der Folter, und so mußte

er während seines kurzen Lebens mehr Erfahrung im Empfinden erlangen als Andere mit langer Lebensdauer".

Im Tempel der Musen hat der Mensch viele Opfer zu bringen. Die glühendsten Dichter leben schnell und sterben schnell*). Wir müssen zu gleicher Zeit zugeben, daß das Leben nicht bloß nach der Länge der Jahre, sondern nach der Summe der Empfindungen eines Menschen zu messen ist. Je mehr derselbe fühlt, um so mehr Genuß hat er und um so länger lebt er. Wie viel hat ein Mensch empfunden, erfahren, vollendet?

*) Viele Dichter haben nicht so lange gelebt, um sich der Ruhe im Schatten der Lorbeeren zu erfreuen, die sie gepflanzt haben. Chatterton vergiftete sich im Alter von 18 Jahren; Kirke White starb mit 21 Jahren, Robert Ferguson mit 24, Keats mit 25, Pollock mit 28, Shelley mit 30 Jahren (er ertrank durch einen Zufall); Charles Wolfe mit 32 Jahren, Suckling (von dem man meint, daß er Gift genommen) mit 34, Otway mit 34, Tannahill (der sich ertränkte) mit 37, Burns, Byron und Praed mit 37, Edgar Allan Poe mit 38, Savage und Schiller mit 46, Thomson mit 48, Cowley mit 49, Tasso mit 51, Virgil, Molière und Shakespeare mit 52, Ovid und Horaz mit 57, Ariost und Racine mit 59 Jahren. Anderseits haben Dichter mit beschaulicher Einbildungskraft ein verhältnismäßig hohes Alter erreicht. So wurde Milton 66, Chaucer 72, Klopstock 79, Wordsworth 80 und Goethe 83 Jahre alt. Tennyson und Browning sind noch unter den Lebenden.

Jene glänzenden jungen Männer, die früh sterben mußten, noch vor dem 40. Jahre aufgerieben, haben in der That mehr geschaffen als mancher Achtzigjährige. Wie Shelley sagt: „Früh müssen die wahrhaft Edlen sterben; doch jene, deren Herz vertrocknet ist wie Staub des Sommers, brennen nieder bis zum Sockel“.

Der Dechant Swift behauptete sogar, daß kein großer Mann alt werden könnte. Wenn man ihm von einem ausgezeichneten alten Manne erzählte, sagte er: „Wenn sein Kopf oder sein Herz etwas taugten, würde er längst aufgerieben worden sein“. Nur eine gewisse Menge nervösen Feuers kann ein Mensch verausgaben, wie eine bestimmte Menge Feuerungsmaterial nur eine gewisse Hitze und Flamme hergeben kann. Je schneller die Verbrennung, um so früher die Verwandlung in Staub und Asche. Als die Ärzte an dem Krankenbette des holländischen Malers Van Orbeeck standen und etwas Hoffnung auf sein Alter setzten, sagte der Künstler: „Meine Herren, sehen Sie ganz ab von meinen 46 Jahren; Sie können dieselben doppelt rechnen, denn ich habe Tag und Nacht gelebt“. Er war jedoch nicht nur durch Arbeit, sondern auch durch Vergnügen und Ausschweifung erschöpft; deshalb war er kein maßgebendes Beispiel. Es hat andere Männer von gewaltigem

Geist gegeben, die mit Sorgfalt und Rücksicht auf die Bedingungen des Körpers ein hohes Alter erreicht haben und an Weisheit mit den Jahren zunahmen. Die alten Schriftsteller nannten solche Menschen „die Auserwählten der Natur“, denn sie vereinigten mit einem athletischen Körper ein energisches, nervöses Temperament und waren eben so tüchtig zur körperlichen wie zur geistigen Arbeit. So war der große Platon eben so berühmt wegen der Breite seiner Schultern und seiner Körperkraft wie wegen der Kraft seiner Einbildungskraft und der Schärfe seines Verstandes. In neueren Zeiten haben Michel Angelo, Lionardo da Vinci, Buffon, Gluck, Gustav Adolph, Johann Sobieski, Goethe und der Herzog von Wellington dieselbe bedeutende Kraft im „Standhalten“ wie in der Empfindsamkeit der Nerven bewiesen, Eigenschaften, die sich in ihrer Person vereinigten.

Die Leiden der Nervenüberreiztheit werden durch die sitzende Lebensweise vergrößert, welche die meisten geistig Arbeitenden führen. Ihre Beschäftigung am Pult oder Schreibtisch hält sie in zusammengepreßter Stellung, welche die freie Entfaltung ihrer Brust und das Einatmen von frischer Luft in die Lunge verhindert*). Wenn sie noch

*) M. Réveillé-Parise ist der Ansicht, daß eines Tages die Mediziner auf die geeignete Übung der Lunge bestehen

obenein, wie dies oft der Fall ist, schlechte Luft einatmen oder während der Nacht arbeiten, ist die Wirkung noch verderblicher. Das Körpersystem hört auf richtig ernährt zu werden. Luft und Licht sind so notwendig zur Ernährung des Körpers wie die Nahrung, denn während die Nahrung nur in Zwischenräumen verlangt wird, ist die Luft zu jedem Atemzug notwendig, den wir einziehen. Wenn die Lunge nicht genügend ausgedehnt wird, kann sich das Blut nicht mit Sauerstoff verbinden, die Blutbereitung wird mangelhaft und es folgt daraus, daß die Ernährung auch mangelhaft wird. Die Thätigkeit des Herzens verlangsamt sich, das Blut wird nicht

---

werden als das beste Mittel, die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern. „Ich bin davon überzeugt", sagt er, „daß das Altern bei der Lunge beginnt und von dort aus zunimmt, daß in diesem hauptsächlich aderreichen und durchdringbaren Organ, welches die Luft einsaugt, sie gewissermaßen verdaut und zu unserer Erhaltung verwendet, sich der Ausgangspunkt des Verfalls des Organismus befindet, und ich zweifle nicht, daß, wenn es möglich wäre, die Hämatosis oder Blutbereitung in ihrem vollkommenen Zustande zu erhalten, man das wahre Mittel gefunden hätte, das menschliche Leben zu verlängern. Die zukünftigen Generationen werden diese Frage entscheiden, wenn es je den Menschen vergönnt sein sollte, die Lösung derselben zu finden." — „Physiologie und Hygieine der Menschen, die sich der geistigen Arbeit hingeben."

bis zu den Extremitäten des Körpers getrieben, sondern staut sich in den inneren Organen an. Daher kalte Füße und kalte Haut; das „Pulchrum sublimum virorum florem" ist nichts weiter als schlechte Verdauung und Nervosität, das Resultat der übermäßigen geistigen Arbeit. Der Gelehrte wird, so zu sagen, gesättigt mit Reizbarkeit und krankhaft empfindlich. Seine Nerven liegen gewissermaßen bloß und unbedeckt und seine außerordentlich große Empfindsamkeit verzehrt sein Leben anstatt es zu verschönen.

Die gebrechliche Konstitution der geistig Arbeitenden wird sehr verschlechtert durch die Vernachlässigung der körperlichen Bewegung. Der Künstler, welcher das Bild der rosenfingerigen Aurora malte, welche die Thore des Ostens öffnet, hatte nie die Sonne aufgehn sehen. Dichter besingen bei Gaslicht die Schönheiten der Natur und dabei in Stuben, in welche der Sonnenschein wohl niemals hineindringt. Tycho de Brahe verließ 21 Jahre lang nur selten sein Observatorium; die sitzende Lebensweise, welche er führte, war ohne Zweifel die Ursache der Krankheit, an welcher er starb*). Ein anderer Astronom, der Abbé de la

*) Civiale giebt in seiner Abhandlung über „Stein-Krankheiten" ein Verzeichnis von 148 bedeutenden Philosophen, Künstlern und Schriftstellern, welche an diesen Krankheiten

Caille, erfand ein Ruhelager für seinen Kopf, worauf er seine Nächte zubrachte, während er den Himmel beobachtete. Der berühmte Kenner des Griechischen, De Villoison, arbeitete 15 Stunden täglich an seinen Büchern. Als La Harpe, der in einer der engsten Straßen des alten Paris wohnte, gefragt wurde, welcher Art seine Erholung sei, antwortete er, daß er bei Ermüdung seines Kopfes denselben auf kurze Zeit aus dem Fenster stecke. Das war seine einzige körperliche Bewegung. Diese Opfer der Wissenschaft und Gelehrsamkeit leiden mehr als die gewöhnlichen Menschen. Es ist zu bewundern, daß die Natur so viel Zwang erträgt und ihre Funktionen noch so weit verrichtet, um das Leben erhalten zu können.

Die Gewohnheit des Arbeitens ist jedoch so stark bei dem geistig Schaffenden, daß er sich nicht beschränken kann. Als Petrarca sich beim Bischof von Cavaillon über seine Gesundheit beklagte, durchschaute der letztere sofort die Sachlage und

---

litten, die großenteils die Folge ihrer sitzenden Lebensweise waren. Wir führen von diesen Männern folgende an: Bossuet, Buffon, Michel Angelo, Bacon, d'Alembert, Amyot, Calvin, Casaubon, Desaugiers, Erasmus, Montaigne, Luther, Linné, Harvey, Leibniz, Newton, Garrick, Rousseau, Scarpa, Volney, Voltaire, Franklin, Sir Robert Walpole, Napoleon III. &c.

verlangte den Schlüssel seines Studierzimmers zur Aufbewahrung. Petrarca willigte ein, doch nur auf drei Tage. Noch vor Ablauf dieser Frist eilte der Dichter zum Bischof und flehte ihn an: „Gebt mir den Schlüssel zu meinem Arbeitszimmer oder seht mich zu Euren Füßen sterben!“ Wir werden jedoch sehn, wie alle, die so die Gesetze der Natur verletzen, entweder durch zu viel Arbeit oder durch Überhastung, sehr schwere Strafe schließlich dafür zahlen müssen.

Die erste Strafe ist der Verlust eines gesunden Schlafes. Geistig Arbeitende brauchen mehr Schlaf als andere Leute und haben doch oft weniger. Wenn Menschen spät arbeiten, hält die Erregtheit ihres Geistes noch lange an, nachdem sie sich zur Ruhe gelegt haben. Das Gehirn fährt fort zu arbeiten und den Schlaf dadurch zu verbannen. Gleich einer Mühle mahlt es weiter und mahlt selbst ohne Korn! Der Wille hat keine Macht über dasselbe und es träumt und denkt, unbeherrscht und unzusammenhängend. Der Geist kann nur seine Kraft wiedererlangen, die verschwendete körperliche Kraft kann nur ersetzt werden durch vollkommene Ruhe — durch gesunden Schlaf; aber wo kein Schlaf ist, nur halbwaches Träumen, bleiben Geist und Körper ruhelos und ohne Erfrischung.

Welch ein Segen ist der Schlaf! Er ist eine der glücklichsten Gaben der Jugend und wir erkennen seinen Wert erst, wenn wir ihn eingebüßt haben. „Der Schlaf umhüllt alles wie mit einer Decke", sagt Sancho Pansa. Philip Sidney kannte seinen Wert, als er sang:

„Komm, Schlaf! O Schlaf, des Friedens sich'rer Platz,
Der Kunst Asyl, du Balsam aller Wunden,
Des Kerkers Freiheit und der Armut Schatz,
In dir hat Reich und Arm den Richter schon gefunden!"

Wenn die Jugend vergeht und das Alter naht und Arbeit, Überlastung und Sorge das Gemüt beunruhigen, dann schwindet der Schlaf. Das Denken will sich nicht zur Ruhe bringen lassen, der Körper wirft sich hin und her und der Daunenpfühl wird zum knorrigen Klotz. Das ist die dunkle Zeit in manches Gelehrten Leben. „Du stehst auf", sagt Haydon, „mit einem schwarzen Schleier über deiner Phantasie, durch den du alle Dinge ansiehst."

Lord Clarendon sagte von Chillingworth: „Sein ganzes Unglück kam daher, daß er zu wenig schlief und zu viel dachte". Es giebt nur wenig Schriftsteller, die nicht mehr oder minder durch Schlaflosigkeit gequält werden. Geschäftsleute gehen auch oft mit ihren Sorgen zu Bett; sie werfen sich unruhig umher, indem sie die Ereig-

nisse des vergangenen Tages durchgehen — ihre Unternehmungen, Spekulationen, Vorteile und Verluste. Ihr Gehirn wird nicht durch Ruhe genährt, denn sie können nicht schlafen.

Während Pope an der Iliade arbeitete, wollte er sich einmal aufhängen, um den Homer los zu werden. Er war außer sich vor Schlaflosigkeit, und dennoch arbeitete er nachts. Lord Oxfords Dienerin erzählte, daß sie in dem schrecklichen Winter von 1840 viermal in einer Nacht aufstehen mußte, um ihn auf sein Verlangen mit Papier zu versorgen, damit ihm kein Gedanke verlorenginge*). Boerhaave konnte, nach einer seiner anstrengenden Studien, in sechs Wochen kein Auge schließen. Nachdem Goldoni sechzehn Stücke in einem Jahre geschrieben hatte, mußte er für diese Thorheit zeitlebens büßen. Byron wurde durch Schlaflosigkeit, Kleinmut und wirkliche Verzweiflung gequält, während er „Marino Falieri" dichtete. In einer Nacht litt er schrecklich und konnte seine Qual nur dadurch lindern, daß er eine ungeheure Menge Sodawasser trank. John Hunter schlief selten mehr als vier Stunden nachts, aber er genoß einen einstündigen Schlaf nach dem Mittagessen. Die Ansichten der gelehrten

*) Elwin, „Popes Werke".

Männer sind sehr verschieden in betreff der Dauer, die zu einem gesunden Schlaf gehört. Jeremy Taylor behauptet, daß nur drei Stunden von den 24 dem Schlaf gewidmet zu sein brauchen; dies ist jedoch eine viel zu kurze Zeit. Baxter setzt vier Stunden dafür fest, Wesley sechs und Lord Coke sieben; Walter Scott verlangte acht Stunden gesunden Schlafes, um sein Gehirn in voller Arbeitskraft zu erhalten. Dr. Fowler von Salisbury, ein in wissenschaftlichen Kreisen wohl bekannter Veteran und bis zuletzt ein fleißiger Besucher der Britischen Handelsgesellschaft, sagte, daß es eine Hauptbedingung zu einem langen Leben sei, „am Morgen so lange im Bett zu liegen, bis man genug geschlafen habe“. Er starb erst in seinem 98. Lebensjahre.

Wenn der Schlaf gesund ist, genügt eine geringere Menge, um den Kräften des Geistes Ruhe und Ersatz zu geben; wenn er aber ungesund ist und größtenteils in Träumen und Erregtheit besteht, so hat die Natur keine Ruhe und Körper und Geist bleiben ungestärkt. Der erregte Geist fährt fort zu arbeiten, sogar im Traume. In einem solchen Zustande löste Isaac Newton ein schwieriges mathematisches Problem. Condorcet erzählt, daß, wenn er zu Bette ging, abgemattet durch irgend eine verwickelte Berechnung, welche

unvollendet blieb, er dieselbe in seinen Träumen vervollständigte. Benjamin Brodie erzählt von einem Falle, in welchem ein Freund wirklich eine Erfindung im Traume machte, und von einem anderen, wo ein Freund mathematische Probleme, die im Wachen seiner gespottet hatten, im Traume löste. Nachdem Coleridge eine Stelle in Purchas' „Pilgerfahrt“ gelesen hatte, verfaßte er während eines Traumes sein poetisches Fragment „Kubla Khan“. Tartini soll seine „Teufelssonate“ der Eingebung eines Traumes verdanken, in welchem der Teufel ihn zu einer Probe seiner Geschicklichkeit auf der Violine aufforderte.

Manche Philosophen sind der Ansicht, daß Träume anhaltend sind und die ganze Nacht durch währen; andere, daß der Traum erst in dem Augenblick unseres Erwachens vom Schlafe stattfindet. Als Lavalette unter dem Todesurteil als Gefangener in der Bastille saß, erlebte er einen Umstand in Bezug auf sich selbst, der die letztere Ansicht zu bestätigen scheint. Er hörte die Uhr auf dem Justizpalast zwölf Uhr Mitternacht schlagen, als das Thor sich öffnete zur Ablösung der Schildwache. In diesem Moment fiel er in Schlaf und hatte einen außergewöhnlichen Traum. Er stand in der Straße St. Honoré, als sich ein leises und unbestimmtes Geräusch erhob und er

im Hintergrunde der Straße, auf sich zukommend, eine Truppe Kavallerie bemerkte, alle mit abgeschundener Haut, Fackeln in den Händen haltend. Bleiche und zerzauste Weiber erschienen und verschwanden abwechselnd an den Fenstern; leises, unartikuliertes Stöhnen erfüllte die Luft. Die schreckliche Truppe zog in raschem Galopp an ihm vorüber, ihr Zug dauerte volle fünf Stunden. Ihnen folgte eine unendlich große Anzahl Artilleriewagen voll blutiger Leichname. Da erwachte Lavalette plötzlich durch das heftige Schließen des eisernen Gefängnisthores. Er ließ seine Uhr repetieren. Es war nicht mehr als Mitternacht, so daß das schreckliche Scheingebilde nicht länger als 2—3 Minuten gedauert haben konnte — d. h. grade so lange Zeit, wie erforderlich gewesen war, die Schildwache abzulösen und das Thor zu schließen. Am nächsten Morgen bestätigte der Gefängniswärter seine Berechnung*).

Wir hörten noch von einem anderen Falle, wo es notwendig befunden wurde, auf die Sohlen eines Patienten Senfpflaster zu legen. Während des Brennens bei dieser kleinen Operation träumte dem Patienten, daß er von Arabern gefangengenommen worden sei und lange Strecken durch

*) Lavalette (Graf), „Memoiren und Erinnerungen".

die Wüste wandern müsse, wobei er den brennenden Schmerz des glühenden Sandes fühlte. Die Qual schien ihm Jahre zu währen; endlich wurde er erlöst, indem er nach 3—4 Minuten durch das Abnehmen der Senfpflaster von seinen Füßen erwachte*).

Die Gewohnheit hat einen großen Einfluß auf den Schlaf. Matrosen und Soldaten können schlafen und erwachen, wann sie wollen. Der Kaiser Napoleon konnte ganz nach seinem Belieben schlafen. Kapitän Barcley, ein bedeutender Fußgänger, schlief ein, sobald er sich niederlegte. Der berühmte General Elliot (bekannt wegen seiner Verteidigung Gibraltars) schlief nicht länger als vier Stunden von den 24, aber er war außerordentlich enthaltsam und lebte von Brot, Wasser und Vegetabilien. Lord Brougham war imstande zu schlafen, sobald er eine freie Stunde hatte, sei es eine halbe oder auch nur eine viertel Mußestunde. Dies erhöhte ganz bedeutend seine Fähigkeit, Anstrengung zu ertragen*). Gleich Fénelon

*) Diese Geschichte erzählte Dr. Fletcher in seinen Vorlesungen über Physiologie zu Edinburg.

**) Man erzählt von Lord Brougham, daß er einmal fünf Tage und Nächte hintereinander las, arbeitete, redete ꝛc., dann eilte er nach seinem Landhause, schlief die Nacht vom Sonnabend, den ganzen Sonntag und die Nacht vom Sonntag,

fand Brougham Ruhe und Erleichterung, wenn er seine Arbeit wechselte. Fénelon sagte: „Der Wechsel in meinen Studien ist immer eine Erholung für mich“.

Die Mitglieder des Parlaments bedürfen wegen ihrer späten und unregelmäßigen Arbeitsstunden oft einiger Augenblicke des Schlafes. Pitt konnte schlafen, wann er wollte, und hörte während der Debatten im Parlament gewöhnlich nur mit halbem Ohre zu. Während Lord North auf boshafte Weise von einem Gegner angegriffen wurde, rief ein Mitglied plötzlich aus: „Der Premier schläft!“ — „Nicht doch“, sagte dieser, müde die Augen öffnend, „aber ich wünsche bei Gott, daß ich schliefe!“ Manche Menschen besitzen wie Brougham die glückliche Gabe des Schlafes. Sie werfen mit einem Male ihre Sorgen und Kümmernisse, ihre Studien, ihre Berufsgeschäfte, ihre geschäftlichen Spekulationen von sich, wie sie ihre Kleider abwerfen, und fallen in einen tiefen und gesunden Schlaf. Montaigne sagt von Scipio, daß er ein großer Schläfer war und daß dies der einzige Fehler gewesen, den die Menschen an ihm finden konnten. Von sich selbst sagte

---

und war am Montag morgen wieder frisch zu seiner Arbeit. Solche übermenschliche Heldenthaten sind den Männern der jetzigen Generation kaum noch möglich.

Montaigne: „Der Schlaf hat einen großen Teil meines Lebens weggenommen und doch fahre ich noch jetzt im Alter von fast 55 Jahren fort, acht bis neun Stunden im ganzen zu schlafen*)“. Er berichtet ferner von Alexander dem Großen, daß derselbe so fest am Morgen seiner großen Schlacht mit Darius schlief, daß Parmenio gezwungen war, in sein Zimmer zu treten und ihn verschiedene Male bei Namen zu rufen**).

Mr. Croker hat scherzend behauptet, daß es unmöglich ist, ein großer Mann zu sein ohne nicht auch zu gleicher Zeit ein guter Schläfer zu sein, und führt als seine Lieblingsbeispiele Napoleon, Pitt und Wellington an. Diese Männer besaßen die Gabe des Schlafes und konnten sich fast nach ihrem Belieben zum Schlafe zwingen, wodurch sie ihre Fähigkeit zur Arbeit schonten und erhöhten. Wellingtons Biograph sagt von ihm: „Er schien in der That die Macht zu besitzen, zu schlafen, wann er wollte, lag, wenn er gesund war, in ununterbrochenem Schlummer, von dem Augenblicke an, wo er sein Haupt auf das Kissen legte, bis er wieder aufstand. Man erzählte von ihm, daß, als eine seiner Freundinnen ihre Verwunderung aussprach über seine fortgesetzte Benutzung eines

*) Montaignes Essays: „Von der Erfahrung“.
**) Ebendaselbst „Vom Schlaf“.

so schmalen Bettes (seines alten Feldbettes), daß er in demselben sich nicht umdrehen konnte, er ihr antwortete: ‚Wenn man erst anfängt sich umzudrehen im Bett, so ist es Zeit aufzustehen'"*).

Lord Palmerston besaß auch die Kraft, alle Sorgen seines Amtes von sich zu werfen und in tiefen Schlaf zu fallen. Selbst im Unterhaus machte er manches gemütliche Schläfchen; man sprach dort von ihm als von dem „großen Schläfer". So ward es ihm möglich, die Lasten seines Amtes leicht bis zur Schwelle des 82. Jahres zu tragen. James Watt besaß auch zum Glück die Gabe, nach seinem Willen schlafen zu können, denn ohne dieselbe würde er wahrscheinlich niemals den Kondensator der Dampfmaschine erfunden haben. Er schlief manchmal neun bis elf Stunden nachts und machte außerdem während des Tages verschiedene gelegentliche Schläfchen, und obgleich von einer ursprünglich schwachen Konstitution, gelang es ihm, ein Alter von 83 Jahren zu erreichen, bis zuletzt im Besitz seiner Erfindungsgabe. „Er war ein guter Schläfer", sagt Washington Irving von dem Holländer in „Rip van Winkle", und diese Worte wurden auf dessen Grabstein gesetzt. Wer nicht schläft, ist auf dem

*) Gleig, „Leben Wellingtons" (Ausgabe 1864). Siehe auch „Crokers Journale" herausgegeben von Jennings.

besten Wege, verrückt zu werden. Einen Menschen fortwährend wach zu erhalten, war eine der Folterqualen der Inquisition und dieselbe verfehlte niemals ihre Wirkung.

Es ist ein Gegenstand der Forschung geworden, wie man sich den Schlaf verschaffen könne. Viele halten das Frühaufstehen für ein unfehlbares Mittel: „Früh zu Bett und Frühaufstehen macht gesund, reich und klug". Viele hingegen wenden künstliche Mittel an. Der Eine versucht durch Wiederholen der Multiplikationstabelle in Schlaf zu fallen, ein Anderer durch Wiederholen irgend eines Gedichtverses. Ein an Schlaflosigkeit leidender Missionar wiederholte das Vaterunser, bis Satan ihm den Schlaf sandte, nur um ihn aufhören zu machen, und er behauptete, daß sein Mittel niemals fehlgeschlagen habe. Ein Anderer blickt auf einen eingebildeten Punkt hin und folgt demselben bis in weite Entfernung, auf diese Weise Braids „Hypnologie" anwendend. Einige halten wie Dr. Franklin das Luftbad, noch Andere ein Kopfkissen mit Hopfen gefüllt für unfehlbar*).

---

*) Folgende Methode, sich Schlaf zu verschaffen, giebt Dr. Binns in seiner „Anatomie des Schlafes". Dr. Binns schreibt die Entdeckung dem Mr. Gardner zu:

„Sich Schlaf zu verschaffen. Lege dich auf die rechte Seite; lege dein Haupt bequem auf das Kissen, sodaß

Der verstorbene Erzbischof Whately arbeitete geistig sehr angestrengt und brauchte eine aus=

---

sich genau der Winkel einer Linie bildet, die du dir vom Kopf zur Schulter gezogen denkst, und dann, leicht die Lippen schließend, atme in tiefen Zügen, so viel wie möglich durch die Nasenlöcher; letzteres ist jedoch nicht durchaus notwendig, da viele Personen stets während des Schlafes durch den Mund atmen und eben so gesund bleiben wie die, welche es nicht thun. Nachdem du tiefe Atemzüge gethan hast, überlasse die Lunge ihrer eignen Thätigkeit, d. h. beschleunige weder, noch verlangsame die Atmung. Richte jetzt deine Aufmerksamkeit auf die Handlung, die du vornimmst. Bilde dir ein, daß du den Atem in einem fortwährenden Strom durch die Nasenlöcher kommen siehst: und in demselben Augenblicke, wo es dir gelingt, dies ohne alle Nebengedanken zu fassen, entschwinden Bewußtsein und Gedächtnis, wird die Phantasie schläfrig, entdämmert die Einbildungskraft, hört das Denken auf; die Gefühlsfähigkeit verliert ihre Empfänglichkeit, das Ganglien=system erhält seine Oberherrschaft, kurz, du wachst nicht länger, sondern schläfst. Die Aufeinanderfolge dieser Erscheinungen ist die Wirkung eines Augenblickes. Sobald der Geist zur Betrachtung einer einzelnen Empfindung gebracht wird, verläßt das Empfindungsvermögen den Thron und die hypnotische Fähigkeit taucht es in das Meer des Vergessens."

Dr. Southey hatte noch eine andere Methode. Er sagte zu James White: „Folge meiner Erfahrung und nimm als letzte Beschäftigung am Tage etwas vor, was in keinerlei Beziehung zu den übrigen Beschäftigungen des Tages steht, und du wirst bald im stande sein, wie ein Kind dein Haupt aufs Kissen legen zu können".

gleichende Menge Schlaf. Er wußte sehr wohl, daß das Gehirn sich erweicht bei fortgesetzter und verlängerter Arbeit, besonders nachts. Demgemäß ersann er ein Mittel, sich Ruhe und Schlaf zu verschaffen. An einem Wintertage begleitete ein befreundeter Arzt den Dr. Field nach dem Hause des Erzbischofs zu Redesdale, Stillorgan. Der Erdboden war zwei Fuß hoch mit Schnee bedeckt und das Thermometer stand fast auf Null. Unterwegs sahen die beiden Doktoren einen alten Mann beim Baumfällen beschäftigt, während ein heftiges Schneegestöber erbarmungslos über sein gefurchtes Antlitz fegte. „Welch einen grausamen Herrn muß dieser Mann haben!“ dachte der eine von ihnen. Der andere sagte jedoch: „Jener Arbeiter, den Sie für das Opfer des Prälaten-Despotismus halten, ist niemand andres als der Erzbischof selbst, der sich von einem Kopfweh kuriert. Wenn Sr. Gnaden außergewöhnlich viel gelesen und geschrieben hat und irgendwie Schmerz oder Verwirrung im Gehirn fühlt, treibt er beides in die Flucht, indem er mit einer Axt hinauseilt und irgend einen gewichtigen Baumstamm abschlägt. Sobald er in reichlichen Schweiß dabei geraten ist, geht er zu Bett, wickelt sich in Limericker Bettdecken, fällt in einen tiefen Schlaf und steht erfrischt wieder auf“.

Was sollen wir aber von denen sagen, die nicht nur den Schlaf nicht suchen, sondern in ihrem Eifer nach geistiger Arbeit Schritte thun, ihn zu vertreiben! Manche trinken Kaffee, andere Thee, Spirituosen oder sie nehmen Opium. Als Mr. J. C. Loudon seine Encyklopädie der Landhäuser-, Farmen- und Villenarchitektur schrieb, nahm er Dosen starken Kaffees, um sich wach zu erhalten. Seine Frau half ihm bei seinen litterarischen Arbeiten. „Die Arbeit", sagt Mrs. Loudon, „welche dieses Werk erforderte, war ungeheuer, und monatelang pflegten wir beide den größten Teil der Nacht arbeitend zuzubringen, mit nie mehr als vier Stunden Schlaf und starken Kaffee trinkend, um uns wach zu erhalten." Trotz eines heftigen Anfalls von rheumatischem Fieber, welches Steifheit des linken Kniees und schwere Schädigung des rechten Armes, mit Verlust des Gebrauchs seiner Hände und Finger zur Folge hatte, fuhr er fort, seine übrigen Werke zu diktieren, und erreichte ein Alter von 60 Jahren, wo ihn eine Lungenentzündung hinwegraffte.

Kaffee ist stets ein großer Liebling der geistig Arbeitenden gewesen, wegen seiner erheiternden Wirkung auf den Geist. Obgleich Personen von lymphatischer Anlage durch seinen Gebrauch wohlthuend belebt werden, leiden Menschen von ängst-

lichem, nervösem Temperament dadurch, besonders wenn sie ihn in Übermaß genießen. Kaffee war Zimmermanns Lieblingsgetränk, brachte ihn aber in einen Zustand bedauernswerter Melancholie. „Um mich wach zu erhalten“, sagte Charles Pongeus, „trinke ich zehn Tassen Kaffee täglich und thue eine Prise Salz in die letzte, um ihr eine größere Wirkung zu verleihen.“ Eine plötzliche Erblindung unterbrach seine Studien und machte der Beweisführung ein Ende, wie viel sein überarbeitetes Gehirn möglich machen konnte.

Michelet stand um 6 Uhr morgens auf, trank Kaffee und begann seine Arbeit. Er arbeitete sechs Stunden hinter einander, in Zwischenräumen Kaffee trinkend, von dem er sagte, daß derselbe ihn aufrecht halte. „Nein!“ sagt Deschanel, „der Kaffee ging mit ihm durch. Wir fühlen es an seinem Stil, der voll Gedankenblitze, aber auch voll fieberhafter Sprünge ist*).“ Michelet selbst schreibt den revolutionären Geist des 18. Jahrhunderts dem Genuß des Kaffees zu und die düstere Stimmung des französischen Geistes in den späteren Zeiten dem zunehmenden Gebrauch des Tabaks.

---

*) Emile Deschanel, „Physiologie der Schriftsteller und Künstler“.

Claude Bordelieu, der berühmte junge Arzt — der die Folgen am besten kennen mußte, obgleich die Ärzte eben so sorglos wie andere Menschen mit ihrem Leben sind —, trank Kaffee in großen Mengen, um sich wach zu erhalten und im stande zu sein, seine Studien fortzusetzen, und als sich schließlich Schlaflosigkeit einstellte, nahm er Opium, um seinem Gehirn Ruhe zu verschaffen. Aber keine Konstitution kann solcher Anspannung widerstehen, und der berühmte Arzt starb in verhältnismäßig frühem Alter.

Thee ist gleichfalls ein Schlafvertreiber und wirkt vielleicht noch mehr anreizend auf das Gehirn ein als Kaffee. Dr. Johnson frönte sehr dem Theegenuß und trank manchmal an zwanzig Tassen in einer Sitzung. Mrs. Piozzi erzählt, daß sie manchmal aufblieb und ihm bis 4 Uhr morgens Thee machte. Obgleich Johnson es nicht glaubte, wird wahrscheinlich sein übermäßiges Theetrinken zum großen Teil die Ursache seiner Schlaflosigkeit und seines nervösen Zitterns gewesen sein*). Zu einer Zeit trank Johnson

*) „Durch das gewohnheitsmäßige Übermaß des Thee- und Kaffeegenusses wird eine Art von chronischem Narkotismus erzeugt, von dessen Vorhandensein man gewöhnlich nichts wissen will, welcher jedoch sich deutlich ausspricht und leicht zu erweisen ist. Die Wirkung dieser beiden Flüssigkeiten, wenn

Spirituosen und trank sehr viel. Er konnte, wie er selbst die Offenheit hatte zu bekennen, wohl enthaltsam, aber nicht mäßig sein. Als Hannah More ihn eines Tages, an der Tafel des Bischofs Porteus, dringend aufforderte, ein wenig Wein zu trinken, antwortete er: „Ich kann nicht wenig trinken, Kind, deshalb berühre ich ihn gar nicht. Enthaltsamkeit wird mir eben so leicht, wie mir Mäßigkeit schwer würde". Daher seine Vorliebe für Thee und seine Verteidigung dieses populären Getränkes, als dasselbe heftig durch Mr. Jonas Hanway angegriffen wurde*).

---

sie in vergiftendem Übermaß genossen werden, ist in vielen Punkten verschieden, ein Zug ist jedoch ihnen beiden gemeinsam, nämlich die Erzeugung des Zitterns der Muskeln.... Der lähmende Einfluß narkotischer Dosen Thee äußert sich ferner durch eine besonders hartnäckige Art von Verdauungsschwäche, während der Kaffee die Thätigkeit des Herzens auf erschreckende Weise in Unordnung bringt. Ich glaube, daß viel mehr Krankheiten durch unmäßigen Genuß dieser narkotischen Getränke hervorgerufen werden, als man gewöhnlich annimmt." — Dr. Anstie, „Über Reiz- und narkotische Mittel".

*) In seiner Flugschrift schildert sich Johnson selbst als einen „hartgesottenen und unverschämten Theetrinker, der seit vielen Jahren seine Mahlzeiten durch das alleinige Getränk von dieser bezaubernden Pflanze verdünnt, dessen Theekessel kaum Zeit hat, kalt zu werden, der durch Thee seine Abende erheitert, seine Nächte tröstet und seine Morgen damit will-

Hazlitt schwärmte für Thee, der seine Hippokrene war, obgleich das Getränk ihn in einem Zustande beständiger nervöser Erregung hielt. Er berührte nie andern als schwarzen Thee und war ganz besonders eigen hinsichtlich dessen Qualität, trank auch nur den teuersten, den er erlangen konnte. Er pflegte, wenn er allein war, wöchentlich fast ein Pfund zu verbrauchen. „Eine Tasse von Hazlitts Thee war ein sonderbares Ding“, sagt Mr. Patmore, „ich habe nie ähnliches getrunken. Er machte ihn immer selbst, indem er den Theetopf halb mit Thee füllte, das kochende Wasser darüber goß und dann fast unmittelbar darauf ihn ausschenkte, eine große Menge Zucker und Sahne dazu nehmend. Nach der gelegentlichen Wirkung desselben auf mich selbst zu urteilen, kann ich behaupten, daß die Menge, welche Hazlitt von diesem Thee trank, schließlich eine höchst nachteilige Wirkung auf ihn ausüben mußte und wahrscheinlich seinen Tod beschleunigte, der durch eine Krankheit der Verdauungsorgane herbeigeführt wurde. Aber die unmittelbare Wirkung des Thees war angenehm, selbst bis zu einem Grade der Bezauberung, und da er durchaus

kommen heißt“. Dieser letzte Satz wurde folgendermaßen durch Tyers parodiert: „*Te* veniente die—*te* decedente“. — Crokers „Johnson“.

keinerlei Reaktion danach fühlte, beharrte er in dessen Genuß bis zu seinem Ende, trotz der zwei oder drei Anfälle, die demjenigen voraufgingen, der seinem Leben ein Ziel setzte*)."

Dies war jedoch ein Mißbrauch des angenehmen Getränkes. Hazlitt hätte, auf solche Weise, auch Mißbrauch mit Rindfleisch oder selbst Wasser getrieben. Bevor er sich dem übermäßigen Theegenuß ergab, war er starken Spirituosen ergeben gewesen, die wahrscheinlich eben so viel Schuld an der Krankheit seines Magens und seiner Leber trugen als sein Mißbrauch des Thees. Haydon schreibt in seiner Selbstbiographie über Hazlitt am 25. Juni 1815, gerade nach der Schlacht von Waterloo: „Was Hazlitt anbetrifft, so ist es kaum glaublich, wie sehr ihm die Vernichtung Napoleons zu Herzen ging. Er schien gebrochen an Körper und Geist, ging ungewaschen, unrasiert umher, am Tage selten nüchtern und nachts, ohne Übertreibung gesagt, buchstäblich wochenlang fortwährend betrunken, bis er plötzlich, als erwache er aus seiner Betäubung, alle aufregenden Spirituosen stehen ließ und sie später nie wieder berührte" **).

---

*) P. G. Patmore, „Meine Freunde und Bekannten".

**) Haydons „Selbstbiographie", von T. Taylor.

Viele geistig Arbeitende besitzen jedoch nicht den moralischen Mut, den Alkohol zu gunsten des Thees aufzugeben. Gewöhnlich ist im Gehirn des Denkers Erregbarkeit genug, ihn wach zu erhalten, ohne daß er zu so künstlichen Mitteln zu greifen braucht. Diese dienen nur dazu, die Schlaflosigkeit zum Übermaß zu treiben, gegen welche man lieber einschreiten sollte, anstatt sie durch narkotische Reizmittel herauszufordern. Im Übermaß thut der Genuß des Alkohols, in jedweder Form, dem geistig Arbeitenden eben so großen moralischen wie physischen Schaden. Dennoch haben Sänger zu allen Zeiten sein Lob gesungen, obwohl die größten Dichter unabhängig von künstlicher Begeisterung gewesen sind. Milton sagte, daß der echte epische Dichter, der von den Göttern singt und dann zu den Menschen herabsteigt, Wasser aus einem hölzernen Becher trinken müsse. Wordsworth bekennt auch „ein einfacher, wassertrinkender Sänger zu sein, obwohl dies die Dichter seines Zeitalters wie der früheren Generationen durchaus nicht gewesen *).

*) „Wenn wir auf irgend eine Weise den poetischen Trieb anfeuern können, eröffnen sich uns neue Einblicke in die Natur, durchdringt der Geist aufs kühnste und höchste alle Dinge und die Umgestaltung wird möglich. Dies ist der Grund, weshalb die Dichter den Wein, den Met, die narkotischen

Eoban Hessus, ein deutscher Dichter, berühmt im 16. Jahrhundert, meinte, daß es keine größere Schande gäbe, als in einem Trinkgelage besiegt zu werden, und Drummond sagte von Ben Jonson, daß „das Trinken das Element sei, in dem er lebe“. „Sein rauhes Antlitz“, sagt Aubrey, „war mit Knoten und Narben bedeckt, eine Folge der Ausschweifungen im Trinken im Verein mit einer skorbutischen Anlage.“ Nachdem er einen ganzen „See von Kanariensekt“ in der Schenke zum „Meermädchen“ ausgetrunken, taumelte er nach Hause ins Bett, um nach einem heftigen Schweiß wieder aufzustehen und seine dramatischen Studien vorzunehmen. Man sagt sogar, daß Shakespeare kurz nach einem „lustigen Trinkgelage“ mit Ben Jonson und Drayton zu Stratford am Avon, wo er zu viel getrunken hatte, sterben mußte,

---

Mittel wie Thee, Kaffee, Opium, den Duft des Sandelholzes und Tabaks oder irgend welche andere Mittel zur Erheiterung lieben .... Doch kann man nie von der Natur durch einen Kunstgriff eine Gunst erzwingen. Der Weltgeist, die große ruhige Allgegenwart Gottes hat nichts gemein mit den Zauberkünsten des Opiums oder Weines. Die erhabene Vision naht sich der reinen und einfachen Seele in einem reinen und keuschen Körper. Was wir narkotischen Mitteln verdanken, ist keine dichterische Eingebung, sondern nur eine künstliche Erregung und Leidenschaft.“ — Emerson in seinem Essay „Der Dichter“.

doch meint Charles Knight, daß man sich auf diese überlieferte Nachricht, die sich bis heute erhalten hat, wenig verlassen könne. Immerhin war Shakespeare während seines Aufenthaltes in London ein regelmäßiger Gast im „Meermädchen", mit Beaumont, Fletcher, Carew, Donne und Jonson zusammen, und Mäßigkeit im Trinken war keine Tugend jenes Zeitalters. Marlowe wurde in seinem 30. Jahre in einem Streit unter Trunkenen getötet. Der Dramatiker Greene führte ein eben so ausschweifendes Leben wie Marlowe. Seiner eigenen Aussage nach über sich war „Schwelgerei beim Trinken sein höchstes Entzücken". Nachdem er von Stufe zu Stufe immer tiefer gesunken war, starb er an „einer Überladung", während er in einem solchen Zustande der Armut sich befand, daß er aus Mangel an Kleidern sein Bett nicht verlassen konnte.

Cowley starb an einem Fieber, das er sich dadurch zugezogen hatte, daß er die ganze Nacht auf freiem Felde gelegen; er hatte bei einem Freunde zu Mittag gegessen und stark getrunken und war nicht im stande gewesen, den Weg nach Hause zu finden*). Lovelace, der Lobsinger des Weins, starb, wie Aubrey sagt, in einem Keller

*) Spences „Anekdoten".

in Long Acre. Otway starb in einer Schenke zu Tower Hill — vor Hunger, wie Einige sagen, durch den Trunk, wie Andere behaupten*). Boyse wurde in seinem trunknen Zustande durch eine Mietskutsche überfahren, und Savage, der während seiner letzten Lebensjahre hauptsächlich vom Trinken lebte, starb in einem Gefängnis zu Bristol. Unter den anderen „fünf Klafter tiefen“ d. h. bodenlos durstigen Männern jener Zeit waren Rochester, Congreve, Sheffield, Parnell, Churchill, Prior und Shadwell. Andrew Marvell trank reichlich Wein, um seine Muse zu begeistern. Shenstone sagt von Somerville, einem Bruder in Apoll, daß „derselbe sich Schmerzen des Leibes antrinke, um dadurch die Schmerzen der Seele los zu werden“.

Wenn Addison durch seine Gattin, die Gräfin von Warwick, geärgert wurde, kehrte er in die Schenke zurück und suchte Trost bei der Flasche. In einem Zimmer von Holland House verfaßte Addison seine letzten Dichtungen; eine Flasche Sekt stand auf einem Tische an einem Ende des Zimmers und Addison sprach derselben so fleißig zu, daß sie leer war, noch bevor sein Papier gefüllt war. Steele war ein Trunkenbold und schrieb viele seiner

*) Spences „Anekdoten“.

Artikel für die Zeitschrift „The Tatler" in den Schenken, in denen er verkehrte. Selbst von dem fehlerfreien Pope sagt man, daß er seinen Tod beschleunigt habe durch das Trinken von Spirituosen und das Essen von zu scharf gewürzten Speisen. Als Goldsmith von seiner Wirtin wegen rückständiger Miete eingesteckt werden sollte, schickte er zu Dr. Johnson, um ihn von seiner großen Not zu benachrichtigen. Der Doktor sandte ihm eine Guinee und versprach, sofort selbst zu kommen, was er auch that. Aber Goldsmith hatte schon die Guinee gewechselt und hatte bei Johnsons Ankunft eine Flasche Madeira und ein Glas vor sich stehn. Johnson korkte die Flasche zu und fragte ihn, wie er die Miete zu zahlen gedächte. Goldsmith antwortete, daß er das Manuskript eines Romans zum Druck fertig habe. Es war „Der Vikar von Wakefield"! Johnson ging damit zu einem Buchhändler und verkaufte ihn für 60 Pfund Sterling. Die Miete wurde gezahlt, der Gerichtsdiener des Sheriffs entfernte sich und Goldsmith bestand darauf, nachdem er die Wirtin ausgezankt hatte, daß sie ihm eine Bowle Punsch braue!

Die Ausschweifungen des Dichters Burns sind wohl bekannt und oft als abschreckendes Beispiel hingestellt worden. Aber er hatte viele Ver-

suchungen und unterlag ihnen, wie schon stärkere Männer vor und nach ihm. Als eine Dame, eine seiner besten Freundinnen, ihm Vorstellungen machte wegen seiner Genossenschaft mit Trinkern, antwortete er: „Madame, sie würden mir wenig Dank wissen für meine Gesellschaft, wenn ich nicht mit ihnen trinken wollte; so muß ich ihnen ein Stück meines Lebens opfern“. Selbst der Geistliche John Logan, der Verfasser von dem „Kuckuck“ und vielen Hymnen und Übertragungen, suchte Erleichterung von seiner Melancholie in dem verhängnisvollen Trost des Trunkes. Bei einer Gelegenheit vergaß er sich so weit, daß er in einem vollständig berauschten Zustande die Kanzel bestieg. Er vertauschte die Kirche mit der Feder und endete seine unruhvolle Laufbahn als ein Mann von litterarischem Ruf innerhalb des Umkreises seiner Stadt.

Sir Walter Scott war ein Mann von mäßigen Gewohnheiten, sonst hätte er auch nicht eine solche Menge geistiger Arbeit vollenden können. Sein einziger Genuß von Alkohol war gelegentlich ein Glas Whisky-Toddy, welches er dem kostbarsten Naß vorzog, das nur je dem Becher eines Fürsten entfließen konnte. Er beschränkte die Quantität, als er älter wurde, und rauchte statt dessen eine bis zwei Zigarren. Er trug auch Sorge, seinen

Sohn vor zu starkem Trinken zu warnen. „Selbst das, was man täglich nur eine gewisse Menge trinken nennt“, sagte er, „schadet dem Magen, und der deinige ist von Haus aus durch Vererbung schwach.“

Byron war nur ruckweise unmäßig. Zu Zeiten darbte er sogar und rauchte und kaute Tabak, um der Korpulenz vorzubeugen, die ihm verhaßt war, zu anderen Zeiten jedoch konnte er bis zum Übermaß trinken; viele seiner Dichtungen sollen unter dem Einfluß des Wacholderschnapses entstanden sein. Wein und Laudanum machten ihn leidenschaftlich, mißtrauisch und streitsüchtig. „Was meine Lebensgeister am meisten anregt“, sagte er, „ist eine Dosis Bittersalz. Aber man kann nicht so viel davon zu sich nehmen wie Champagner*).“ Durch Byrons ganzes Leben scheint ein Flackern von Wahnsinn zu gehn, der sich in seiner Verdrossenheit, seiner Melancholie, seinem Menschenhaß äußert. Er selbst fürchtete oft, daß er seiner Kränklichkeit zum Opfer fallen und, gleich Swift, „auf der Höhe sterben“ könnte. Haydon zeigt seinen Charakter in einer anderen Beleuchtung.

---

*) Moore, „Byrons Leben“. Aus demselben Grunde nahm Dryden, bevor er sich zum Studium und zum Dichten hinsetzte, jedesmal ein Abführungsmittel und beobachtete sorgfältige Diät im Essen und Trinken.

„Ich bin überzeugt", sagte er, „daß Byrons Ausschweifungen nicht aus Liebe zum Laster geschahen, sondern Experimente waren, um eine neue Empfindung kennen zu lernen, die er verwerten könnte. Nach einer Schwelgerei bestieg er immer eiligst seine Gondel und verbrachte die Nacht auf dem Wasser. An Bord eines griechischen Schiffes hörte man ihn beim Berühren eines Dolches sagen: ‚Ich möchte wohl wissen, wie einem Mörder zu Mute ist'."

Keats flüchtete sich von der boshaften Kritik, mit der sein „Endymion" aufgenommen wurde, in das Delirium des Trunkes; aber es folgte eine solche Verzagtheit darauf, daß sie ihn fast zur Verzweiflung trieb. Haydon, der ihn genau kannte, sagt von ihm: „Sechs Wochen lang war er selten nüchtern, und um zu zeigen, wessen ein Mann fähig ist, um seine Neigung zu befriedigen, sobald dieselbe seiner Herr wird, bedeckte er einmal seine Zunge und Kehle, so tief er kommen konnte, mit Cayennepfeffer, um, nach seiner eignen Aussage, ‚die köstliche Kühle des Clarets in ihrer ganzen Pracht' würdigen zu können" *).

---

*) Haydons Selbstbiographie (von T. Taylor). In einem von Keats' Briefen kommt die folgende Stelle vor: „Was das Vergnügen betrifft, so schreibe ich in diesem Augenblicke mit einer Hand und halte mit der anderen eine

Zwei Dinge gab es, an denen der liebenswürdige Charles Lamb nicht vorüber konnte — in der Stadt an einer Auslage von Punsch und Likör, und auf dem Lande an einer Schenke. Während der langen Spaziergänge, welche er um Hampstead und Highgate herum machte, schwebte ihm immer irgend eine am Wege gelegene Schenke vor Augen. „Jetzt haben wir eine Pinte verdient durch Marschieren“, pflegte er zu sagen*). Bei einer Gelegenheit, wo Professor Wilson ihn auf einem Ausflug begleitete, verschwand Lamb plötzlich. Wilson kehrte um und folgte ihm in eine Schenke, wo er den Befehl hörte: „Eine Pinte Porter!“ — „Bringen Sie eine Kanne voll!“ sagte Wilson über Lambs Schulter hinweg, und ein dankbarer Blick desselben war die Antwort. Gegen das Ende seines Lebens hin war, nach Mr. Proctors Aussage, die Pfeife das einzige Ding, dem Lamb huldigte. Er versuchte sie aufzugeben und schrieb sein „Lebewohl an den Tabak“, aber der Tabak stand sich selbst im Lichte, wie er sagte, und so

---

Aprikosenpflaume an meinen Mund. Wie schön sie schmeckt! Sie gleitet sanft, breiartig, saftig hinunter — ihre ganze köstliche Fülle zerschmilzt in meiner Kehle gleich einer großen, wundervollen Erdbeere“. Lord Haughton, „Keats' Leben und Briefe“.

*) P. G. Patmore, „Meine Freunde und Bekannten“.

kehrte er zu seinem Abgott zurück und fuhr fort denselben gleich Robert Hall, dem Prediger der Gemeinde, „zu verbrennen"*). Der Dichter Cowper stand auf vertrautem Fuß mit Wm. Bull, dem

---

*) Der Geistliche Robert Hall lernte das Rauchen in der Gesellschaft des Dr. Parr, der ein eben so großer Gelehrter wie Raucher war. Ein Freund fand den Prediger eines Tages, wie er sich in eine ungeheure Rauchwolke hüllte; als derselbe sein erstauntes Gesicht sah, sagte er: „O, ich bin nur bemüht, mich für die Gesellschaft eines Doktors der Gottesgelehrsamkeit geeignet zu machen, und dies hier (die Pfeife haltend) ist mein Probierstein zur Zulassung". Ein Mitglied seiner Gemeinde machte ihm Vorstellungen wegen der Schädlichkeit der Gewohnheit und hinterließ ihm eine Abschrift von Dr. Adam Clarkes Flugschrift: „Über den Gebrauch und Mißbrauch des Tabaks", mit der Bitte sie zu lesen. Nach einigen Tagen gab Mr. Hall sie mit der Bemerkung zurück: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Flugschrift des Adam Clarke: Ich kann seine Beweisgründe nicht widerlegen und ich kann auch das Rauchen nicht aufgeben". Um so heftiger war er in seiner Verfolgung des Branntweins. Als ein Geistlicher seiner eignen Sekte, der dem Gebrauch desselben zu sehr ergeben war, eines Tages zu ihm sagte: „Freund Hall, ich wäre Euch dankbar für ein Glas Branntwein mit Wasser", antwortete er: „Nennt das Ding beim rechten Namen; verlangt ein Glas mit flüssigem Feuer und destillierter Verdammnis, so werde ich Euch eine Gallone voll geben". Der Mann wurde blaß und schien eine Zeit lang mit Ärger zu kämpfen. Endlich streckte er die Hand aus und sagte: „Bruder Hall, ich danke Euch von Herzensgrund". Von jener Zeit an hörte er auf, Branntwein zu trinken. — Olinthus Gregorys Memoiren.

Dissenter-Prediger zu Olney. Er schilderte den ehrwürdigen Herrn als einen Mann von Gelehrsamkeit und Genie, der lebhaft war ohne Leichtsinn und nachdenkend ohne Schwerfälligkeit. „Aber“, fügte er hinzu, „er raucht Tabak — nichts ist vollkommen!“

De Quincey und Samuel Taylor Coleridge ergaben sich sehr dem Opiumgenuß. De Quincey hinterließ seine „Bekenntnisse eines Opiumessers“, vielleicht das lebendigste Gemälde, welches je die wahnwitzigen Freuden und die entsetzlichen Schrecken des Opiummißbrauches schilderte. Coleridge flüchtete sich zuerst zum Opium, um seine Schmerzen dadurch zu stillen; er fand die notwendige Erleichterung und griff abermals zum helfenden Opium. Der Wunsch danach wuchs; der Gebrauch des Medikamentes wurde zur Gewohnheit, mit jeder Dosis wurde der Wille zum Widerstehen geringer, bis schließlich der Genuß des Opiums zur gebieterischen Notwendigkeit wurde*). Der-

*) Der heilige Augustinus erklärt auf folgende Weise das Zunehmen unheiliger Wünsche im menschlichen Herzen in Bezug auf das Laster des Trunkes, des Opiumgenusses und der narkotischen Mittel im allgemeinen: „Aus verderbtem Willen entspringend, wird die Handlung zur Neigung; sobald die Neigung vorherrschend ist, wird die Handlung zur Gewohnheit, und sobald der Gewohnheit nicht Widerstand

selbe erreichte ein selten dagewesenes Übermaß; er brach seine Kraft, ruinierte seine Familie und machte ihn in noch nicht vierzehn Jahren zu einem elenden Wrack. Sein Geist wurde unstet und zerrüttet, sein Gedächtnis verlor seine Kraft, seine Willenskraft war gelähmt. In seinen lichten Augenblicken überwältigte ihn das Bewußtsein der Selbsterniedrigung, aber da er alle Selbstbeherrschung und Charakterfestigkeit verloren hatte, blieb er fest in den Ketten liegen, die er sich selbst geschmiedet hatte. Zum Glück wurde es ihm durch gewaltige Anstrengungen schließlich möglich, seine Fesseln zu sprengen und die ihm noch bleibenden Lebensjahre in verhältnismäßigem Ansehen und nützlicher Thätigkeit zu verbringen, obwohl er mit Schwäche und Leiden zu kämpfen hatte.

Unglücklicherweise stirbt die befriedigte Genußsucht nach narkotischen Mitteln nicht mit dem Opfer, sondern geht wie ein vererbtes Gift in die Adern und das Gehirn der Ungeborenen über. Obgleich Coleridges Sohn Hartley mit bedeutenden Geistesgaben ausgestattet war, folgte ihm wie ein Fluch die Neigung zum Trunk und verwüstete sein ganzes Leben. Dem Übersinnlichen ergeben,

geleistet wird, wird die Gewohnheit zur Notwendigkeit". „Bekenntnisse."

war er dennoch ein Sklave seiner Sinne: er lebte in Träumen und wurde vom Augenblick regiert; er war unfähig, seine Wünsche zu beherrschen und so wurde sein Leben elend. Er „sang wie ein Cherub und trank wie ein Fisch“. Durch seine Unmäßigkeit verlor er seine Universitäts-Genossenschaft. Er wandte sich der Litteratur zu, sein Laster blieb ihm trotzdem treu. Während seines Aufenthaltes in Leeds, wo er die „Yorkshire-Worthies“ schrieb, verschwand er oft auf Tage und Wochen; die Buchdruckerlehrlinge wurden ausgesandt, ihn zu suchen und fanden ihn gewöhnlich in einer niedrigen Schenke. Er ging an die Seen, doch wurde es nicht besser. Einer seiner besten Freunde gab es auf, ihn zu besuchen: „Es war so lächerlich und beklagenswert“, sagte er, „das arme, harmlose Geschöpf, inmitten der herrlichsten Natur, bei schönem Sommerwetter, morgens zehn Uhr schon total betrunken zu finden“. So ging es bis zu seinem Ende. Und doch war Hartley ein sehr liebenswürdiger Mensch mit liebevollem Herzen. Daß er sich der Thorheit seines Lebens vollständig bewußt war, geht aus seinen zahlreichen melancholischen Klagen in Stanzen und Sonetten hervor; sein Wille war jedoch vollständig gelähmt. Er kannte das Rechte und that doch das Gegenteil, er ging der Versuchung halbwegs

entgegen und legte sich, ein vollkommen williges Opfer, ihr zu Füßen.

Edgar Allan Poe, jenes lebendige und seltsame Genie, war gleichfalls ein Opfer seines Mangels an Selbstbeherrschung. Möglicherweise war bis zu gewissem Grade seine unglückliche Herkunft und seine verkehrte Erziehung daran schuld. Das Gift kann, wie bei Hartley Coleridge, in sein Blut und Gehirn übertragen worden sein und berechtigt ihn eher zu unserem Mitleid und unserer Teilnahme als zu seiner Verdammung. Wir können selten die zunächst liegenden, noch weniger die verborgeneren Ursachen verfolgen, welche das Leben eines Menschen zu Grunde richten. Wir sehen seine Thorheiten, kennen aber nicht deren tief begründete Ursache, wir sind Zeugen seiner Irrtümer, haben aber keinen Begriff davon, wie groß seine angeborene Schwäche, wie groß die Versuchung gewesen ist. Burns sagt:

„Wer in Versuchung fiel, des Richter willst du sein —
Wie oft er sie bekämpft, das weiß nur Gott allein."

Viele Schriftsteller, die um Brot, um Gold oder um Ruhm arbeiten, haben zeitweise einen Anfall der Gelehrtenkrankheit, Morbus Eruditorum, gehabt. Dieselbe ist ganz unabhängig von ihrer Neigung zu narkotischen Mitteln und ist einfach die Folge der Überreizung des Gehirns,

denn je zarter das Instrument ist, um so leichter wird es verstimmt. Selbst Ärzte, die die Folgen der Überarbeitung des Gehirns kennen, finden wir oft eben so sorglos in betreff ihrer Gesundheit wie die Leute, welche um das tägliche Brot schreiben. Haller z. B. arbeitete geistig ganz übermäßig. Er lebte in seiner Bibliothek, nahm seine Mahlzeiten darin ein, schlief daselbst und brachte oft Monate darin zu, ohne sie zu verlassen. Bichat verkürzte gleichfalls sein Leben durch seinen übermäßigen Fleiß beim Studieren. Seine Gesundheit war so untergraben, daß ein zufälliger Fall auf den Kopf seinen Körper dermaßen erschütterte, daß er sich nie davon erholte, sondern in dem frühen Alter von 31 Jahren starb.

Der verstorbene Dr. Todd, der große Physiologe, verkürzte sein Leben durch seine zu große Hingabe an die Wissenschaft. Er war gewohnt, um sechs Uhr morgens aufzustehen. Nach zwei bis drei Stunden geistiger Arbeit verschlang er ein Frühstück und ging fort, seine Patienten zu besuchen, was ihn für den größten Teil des Tages in Anspruch nahm. Zu später Stunde, mit erschöpften körperlichen Kräften, dinierte er und begab sich darauf an die Arbeit an seiner „Encyklopädie der Anatomie und Physiologie“ oder seiner „Physio-

logischen Anatomie und Physiologie des Menschen", welche Werke beide zu gleicher Zeit herausgegeben wurden. Natürlich kann keine menschliche Konstitution solche Anspannung des Körpers und Geistes ertragen. Sein Gehirn war überarbeitet, sein Körper ohne Übung und sein Magen mit Nahrung überladen, die derselbe nicht verdauen konnte; und so mußte dieser glänzende und segenspendende Arzt im Alter von fünfzig Jahren dahingerafft werden.

Geistig Arbeitende bedürfen mehr als andere der größten Ruhe, und jeder Versuch, das Denkorgan zu unnatürlicher Thätigkeit zu reizen, sollte vor allen Dingen vermieden werden. Schlaflosigkeit verfolgte den armen Goldsmith bis zum Ende seiner Laufbahn und endlich entschlief er in seinem 45. Jahre zu jenem Schlaf, der kein Erwachen kennt. Sein Biograph sagt von ihm: „Der Schlaf hatte ihn verlassen, sein Appetit war fort und in dem Schwächezustand, in den er dadurch fiel, konnte jener Schlafmangel allein schon verhängnisvoll werden". Sein Arzt, Dr. Turton, stellte einmal eine sehr bedeutungsvolle Frage an seinen Patienten. „Ihr Puls", sagte er, „ist dem Fieber nach, an dem Sie leiden, in größerer Aufregung, als er sein sollte; ist Ihr Gemüt ruhig?" — „Nein, das ist es nicht", war Goldsmiths

melancholische Antwort*). Es waren seine letzten Worte.

Schlaflosigkeit ist, wie wir schon sagten, eine der Strafen für die geistige Überarbeitung und wird gewöhnlich von Niedergeschlagenheit des Geistes begleitet, die oft in tiefe Melancholie ausartet. Sir Isaac Newton schrieb in einem Briefe an Locke von sich selbst, daß er schon vierzehn Tage hintereinander keine Stunde des Nachts geschlafen und seit fünf Tagen die Augen gar nicht geschlossen habe. Dies war teilweise verschuldet worden durch sein zu langes Studieren, teilweise durch den Kummer, den ihm die Zerstörung seines Laboratoriums und seiner Manuskripte durch eine Feuersbrunst machte. Die Folge davon war eine zeitweise geistige Störung, von der er nach einigen Monaten der Ruhe genas. Pinel hingegen behauptete, daß das Studium bestimmter Wissenschaften den Geist vor Zerrüttung bewahre, angenommen natürlich, daß sich derselbe mit Regelmäßigkeit und Mäßigung dem Studium hingebe. Das Gleichgewicht des Geistes kann durch übermäßiges und zu lang ausgedehntes Studium erschüttert werden, buchstäblich durch Mißbrauch des Denkvermögens, denn eine Aus-

*) Forster, „Goldsmiths Leben“.

schweifung des Geistes ist eben so ungerechtfertigt und nachteilig wie eine Ausschweifung des Körpers.

Der Mangel an natürlicher Ruhe führt bei manchen Menschen zur Hypochondrie und Melancholie. Die Gefühle und Gedanken werden krankhaft und die ganze Natur scheint in Traurigkeit gehüllt zu sein. Chaucer schilderte sich in seinem „Traum", dessen Gegenstand Blanche, die Herzogin von Gloucester, war, als Opfer einer nervösen Melancholie, die aus dem gewohnheitsmäßigen Schlafmangel entstanden und von Todesfurcht begleitet war. Blaise Pascal, der Verfasser der „Gedanken", den Bayle als den „erhabensten Geist unter den Schriftstellern" charakterisiert, reizte sein Gehirn so sehr durch übermäßiges Studium, daß er das Opfer hochgradiger Melancholie wurde. Er bildete sich ein, daß er dicht an seiner Seite einen feurigen Abgrund habe, in den zu fallen er in beständiger Gefahr war. Er starb im Alter von 39 Jahren an einem organischen Gehirnleiden, wie beim Sezieren als unzweifelhaft festgestellt wurde.

Selbst Witzlinge und Humoristen haben von der Melancholie zu leiden. Menschen, die Theater und Circus mit ihrem Gelächter erfüllt haben, sind von tiefer Niedergeschlagenheit des Gemütes heimgesucht worden. Der Humorist Hoffmann

behauptete, daß das Böse immer hinter dem anscheinend Guten verborgen sei, und daß der Teufel seine Schwanzspitze in alles stecke. Eines Tages konsultierte ein armer, ganz heruntergekommener Magenkranker den Arzt Abernethy. Der Doktor ließ sich seine Zunge zeigen, fühlte seinen Puls und fragte nach den Krankheitserscheinungen. „Nun“, sagte der offenherzige Abernethy, „ich denke, es hat nicht viel mit Euch zu sagen. Ihr müßt aufgerüttelt werden, Ihr braucht Heiterkeit. Geht und seht Euch einmal den lustigen Burschen, den Grimaldi, an; Ihr werdet herzlich lachen müssen und das wird Euch besser sein als Arznei.“ „Ach“, seufzte der Patient „ich bin ja selbst Grimaldi!“

Der Dramatiker und Humorist Molière war ein Opfer der Hypochondrie, ebenso Tasso, Johnson, Swift, Byron, Beethoven und andere. Kein Wunder, daß Johnson melancholisch war. Er sagte selbst, daß er sich nicht erinnern könne, einen Tag frei von Schmerzen gewesen zu sein. Swift verließ Popes Haus in Mißmut, nach einigen Tagen melancholischen Beisammenseins. Tasso glaubte von feurigen Pfeilen, von überirdischem Geräusch, von Zischen, Klingeln und Glockenläuten umgeben zu sein. Wie viel Dornenkronen drücken das Haupt der Könige des Geistes!

Benvenuto Cellini, Cardan, Blake, Rousseau, Goethe, Swedenborg, Shelley und Napoleon waren seltsamen Sinnestäuschungen unterworfen. Selbst Galilei hatte Anfälle von Hypochondrie, deren Ursache größtenteils in seinen schlaflosen Nächten zu suchen war, obwohl er dieselben trotzdem in astronomischen Beobachtungen verbrachte. „Ich kann meinen ruhelosen Geist nicht verhindern, sich zu plagen", sagte er. Dennoch wurde er 78 Jahre alt. Napoleons Mittel, seine Sinnestäuschungen los zu werden, war ein gutes: durch ausnehmend angestrengte Arbeit schuf er sich eine ausnehmend gute Ruhe.

Smollett litt an Schlaflosigkeit und Verdauungsschwäche. Er ging ins Ausland, um Luft und Umgebung zu wechseln. Er litt körperlich und geistig gleich sehr; wohin er ging, sah er nur sich selbst; alles enttäuschte ihn, alles fand er abgeschmackt. Er sah keine Schönheit an der mediceischen Venus zu Florenz und das Pantheon zu Rom erinnerte ihn nur an einen „ungeheuren Hahnenkampfsplatz, der nach oben unbedeckt war". Er kehrte nach England zurück und gab seine Reisebeschreibung heraus. Das Erscheinen derselben zog ihm eine sarkastische Bemerkung Sternes in dessen „Empfindsamen Reise" zu. „Der gelehrte Smellfungus", sagte er, „reiste von Boulogne

nach Paris, von Paris nach Rouen und noch weiter; aber er reiste mit Milzweh und Gelbsucht und jeder Gegenstand, an dem er vorbei kam, war verzerrt und anders gefärbt. Er bildete sich ein, daß er eine Reisebeschreibung schrieb, aber es war nur eine Beschreibung seiner jämmerlichen Empfindungen. Er war lebendig geschunden, behext und schlechter als der heil. Bartholemäus behandelt worden an jeder Station, die er erreichte. ‚Ich will es aber auch der Welt erzählen', sagte Smellfungus. — ‚Du thätest besser daran, es deinem Arzte zu erzählen', entgegnete ich ihm."

Der Dichter Cowper litt an der tiefsten Melancholie, die, wie wir schon bemerkten, eine Folge seiner schlechten Verdauung war. „Ich habe einen Magen", klagte er, „der über alles zankt und sei es auch nur über Brot und Butter." Sir James Mackintosh sagte von ihm: „Wenn Cowper Bacons Warnung gefolgt wäre, daß ein schläfriger Geist nicht früh genug zum thätigen Leben angehalten werden könne, daß hingegen ein leicht erregter zur Ruhe angehalten werden müsse, bis er die Mittagszeit des Lebens überschritten habe, so würde er einer der glücklichsten, anstatt wie jetzt einer der elendesten Menschen auf Erden, sein". Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß Cowper

in einer freien Zeit zwischen seinen Anfällen von tiefer Schwermut jenes Meisterwerk des Humors: „Die lustige Geschichte von John Gilpin" verfaßte. Die Fröhlichkeit darin scheint der Gegenhalt zu seiner Traurigkeit zu sein. Er selbst sagte von diesem Werk: „Es mag seltsam erscheinen, daß ich die heitersten Zeilen, die ich je geschrieben, in der traurigsten Gemütsstimmung verfaßte, und doch wären dieselben ohne diese traurige Stimmung vielleicht nie geschrieben worden".

Es liegt eine tiefe Wahrheit in den Worten Thomas Hoods, auch eines schlaflosen Mannes, dessen Witz an dem Schleifstein des Schmerzes geschärft wurde —

„Nicht eine Seite klingt zur Fröhlichkeit,
Die nicht als Grundton tiefste Schwermut habe".

Oder in den Worten Keats' —

„Ach, in der allerhöchsten Wonne Tempel
Ist dunkler Schwermut ein Altar erbaut".

Nachdem Cowpers „John Gilpin" veröffentlicht war — er erschien zuerst anonym —, durchzog der Schauspieler Henderson ganz England und erfüllte ganze Säle voll Zuhörern mit dem jubelndsten Gelächter über seine Wiedergabe des melancholischsten aller Menschen. Unter seinen Zuhörern bemerkte man auch sogar die große Mrs. Siddons, die sich vor Lachen ihre erhabenen

Seiten hielt und mit ihren majestätischen Händen voll Entzücken der Darstellung Beifall klatschte.

Der Künstler John Leeds, dem wir so viel Vergnügen verdanken wegen seiner humoristischen Zeichnungen im „Punch“, litt ganz außerordentlich an Schlaflosigkeit. „Die Natur“, sagt Lord Bacon, „wird am besten besiegt, indem man ihr gehorcht“; aber Leeds gehorchte der Natur nicht. Er ging freilich gelegentlich auf die Jagd, für gewöhnlich bestand jedoch sein Leben in Arbeit. Er fuhr damit auch noch fort, als die warnende Stimme seines Arztes ihm sagte, daß sein Körper der Ruhe bedürftig sei. Er litt an einer so großen nervösen Reizbarkeit, daß das leiseste Geräusch ihm zur Qual wurde. Wir alle erinnern uns der ärgerlichen Karikaturen, die er im „Punch“ über die Drehorgelspieler losließ, wie wir uns auch der wütenden Briefe des Dr. Babbage in den „Times“ über dieselben Quälgeister erinnern werden. Künstler wie Schriftsteller wurden beide gleich sehr gequält durch Drehorgeln, gut oder schlecht gestimmte; freilich sind sie gewöhnlich letzteres. Wenig Leute können sich vielleicht einen Begriff von der Todesangst machen, welche diese Marterinstrumente solchen Menschen bereiten, deren Gehirn bereits überarbeitet ist. Eine schwere Krankheit, die Folge seiner nervösen Überreiztheit, ergriff den

armen Leeds, der trotzdem seine Arbeit nicht einstellte, denn das Einkommen, welches er für seine Arbeiten bezog, hing größtenteils von seinen wöchentlichen Lieferungen ab. Er gönnte sich niemals Ruhe und starb bei der Arbeit. Seine letzte Zeichnung erschien im „Punch“ am Tage seines Begräbnisses *).

Die Dichter Keats und Shelley litten an der Schriftstellerkrankheit. Während Keats den „Endymion“ schrieb, sagte er zu einem Freunde: „Ich arbeitete einen Monat lang Tag für Tag an meinem Gedicht, nach welcher Zeit ich plötzlich mein Gehirn so überangestrengt fühlte, daß ich weder Reim noch Verstand mehr hatte und genötigt war, die Arbeit einige Tage lang einzustellen ..... Anstatt der dichterischen Gedanken habe ich ein Summen im Kopfe und fühle alle Folgen einer geistigen Überanstrengung, Niedergeschlagenheit des Geistes und Angst fortzufahren, ohne die Kraft, dies zu thun“ **). Shelley war

---

*) Obgleich Leeds im Alter von 57 Jahren an einer Brustentzündung starb, lag die Ursache seiner Krankheit wahrscheinlich im Gehirn, wie bei John Hunter, Sir Charles Bell, Dr. Arnold, Dr. Croly, Douglas Jerrold, Lord Macaulay und dem Geistlichen F. Robertson, die alle an derselben Krankheit starben.

**) Lord Houghton, „Keats' Leben“.

auch von außerordentlicher, krankhafter Reizbarkeit, die durch ausnehmendes Theetrinken erhöht wurde, während er sein Gedicht: „Der ungefesselte Prometheus“ schuf. In einem Briefe an einen Freund sagte er: „Mein Empfindungsvermögen ist zeitweise von einer tödlich schläfrigen Art oder es erwacht zu einem solchen Zustand hoher und unnatürlicher Erregtheit, daß ich, um nur beispielsweise das Sehorgan anzuführen, die Grashalme und Baumzweige aus der Entfernung mit mikroskopischer Deutlichkeit vor meinen Augen sehe. Gegen Abend versinke ich in einen Zustand der Lethargie und Leblosigkeit und verharre oft ganze Stunden auf dem Sofa zwischen Schlaf und Wachen, eine Beute der schmerzvollsten Reizbarkeit der Gedanken“ *).

Der französische Arzt Fernel sagte: „Jegliche Krankheit entspringt dem Gehirn“. Große Werke sind größtenteils die Folge einer Zuströmung von Blut nach dem Gehirn. Metastasio fühlte gelegentlich einen Blutandrang nach dem Kopfe, sowie er sich zum Schreiben hinsetzte. „Ich werde im Gesicht so rot wie ein Trunkenbold“, sagte er, „und bin genötigt, meine Arbeit einzustellen.“ Wenn das Gehirn in dieser hochgradigen

*) Mrs. Shelleys Anmerkung zum „Ungefesselten Prometheus“: Poetische Werke Shelleys (Ausg. 1839).

Anspannung ist, kann der leiseste Überdruck von bedenklichsten Folgen werden. Malebranche wurde von einem heftigen Herzklopfen ergriffen, als er zuerst Descartes' Werk über den Menschen las. Der Dichter Santeuil war so überglücklich, als er eine Redewendung fand, nach der er lange gesucht hatte, daß sein Verstand plötzlich überschnappte. Shenstone schrieb an einen Freund: „Sie haben vermutlich gehört, daß mein Fieber zum großen Teil hypochondrischer Natur ist und meine Nerven so überaus reizbar gemacht hat, daß ich selbst über ganz gleichgültige Dinge nicht nachdenken kann, ohne einen Schwindel — ich kann fast sagen: einen Schlaganfall zu bekommen; ganz sicher war ich oft nahe daran". Swift litt während der größeren Hälfte seines Lebens an der Schriftstellerkrankheit, die in Schwindel, Ohrenklingen, Gliederzittern und Kopfschmerzen besteht, in Verbindung mit gestörter Verdauung. Swift beschrieb seine Krankheitssymptome ganz genau in seinen Briefen und Zeitschriften und Dr. Wilde spricht von seinem Fall als von „dem am besten geschilderten und längsten Beispiel von Gehirnkrankheit, welches ihm jemals vorgekommen, da es sich über den Zeitraum von 51 Jahren erstreckt"*).

*) W. R. Wilde, „Die letzten Jahre von Dechant Swifts Leben" (Ausg. 1849).

Thomas Hood war immer den schwersten Krankheitsanfällen unmittelbar vor Veröffentlichung eines seiner Werke ausgesetzt. So verdunkeln Zweifel, Angst und Schmerz die strahlendsten Stunden des Genies. „Der Krug geht so lange zu Wasser", heißt es, „bis er bricht." Dr. Elliott, Hoods Pfleger, beschreibt der Mrs. Hood folgendermaßen diesen Fall: „Seine Leiden sind in den letzten Jahren sehr verschlimmert worden durch die Natur seiner Beschäftigung, durch die Notwendigkeit, welche, wie ich zugebe, vorhanden war, daß er zu allen Zeiten seine litterarischen Arbeiten fortsetzen mußte, weil er sich verpflichtet hatte, gewisse Werke innerhalb eines bestimmten Zeitraumes fertig zu stellen. Die große und fortwährende Erregung, die solche zwingende Notwendigkeit begleitet, der Mangel an Schlaf und Ruhe, der ihm dadurch auferlegt wurde, und infolgedessen die Angst, Niedergeschlagenheit und Erschöpfung haben einen sehr nachteiligen Einfluß auf diese Leiden gehabt, indem sie immer wieder neue Anfälle hervorriefen und ihn schließlich in einen Zustand versetzt haben, der ihn zu jeder geistigen Anstrengung völlig unfähig macht. Grade die Überzeugung, daß die schriftstellerische Anstrengung dringend notwendig ist, macht diese Anstrengung fruchtlos. Sie müssen bemerkt

haben, wie im allgemeinen diese gefährlichen Anfälle immer zu einer Zeit begonnen haben, die der Veröffentlichung eines seiner Bücher vorherging; Sie haben gesehen, wie er fast erlag bei diesem Kampfe, der ihn durch die wiederholten, mit Herzklopfen begleiteten Lungenaffektionen bis an den Rand des Grabes gebracht hat".

Beattie, der Verfasser des „Essay über Wahrheit", sagte, daß er nie sein Werk zu lesen wage, nachdem es gedruckt worden. Einer seiner Freunde las die Korrekturbogen. „Diese Studien", sagte Beattie, „übten zeitweise eine schreckliche Wirkung auf mein Nervensystem aus und ich kann nicht ohne einen gewissen Grad von Schmerz lesen, was ich damals schrieb, weil es mich an die Angst erinnert, die mich oft ergriff, wenn ich einen langen Abend über solchen Studien zugebracht hatte." Ohne noch zahllose weitere Beispiele anzuführen*), genügt es, wenn ich den Fall des Walter Scott erwähne, der gegen das Ende seines Lebens ein Opfer der Gelehrtenkrankheit wurde.

*) Mr. Isaac Disraeli hat in seinem Essay „Literary Character" viele Beispiele angeführt, die sich unter den Abschnitten vorfinden „Miscellen der Litteratur", „Die Begeisterung des Genies", „Die Entzückung tiefen Studiums", „Die Illusionen des genialen Menschen".

Scott war von Hause aus von einer kräftigen Konstitution. Obgleich er lahm war und durch seinen Beruf als Sachwalter eine sitzende Lebensweise führte, stärkte er seine Gesundheit durch viele Spaziergänge außerhalb der Stadt Edinburg und durch gelegentliche Ausflüge in das Hochland. Seine ersten poetischen Versuche waren mehr Quellen des Vergnügens als des Nutzens. Erst nach der Herausgabe seines „Waverley“, in seinem 43. Lebensjahre, widmete er sich besonders dem Roman. Hätte er sich auf die Litteratur beschränkt, so würde er wahrscheinlich ein hohes Alter erreicht und ein viel glücklicheres Leben geführt haben. Aber unglücklicherweise wurde er Teilhaber der Druckerei von Balantyne & Company zu Edinburg, wodurch ihm alle nur erdenklichen Schwierigkeiten erwuchsen.

Der Erfolg des „Waverley“ war ein so großer, daß er fortfuhr mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit seine Romane zu schaffen. „Guy Mannering“, „Der Antiquar“ und „Erzählungen meines Wirtes“ erschienen in rascher Aufeinanderfolge, bis er in seinem 46. Jahre plötzlich durch einen heftigen Anfall von Magenkrampf in seiner Thätigkeit unterbrochen wurde. Die Krankheit wich einer ernsten Behandlung durch Aderlaß, Blasenpflaster und Opium, aber er blieb außer-

ordentlich schwach. Er konnte sich nicht „bewegen vor Schwäche und Schwindel, konnte nicht lesen vor Flimmern vor den Augen, nicht hören vor Klingen in den Ohren, nicht einmal denken vor Unfähigkeit, seine Gedanken zu sammeln“.

Sobald es ihm möglich war, fuhr er fort mit seinem „Rob Roy“, den er unter beständigen Schmerzen schrieb. Der Bau von Abbotsford hatte begonnen und Geld mußte dazu geschafft werden. „Das Herz von Midlothian“ wurde vollendet und er begann mit der „Braut von Lammermoor“, als er plötzlich in der Arbeit unterbrochen wurde durch eine Wiederkehr des Magenkrampfes, der mit einem Anfall von Gelbsucht endete. Trotzdem beendete er die „Braut von Lammermoor“ und schrieb fast diesen ganzen Roman — eines seiner schönsten Werke — sowie „Die Legende von Montrose“ und „Ivanhoe“ unter dem Einfluß von Opium und Bilsenkraut — eine sehr angreifende Arznei. Er fuhr fort, jährlich zwölf Bände herauszugeben, aber keine menschliche Konstitution kann solchem Übermaß geistiger Arbeit stand halten. Als Dr. Abercromby ihn tadelte wegen seines übermäßigen Arbeitens und sagte: „Wirklich, Sir Walter, Sie dürfen nicht arbeiten“, war seine Antwort: „Ich will Ihnen was sagen, Doktor; wenn Molly den Kessel aufs

Feuer setzt, könnte sie eben so gut sagen: Kessel, Kessel, du sollst nicht kochen!"

Scott blieb hoffnungsvoll und heiter wie immer, obwohl das Ende herannahte und er der erste war, der es kommen fühlte. Im Alter von 54 Jahren schrieb er in sein Tagebuch, wie in Vorempfindung eines frühen Aufbruchs: „Bestelle dein Haus und dann Gute Nacht, Sir Walter, so um die 60 Jahre herum! Ich sorge nicht, wenn ich meinen Namen unbefleckt und meine Familie gut versorgt weiß. Das heißt genug gelebt haben". Etwas später gab er einen Anfall der Gelehrtenkrankheit — Morbus Eruditorum — zu, obwohl dieselbe schon seit lange ihre warnenden Anzeichen vorausgeschickt hatte. Er schildert dieselbe folgendermaßen: „Es ist ein Anfall von Morbus Eruditorum, dem ich ein wenig unterworfen bin wie die meisten Schriftsteller, obwohl ich in jüngeren Jahren mehr daran litt als jetzt. Es ist ein Zittern des Kopfes, in dem das Blut auf schmerzhafte Weise pulsiert — eine Neigung zu grundloser Beunruhigung — viel Mattigkeit und Abnahme der geistigen Kraft und Thätigkeit. Das Blut fließt müde und schmerzend in den Adern und das Gemüt ist geneigt zur Aufnahme und Pflege düsterer Befürchtungen. Das Kämpfen mit dem Feind ist nicht das beste Mittel, ihn zu

besiegen. Ich habe Bewegung und frische Luft besser gefunden als alles Erörtern durch Gründe".

Drei Wochen später schrieb Scott folgendes in sein Tagebuch: „Bin sehr beunruhigt. Ich war bis 12 Uhr mit Skene und Russell umhergegangen und setzte mich dann an meine Arbeit („Woodstock"). Zu meinem Entsetzen konnte ich weder schreiben noch buchstabieren, sondern setzte ein andres Wort für das, welches ich haben wollte, und schrieb Unsinn. Ich war ganz überwältigt davon und konnte den Grund nicht begreifen; .... ich war genötigt, das Schreiben für den Tag aufzugeben, las statt dessen im Pepys". Scott war nicht zufrieden damit, seinen „Woodstock" zu schreiben, sondern verfaßte auch noch einen Artikel über Pepys' „Tagebuch" für die Zeitschrift Quarterly Review. Und so trieb er es weiter, während des Schreibens nebenher Korrekturen lesend. Constable & Ballantyne fallierten; ihre Wechsel hatte nicht mehr Wert, als wären sie unbeschriebenes Papier, und Scott bemühte sich, den Schlag zu überwinden und seine Schulden abzuzahlen, indem er „Das Leben von Napoleon Bonaparte" schrieb.

Weder Leberschmerzen noch Herzklopfen, weder Schlaflosigkeit noch Krampferscheinungen und Niedergeschlagenheit der Lebensgeister konnten ihn zum Aufhören bewegen. „Ich weiß nicht", sagte

er, „ob meine Phantasie ermattet ist — wahrscheinlich ist sie es, aber meine Arbeitskraft ist wenigstens nicht geringer geworden während der letzten melancholischen Woche .... Diese Kämpfe haben manchem Menschen schon den Tod gebracht — ich glaube, sie werden ihn auch mir bringen. Gut so, aber es klärt sich auf nach der Windseite hin, da wollen wir lossegeln .... Ich bin mir bewußt, daß, wäre ich in Einzelhaft, ohne die Macht, mir Bewegung zu machen und mich dem Studium hinzugeben, ich in einem halben Jahre den Verstand verloren hätte oder zum Idioten geworden wäre."

Zuletzt versuchte Scott es mit dem Reisen, aber es war ihm nicht heilsam, denn sein Gehirn hörte nicht auf, sich abzuarbeiten. In seinem 59. Jahre hatte er seinen ersten Schlaganfall; aber die Warnung wurde nicht beachtet, denn kaum hatte er sich erholt, so begann er seine „Briefe über Dämonologie" und seine „Erzählungen eines Großvaters". Seine Ärzte rieten ihm dringend, die geistige Arbeit einzustellen, aber ihre Warnung blieb unbeachtet. Im folgenden Jahre hatte er einen zweiten Schlaganfall, der ernster war als der erste, dennoch fuhr er fort, nachdem er sich kaum erholt hatte, seinen Roman „Graf Robert von Paris" zu schreiben — nur um das letzte

schmerzliche Aufflackern eines sterbenden Genius kund zu thun. Nach der Roxburghshirer Wahl, wo er vom Pöbel verhöhnt und mit Geschrei nach Jedburgh gejagt wurde, weil er „ein Tory" war, hatte er seinen dritten Schlaganfall*). Er hatte kaum seine Sprache wiedererlangt, so war sein erster Ruf nach Arbeit. „Ich muß nach Hause, um zu arbeiten", sagte er, „so lange es Tag ist, denn die Nacht kommt, wo niemand arbeiten kann. Ich schrieb dieses Wort vor einem Jahre auf den Stein meiner Sonnenuhr, doch hat es mir oft umsonst seine Wahrheit gepredigt." Von dieser Zeit an nahm sein Geist sichtlich ab; als er fast hülflos, wurde mit ihm noch eine Reise ins Ausland unternommen. In Neapel — „die Triebkraft des Lebens im Tode noch stark" — begann er wirklich noch einen neuen Roman, der aber nie veröffentlicht wurde. Auf seinem Wege

*) Napoleon, der große Furcht vor einem Schlaganfall hatte, fragte seinen Arzt Corvisart um seine Meinung darüber. „Sire", erwiderte Corvisart, „Paralysis ist immer gefährlich, schickt aber ihre Warnung voraus. Selten trifft sie ihr Opfer unvorbereitet. Der erste, fast immer leichte Anfall ist (um mich eines Rechtsausdrucks zu bedienen) eine Vorladung ohne Kosten; der zweite ist eine Vorladung mit Kosten, und der dritte ist eine Beschlagnahme." Der Tod Corvisarts bestätigte die Wahrheit seiner Schilderung.

in die Heimat warf ihn ein neuer Anfall nieder, doch behielt er noch Kraft genug, dieselbe zu erreichen, um dort zu sterben. Sein Schwiegersohn, Lockhart, starb auf dieselbe Weise und aus derselben Ursache — geistiger Überanstrengung wegen. Während er die Zeitschrift „Quarterly Review“ herausgab, unternahm er die Vorbereitungen zu der Biographie „Das Leben Sir Walter Scotts“, einer der besten Biographien, die je geschrieben worden. Die Arbeit war zu groß für seine Kräfte, dennoch beschloß er, dieselbe sieben Bände stark zu machen; es war für ihn eine Sache der Ehre und Liebe, nichts weiter, denn er hatte keinen pekuniären Vorteil von dem Werke. Er legte danach das Amt des Herausgebers der Zeitschrift nieder und ging nach Italien. Von Rom kehrte er nach Abbotsford zurück und starb in einem kleinen Zimmer neben demjenigen, in welchem Walter Scott seinen letzten Atemzug gethan hatte.

Auch Southey war ein weiteres Opfer von Gehirnkrankheit. Er war einer der fleißigsten und ausdauerndsten unter den litterarischen Arbeitern. Ein Biograph sagt von ihm: „Kein Handwerker in seiner Werkstatt, kein Bauer auf dem Felde trat je so früh seine Lehrzeit an und arbeitete so unausgesetzt sein lebelang, nur um sein einfaches Brot zu verdienen, als Robert Southey. Wie

bei Scott wurde Arbeit ihm zur Gewohnheit; er konnte dieselbe nicht entbehren. Dr. Arnold sagte von ihm, daß er selbst beim Gehen arbeitete; Bewegung konnte dasselbe nicht genannt werden, denn er las dabei und machte seine Anmerkungen. Er zog wenig Vorteil aus seinen Gedichten und Geschichtswerken und erhielt sich hauptsächlich durch seine Beiträge zur Quarterly Review. Im Alter von sechzig Jahren war er schon ein alter Mann. Sein Gedächtnis wurde schwach, Schwermut bemächtigte sich seiner, er wurde kindisch, sein Geist glich einem unbeschriebenen Blatt und endlich starb er im Alter von 69 Jahren im Wahnsinn.

John Galt war auch zu gleicher Zeit ein merkwürdiges Beispiel der Gelehrtenkrankheit und der außerordentlichsten Lebenszähigkeit. Er war einer der fleißigsten Schriftsteller, als Dichter, Geschichtschreiber und auf dem Gebiete der Staatswirtschaft. Ein Schlaganfall warf ihn zuerst zu Boden, während er den „Courier" herausgab, und unterbrach seine Arbeiten. Er erholte sich und nahm sein Werk an der Zeitung wieder auf. Sein Feind suchte ihn immer wieder heim; er fuhr fort zu schreiben, so lange er nur die Feder halten konnte, und als er schon lange Zeit den Gebrauch eines jeden Gliedes seines Körpers verloren hatte, diktierte er noch fortwährend einem Schreiber.

Corvisarts Bemerkung gegenüber Napoleon, daß der dritte Schlaganfall eine Beschlagnahme des Körpers sei, ließ sich auf Galt nicht anwenden, denn erst als er seinen 14. Schlaganfall erlitten hatte, brach er in seinem 60. Jahre darunter für immer zusammen.

Der Dichter Heine wurde plötzlich während seiner Arbeiten von einer Nervenkrankheit ergriffen, die volle acht Jahre brauchte, um ihn zu töten. Während dieser Zeit verlor er den Gebrauch seiner Glieder und schwand zusammen zu den Körperverhältnissen eines Kindes. Dennoch bewahrte er bei allen Leiden seine Heiterkeit und setzte das Dichten bis zu seinem Tode fort. Während der Pariser Ausstellung von 1855 fragte ihn ein Freund nach dem Zustande seiner Gesundheit, worauf er erwiderte: „Meine Nerven sind in einer so merkwürdigen Verfassung, daß ich überzeugt bin, sie würden die große Medaille für Schmerz und Elend bekommen, wenn ich sie nur auf der Ausstellung zeigen könnte“. Er las alle medizinischen Bücher, die von seinem Leiden handelten; „aber ich weiß nicht“, sagte er, „was dieses Lesen mir gutes bringen kann, es sei denn, daß es mich befähigt, im Himmel Vorlesungen zu halten über die Unwissenheit der Doktoren dieser Erde in Bezug auf Erkrankungen des Rückenmarkes“.

Der Geistliche F. Robertson von Brighton hatte außerordentlich viel zu leiden, besonders gegen das Ende seiner Laufbahn. Er war von nervösem Temperament und außerordentlich reizbar; er studierte und predigte abwechselnd, doch schrieb er seine Predigten nicht auf, sondern baute auf die Eingebung des Augenblicks in betreff der Worte, in die er seine Gedanken kleidete, oft auch der Gedanken selbst. Die Folge davon war eine äußerst große geistige Erregung nach jeder ex tempore gehaltenen Predigt: Schlaflosigkeit, Kopfschmerz, „als wenn ein Geier den Kopf mit seinen Krallen zerfleischte"*) und in Folge dessen Verlust des Gedächtnisses und Verwirrung der Gedanken. Er sehnte sich nach Ruhe, dennoch arbeitete er weiter. Gelegentlich stiegen ihm Bedenken auf über die Richtigkeit der Lebensweise, die er führte. „Ich werde der Meinung", sagte er, „daß keine Pflicht irgend welcher Art das Recht hat, das menschliche Dasein zu schädigen." Aber die Ansprüche an ihn waren groß und er gab ihnen nach. Er predigte nicht nur, sondern hielt auch Vorlesungen. Nach seiner Vorlesung über Wordsworth im Brighton Athenaeum schrieb er an einen Freund: „Das Zimmer war überfüllt und hunderte gingen

---

*) S. A. Brooke, „Robertsons Leben und Briefe".

fort; ich habe seitdem an schweren Kopfschmerzen gelitten — heftige Stiche, so scharf und plötzlich, daß ich kaum einen Aufschrei unterdrücken kann". Wenige Tage später wurde er ohnmächtig auf der Straße und ward in den Laden eines Droguisten getragen; kaum hatte er sich erholt, so ging er fort, um eine Verpflichtung zu erfüllen. Die Schmerzen im Kopfe hielten an. „Jeder Gedanke, den ich fasse", sagte er, „und jede Zeile, die ich schreibe oder lese, verursacht mir entweder scharfen oder dumpfen Gehirnschmerz."

Robertson ging darauf nach London, um die dortigen Ärzte zu konsultieren. Sie verschrieben ihm mancherlei Arznei, doch ohne irgend welchen Erfolg. Er wandte sich nun an einen Homöopathen, der ihm mikroskopische Dosen Akonit verordnete. Ein vierter Arzt, der weiseste von allen, weigerte sich, ihm irgend etwas zu verschreiben, bevor er nicht ganz und vollständig fürs Leben der Kanzel entsage*). Dieser Rat wurde jedoch verworfen und Robertson fuhr fort, so emsig wie bisher zu arbeiten. Sein Gesundheitszustand wurde immer schlechter. Ein Mitglied seiner

*) Denselben Rat gab man unter ähnlichen Verhältnissen dem verstorbenen Dr. Guthrie von Edinburg, der ihn befolgte und dadurch sein nützliches Leben um viele Jahre verlängerte.

Gemeinde unternahm es, ihm etwas zu verordnen, und da er glaubte, daß Galvanismus Robertson gut sein würde, ließ er einen elektrischen Strom durch dessen Gehirn gehen! „In demselben Augenblick“, sagt Robertson, „schoß ein krachender Schmerz durch dasselbe, als wenn meine Hirnschale zerstampft würde und ein glühender Bolzen es durch und durch versenge.“ Er war eine Zeit lang wie wahnsinnig vor Schmerzen und es ist fürwahr ein Wunder, daß er nicht sofort dadurch getötet wurde. Dennoch erholte er sich von diesem Stoß und fing wieder an zu arbeiten. Schließlich wurde er gelähmt und ging im 37. Lebensjahre zur willkommenen ewigen Ruhe ein. Er hatte ein kurzes, aber schönes Leben geführt, reich an Freude, obgleich auf traurige Weise getrübt durch Schmerz und Leiden. Hätte Robertson bei all seinen Kenntnissen etwas von den Bedingungen der körperlichen und geistigen Gesundheit gewußt, so wäre sein geistiger Selbstmord unmöglich gewesen.

Das Leben der Schriftsteller ist reich an Warnungen über die Gefahren, die aus der übermäßigen geistigen Arbeit entstehen. Sir Walter Scott pflegte zu sagen, daß er die Litteratur viel mehr für einen Stab als für eine Krücke halte; die Zeit kam jedoch, wo er sie für Stab **und** Krücke hielt. „Wehe dem Menschen“, sagte Frau

von Tencin, „der wegen seines Lebensunterhaltes auf seine Feder angewiesen ist! Der Schuster ist seines Lohnes sicher, der Schriftsteller niemals." Coleridge sagt in seiner Biographia Literaria: „Treibe niemals Handel mit der Litteratur: mit Ausnahme eines einzigen außergewöhnlichen Mannes habe ich nie ein Individuum gesund oder glücklich ohne einen Beruf gesehen — d. h. ohne irgend eine regelmäßige Beschäftigung, welche unabhängig ist von dem Willen des Augenblicks.... Geld und unmittelbarer Ruhm bilden nur einen willkürlichen und zufälligen Zweck der litterarischen Arbeit. Die Hoffnung, beides zu vermehren durch irgend eine Anstrengung, wird sich oft als Reizmittel für den Fleiß erweisen, aber die Notwendigkeit beides zu erlangen wird, bei allen Werken des Genies, das Reizmittel in ein Betäubungsmittel verwandeln.... Wenn es der Thatsachen bedarf, um die Möglichkeit zu beweisen, wie sich schwerwiegende Leistungen auf dem Gebiete der Litteratur mit vollständig unabhängiger Arbeit vereinigen lassen, so sind die Werke Ciceros und Xenophons unter den Alten, Sir Thomas Mores, Bacons und Baxters oder, um spätere und zeitgenössische Beispiele anzuführen, die Werke Darwins und Roscoes durchaus maßgebend in der Entscheidung dieser Frage.... Sei nicht ausschließlich

ein Mann der Wissenschaft! Laß die Litteratur eine ehrenvolle Vermehrung deiner Waffen, aber nicht Helm oder Schild allein sein" *). Dies war ein weiser Rat, den jedoch Coleridge selbst nicht befolgte. Vielleicht war der „außergewöhnliche" Mann, auf den er sich bezieht, sein Schwager Southey, dem er den Lebensunterhalt für seine Frau und seine Familie zu Keswick überließ, während er selbst sich in glänzenden Selbstgesprächen im Hause seines Freundes, des Mr. Gillman auf Highgate Hill, London, erging. Southey betrieb wirklich „die Litteratur wie einen Handel", doch obwohl sie sein Leben kürzte, ist seine Laufbahn eine rechtschaffene, fleißige, tugendhafte und wahrhaft edle zu nennen.

Macaulay wußte hingegen etwas zu gunsten der litterarischen Beschäftigung zu sagen. Als er in Indien war, schrieb er an seinen Freund Ellis (im Jahre 1835): „Die Litteratur hat mein Leben und meinen Verstand gerettet. Selbst jetzt darf ich noch nicht in meinen Mußestunden eine Minute allein bleiben, ohne ein Buch in meiner Hand .... Ich bin schon halb entschlossen, die Politik aufzugeben und mich ganz der Litteratur zu widmen, irgend ein großes historisches Werk zu schreiben,

*) Coleridge, „Biographia Literaria". Kap. 11.

welches zu gleicher Zeit die Beschäftigung und die Erheiterung meines Lebens sein soll, und die Vergnügungen in schwülen Zimmern, die schlaflosen Nächte, die Kopfschmerzen und verdorbenen Magen den beiden, Roebuck und Praed, zu überlassen".

De Tocqueville erhielt eine Warnung vor der Gefahr dadurch, daß sein Gedächtnis ihn verließ, aber er war so vertieft in seine Studien, daß die Warnung unbeachtet blieb und er bis zum Ende das Schreiben fortsetzte. „Ich stehe um sechs Uhr auf", sagte er, „und sitze sechs Stunden vor meinem Papier, und doch ist es oft weiß geblieben. Manchmal finde ich, was ich suche, doch finde ich es mühsam und unvollkommen, manchmal bin ich in Verzweiflung und finde es gar nicht. Ich gebe die Arbeit auf, unzufrieden mit mir selbst und deshalb mit allem Übrigen*)." Disraeli der ältere war derselben litterarischen Krankheit unterworfen — „einem Mangel an lebensvoller Energie, verursacht durch das Studieren und die sitzende Lebensweise, durch frühe und gewohnheitsmäßige Träumerei und ruheloses und unbestimmbares Verlangen". Dennoch gelang es ihm durch sorgfältige Diät, Enthaltsamkeit von Aufregung und regelmäßige

*) De Tocqueville, „Memoiren ꝛc.".

körperliche Bewegung sein Leben zu erhalten und bis in ein hohes Alter arbeiten zu können*). Professor Wilson litt gleich Scott an der Gelehrtenkrankheit (Morbus Eruditorum). Er hatte einen Schlaganfall, deren erste Warnung. Er änderte seine Lebensweise nicht und es folgte ein zweiter Anfall, der ihn fortraffte. Der Krug ging so lange zu Wasser, bis er brach**).

Menschen mit hochfliegendem Geist, sagt Pinel, werden getötet durch ihr Gehirn; so fast Alle, denen ihr Genius die von Vielen so heiß ersehnte Unsterblichkeit verleiht. Schwer ist in der That die Sühne, welche die Menschen für Auszeichnung zu zahlen haben, die durch Arbeit

---

*) „Denkwürdigkeiten aus der Litteratur" (Ausgabe 1865). Denkschrift von Lord Beaconsfield.

**) Eine Liste der Opfer von Lähmung und Schlagfluß, als Folge geistiger Überanstrengung, würde sehr lang werden; wir nehmen deshalb nur einige der berühmtesten: Copernicus, Malphigi, Linné, Cheselden, Spallanzani, Cabanis, Corvisart, Dupuytren, La Bruyère, Daubenton, Marmontel, Monge, Cuvier, Fourcroy, Händel, Gluck, Hobbes, Dugald Stewart, Monboddo, De Foe, Swedenborg, Richardson, Dollond, Dalton, Wollaston, Franz von Salis, Petrarca, Beattie, Thomas Moore, Mendelssohn, Heine, Porson, Curran, Garrick, Sir H. Davy, Sir. W. Scott, Lockhart, Wilson, Tegnér, Sir W. Hamilton. Viele von ihnen erreichten jedoch ein hohes Alter.

und geistige Anstrengung geboren und durch Selbstverleugnung, Unruhe und oft durch Leiden erworben wird. Das Genie, so sehr es eine Quelle des Ruhms ist, wird oft eine Quelle des Kummers. „Ihr armen großen Männer", sagt Sainte-Beuve in seinen Memoiren von Ballanche, „die ihr so gebrechlich seid in eurer Größe! Groß, weil ihr gebrechlich, und gebrechlich, weil ihr groß seid! Ihr Philosophen oder Dichter, ihr Denker oder Sänger, erhebt euch nicht über einander, nehmt euch selbst nicht aus, rühmt euch nicht .... Blutende Fibern waren der Ursprung der Saiten der ersten Leier: sie werden es auch der letzten sein. Weil die Memnonssäule zerbrochen war, ließ sie beim Sonnenaufgang ihre musikalischen Klagetöne erklingen*)."

Alles ist hienieden von kurzer Dauer. Das Leben gleitet schnell dahin und der Tod kommt sicher und rasch. Und weshalb ist litterarische Bildung wünschenswert? Des Ruhmes wegen? Er ist nichts als ein leises Geräusch in einem kleinen Winkel der Erde — „ein Plätschern in dem großen Sumpf der Vergessenheit" — ein eingebildetes Dasein in dem Atem anderer! Was ist Schönheit? Eine Rose, die nur einen Tag

*) Sainte-Beuve, „Porträts von Zeitgenossen".

blüht. Gesundheit? Ein Segen, den ihr in jedem Augenblicke verlieren könnt. Jugend und Kraft? Schätze, welche die Zeit jeden Tag verschlingt. Empfindsame Herzen können es nicht unterlassen, über die Flüchtigkeit aller menschlichen Freuden nachzudenken. Es giebt eine geistige Traurigkeit, welche die besten und glänzendsten überkommt, der Gedanke an des Menschen äußerste Unbedeutendheit in der Unermeßlichkeit der Schöpfung, in der er lebt, an den kleinsten Bruchteil von Zeit, welche sein Leben einnimmt in der Endlosigkeit der Ewigkeit, an das ausnehmend wenige, das er weiß oder wissen kann im Verhältnis zu dem weiten Gebiet des Wissens und der Wissenschaft, welches ihm für immer unbekannt bleiben muß.

Deshalb sind die Menschen, Männer wie Frauen, verpflichtet, die Fähigkeiten zu pflegen, die ihnen verliehen worden sind:

„Was ist der Mensch,
Wenn er nichts beßres weiß zum Zeitvertreib
Als Schlaf und Essen? Nur ein Tier, nichts mehr.
Wohl nimmer will der Gott, der uns Verstand
Und Urteilskraft, Talent und Geist verlieh,
Daß so viel Reichtum ungenützt und brach
In uns vermodernd liege.“

Jede Verrichtung, des Körpers wie des Geistes, sollte pünktlich und gründlich ausgeführt werden.

Wir sollten auf alle Fälle Kenntnis von den gewöhnlichen Bedingungen zum Leben haben. Ein wenig vorurteilsfreie Beobachtung und etwas Kenntnis der Physiologie würden es dem Denker — dem Dichter, Schriftsteller und Philosophen — möglich machen, seine Arbeit mit mehr Ruhe und ohne Nachteil thun zu können. Pinel behauptete, daß das Studium bestimmter Wissenschaften, mäßig betrieben, den Geist stärke und ihn vor Zerrüttung bewahre. Seine Meinung wird gerechtfertigt durch die Statistik über Langlebigkeit. Mäßigkeit ist in allen Dingen zu beobachten — die von Horaz so viel gepriesene „goldne Mittelstraße". Ein gutes Temperament ist fast eben so notwendig wie Mäßigung. Auf diese Weise kann das Leben nützlich gemacht und verlängert werden.

Magistratspersonen (die gewöhnlich ein gesichertes Einkommen haben), Geistliche und Philosophen*) leben am längsten; dann kommen die Kaufleute und Gärtner, danach die Wundärzte**)

---

*) Bei einer Zusammenkunft der Londoner Linnéischen Gesellschaft wurde der Tod von sechzehn Kollegen berichtet, deren Durchschnittsalter 73 Jahre betrug. — Journal der Statistischen Gesellschaft, 1859.

**) Voltaire bemerkte, daß unter Hundertjährigen nicht ein einziger aus der medizinischen Fakultät gewesen. Der König von Frankreich, sagte er, habe vierzig seiner Ärzte begraben lassen.

und Fleischer. Das kürzeste Leben haben die Müller, Bäcker und Steinhauer. Dr. Guy las bei einer Zusammenkunft der Statistischen Gesellschaft eine Zeitung vor, in der er feststellte, daß das Durchschnittsalter von neun der größten römischen Dichter 53 Jahre, das von neun der größten englischen Dichter 42 Jahre gewesen sei. Im allgemeinen leben Frauen länger als Männer (da sie nicht das Brot zu verdienen und sich mit angestrengter Arbeit zu plagen brauchen) und verheiratete Männer länger als Junggesellen. Die Länge des Lebens wird gewöhnlich gesichert durch einen tugendhaften Lebenswandel, denn physische und moralische Gesundheit sind so nahe verwandt wie Körper und Seele, und Langlebigkeit steht in innigster Beziehung zu menschlichem Glück und Wohlsein.

Die Leiden geistiger Überreizung und Überarbeitung sind in den letzten Jahren sehr vermehrt worden durch die Überbürdung in den Schulen. „Wie Viele“, sagt Montaigne*), „habe ich zu meiner Zeit vollständig verdummen sehen durch den unmäßigen Durst nach Wissen!“ Das Feldgeschrei der Jetztzeit ist „Erziehung“, aber es ist Erziehung

*) Montaignes Essais: „Von der Erziehung der Kinder“, I. Buch, 25. Kap.

durch Bücher und abermals durch Bücher. „Lest, lest, lest!“ — als ob Gott uns nicht ebensowohl einen Körper wie einen Geist gegeben habe, für den wir Sorge tragen und den wir pflegen müssen. Knaben wie Mädchen werden gedrängt in der Schule. Es besteht ein großer Wetteifer unter den Lehrern, denn ihr Einkommen hängt von ihren Ergebnissen ab. Die Schüler werden in möglichst kurzer Zeit mit Wissen vollgestopft und das zarteste aller Organe, das Gehirn, thut in einem Monat mehr Arbeit als es sonst in einem Jahre zu thun pflegte. Viele mögen freilich in dem Wetteifer als Wunder erscheinen und Preise erhalten. Aber ist Gesundheit nicht mehr wert als viele Preise? Wenn sie nicht durch Überreizung aufgerieben werden, enden die gekrönten Schüler oft als Invaliden und oft als Geistesschwache.

Die Theorie, daß der Erfolg beim Examen ein Beweis dafür sei, was der Knabe im spätern Leben leisten wird, ist durchaus trügerisch. Wir haben schon gesehen, daß viele der ausgezeichnetsten Männer in der Schule dumm und träge gewesen sind. Der verstorbene Lord Cockburn wäre durch vieles Prügeln in der Schule fast zum Dummkopf geworden. Er sagte später, daß er „Mißtrauen habe gegen kluge Kinder und Einfaltspinsel eher

für hoffnungerweckend halte". Wirklich kann der dumme Knabe oder der Knabe, dessen Erziehung spät begonnen wurde und der dadurch mehr Zeit gehabt hat, seine Körperkräfte wachsen und sich üben zu lassen, schnell diejenigen einholen und im Wettlauf des Lebens überholen, die lange vor ihm in den Schulpanzer gesteckt wurden. Lieber möge der Geist brach liegen, als auf Kosten der Gesundheit überangestrengt werden, ein Schade, der nie wieder gut gemacht werden kann. Der Altar des Examens ist der Moloch, dem moderne Eltern ihre Kinder opfern. Stipendien und Stiftungsgelder reizen ihre Energie. Und wenn sie ‚durchgekommen' sind und alles erlangt haben, um das sie gekämpft — was ist nun ihre wirkliche Lage? Sie sind oft arme, zu Grunde gerichtete Geschöpfe. Sehr wenig Knaben und Mädchen bestehen die Probe des Aushaltens. Wunderkinder sind stets unzuverlässig, auf sie paßt das Sprüchwort: „Zeitige Blumen welken bald".

„Die Zahl der Personen, welche sich am meisten bei den Examen auf den Universitäten hervorthaten", sagte der Geistliche Boyd Carpenter (jetzt Bischof von Ripon), „und im späteren Leben sich auszeichneten, ist jämmerlich klein im Verhältnis zu den vielen, die keinen Erfolg hatten. Die Ursache hiervon mag in dem Grundsatz des Voll-

stopfens mit Wissen liegen. Der Endzweck der Erziehung ist der, einen Menschen in die Welt zu entlassen mit der möglichst vollständigen Herrschaft über sich selbst und seine Fähigkeiten. Es wäre nutzlos, einem Menschen durch die Erziehung Bildung zu verleihen ohne die Entwickelung seiner Willenskraft, denn ein Kopf mit guten Kenntnissen ist ohne Nutzen für Jeden, der nicht Lust hat, dieselben zu verwerten."

Die Unzulänglichkeit des Urteils bei den Universitätsprüfungen ist durch das Ergebnis der bei uns erfolgten Ernennungen für den Civildienst in Indien erwiesen worden. Gesundheit, physische Befähigung und ein genügend kräftiger Körper, um ein tropisches Klima ertragen zu können, wurden nicht in Betracht gezogen, und junge Leute, die nach verschärftem Examen die höchsten Nummern erhielten, wurden beim Civildienst in Indien angestellt. „In Bombay", so wurde amtlich berichtet, „ist der Verfall dieses Systems ein vollständiger. Seit der Einrichtung der Bewerbung sind von den hundert verschiedenen Civilisten, die zu Präsidenten der Bezirke ernannt wurden, neun gestorben und zwei wegen körperlicher Schwäche gezwungen worden, ihren Dienst zu verlassen; zehn andere wurden wegen körperlicher Unfähigkeit für gänzlich ungeeignet zu ihrer Aufgabe erklärt; zwei weitere

würden abgesetzt, weil sie nicht reiten konnten und ein zu rohes Benehmen hatten, und acht waren einfach verrückt geworden ..... Diese Fälle von Wahnsinn drängen sich fast alle in den letzten wenigen Jahren zusammen, während welcher die Standarte des Prüfungswesens bis zur höchsten Höhe geschwungen worden ist, wie dies bei dem Bewerbungssystem notwendig ist. Denkt euch die Regierung eines Landes wie Indien in einem halben Dutzend von einander entfernt gelegener Bezirke von wahnsinnigen Civilisten verwaltet*)!"

Die Verschwendung von Leben, Gesundheit und gesundem Verstand, welche diese Blut- und Gehirnsteuer der Konkurrenzprüfung in sich schließt, ist geradezu entsetzenerregend. Statt daß die Erziehung Geist und Körper stählt zu der Arbeit dieses Lebens, den Geist mit nützlichen und praktischen Kenntnissen anfüllt, den Mut, die Geduld, die Festigkeit des Willens und die körperliche Ausdauer als Grundlage zur praktischen Ausübung dieser großen moralischen Eigenschaften entwickelt, scheint die Erziehung, wie sie heutigentages geleitet wird, ein Vollstopfen und Einpauken mit gewissen Zweigen des Wissens zu sein, einzig darauf berechnet, jemand glücklich durch ein

*) Times, 11. Dezember 1882.

Examen zu bringen, doch von vergleichsweise geringem Nutzen für die Arbeit des wirklichen Lebens.

Wenn nun geistige Überanstrengung nachteilig ist für Knaben und Jünglinge, so ist sie es in noch viel höherem Grade für Mädchen und Jungfrauen. Der Wetteifer bei der Erziehung der Mädchen ist jetzt förmlich zur Sucht geworden. Sie werden als Opfer auf den Altar des Examens geschleppt. Und die Folge davon? Sie brechen oft zusammen und ihre körperliche Gesundheit ist fürs Leben zu Grunde gerichtet, denn ihre Konstitution ist wahrlich dem Opfer nicht gewachsen. Ihr Gehirn, ihre äußere Gestalt, ihr Beruf ist verschieden von dem des anderen Geschlechtes und sie haben ganz entgegengesetzte Pflichten zu erfüllen. Es ist erstaunlich, wie viel an Wissen junge Mädchen in sich hinein zu stopfen vermögen, obwohl sie dies furchtbar teuer bezahlen müssen, denn sie werden reine Nervenbündel; ihr überarbeiteter Geist verzehrt ihren Körper, und das Verfahren, durch welches Erzieher das Geschlecht zu vervollkommnen suchen, erzielt gerade dessen Entartung.

Der verstorbene Professor F. D. Maurice ließ einen Warnruf erschallen auf dem Kongreß der „Wissenschaftlichen Gesellschaft“ zu Bristol 1869. Indem er von dem gegenwärtigen Prüfungssystem sprach, sagte er, daß dasselbe das körperliche,

geistige und moralische Leben der Jünglinge untergrabe, und daß es dies mit noch verheerenderer Wirkung bei den Mädchen thun würde, wenn dieselben zu allen Privilegien des anderen Geschlechtes zugelassen würden. Eltern und Ärzte seufzen gleich sehr über den Verlust an körperlicher Kraft und die zerrütteten Nerven bei den jungen Leuten, die entweder Erfolg oder Mißerfolg in ihren Prüfungen gehabt haben. „Die Krankheit", sagte Professor Maurice, „ist eine sehr ernste geworden"; er konnte jedoch niemand von diesem Ernst überzeugen oder veranlassen, an Abhülfe zu denken. Inzwischen hat die Krankheit zugenommen und die Leute erklären sie mit einem Achselzucken für ein notwendiges Übel.

Der Kanonikus Kingsley, der des Professors Brief an den Kongreß las, unterstützte ihn nicht genügend, indem er sagte, daß „der Körper des weiblichen Geschlechtes so organisiert sei, diese Entbehrungen eine Zeit lang ertragen zu können", — d. h. die Begeisterung der Frauen für Gleichheit in der Erziehung mit Männern würde sie dahin führen, sich den Entbehrungen an Schlaf, Nahrung und Ruhe zu unterziehen, obwohl die nachteilige Wirkung nicht ausbleiben würde — „daß sie dieselben also ohne sofortigen, augenscheinlichen Nachteil ertragen würden, doch nicht ohne eine spätere

gelegentliche Nemesis in Gestalt einer ernsten, oft dauernden Krankheit".

Sicherlich ist jedoch dies frühzeitige Anstrengen des Geistes bei den Mädchen kein „notwendiges Übel". Wenn die Natur sich dagegen aufbäumt, sollten die Eltern ihr zu Hülfe kommen. Die Ärzte erheben Einsprache gegen die Sitte und ihr Rat sollte nicht unbeachtet bleiben. Der Zweck der Erziehung sollte in jedem Sinn eine Vorbereitung für die Pflichten des Lebens sein, und das Vollstopfen mit flüchtigen Kenntnissen oder eisernen Thatsachen, welche bald vergessen werden, kann nie den Freuden und Segnungen des Familienlebens förderlich sein. Daß Frauen den Platz von Männern in der Arbeit des wirklichen Lebens einnehmen und Matrosen, Soldaten, Ärzte, Advokaten werden oder eine andere Beschäftigung, einen anderen Beruf ergreifen könnten, ist ein Gedanke, der jeder ernsthaften Beachtung unwürdig ist.

Die Frauen haben nicht die körperliche Gesundheit, schwere Arbeit, oder gar schwere geistige Arbeit, die noch angreifender ist als Muskelarbeit, zu ertragen. Der kräftigeren Konstitution der jungen Männer gemäß sind dieselben im stande, auf der Schule oder Universität eine Menge Arbeit zu bewältigen, für welche die zartere

Körperbeschaffenheit der jungen Mädchen durchaus ungeeignet ist. Und welcher Art auch die Wirkung der Zulassung von Mädchen zu den Examen ist mit Hinsicht auf ihre Erhebung zur gesellschaftlichen und berufsmäßigen Gleichberechtigung mit den Männern, die erste Wirkung wird ohne Zweifel eine große Zunahme an Nerven- und Gehirnkrankheiten, Veitstanz *), Hysterie, gelegentliche Störung der Lebensfunktionen und eine vollständige Schwächung ihrer körperlichen Gesundheit sein.

---

*) Als Folge der Zwangserziehung nimmt die Nervenkrankheit, Veitstanz genannt, in erschreckender Weise zu. Dr. Octavius Sturges beweist in dem Journal „Die Lanzette" vom 15. Januar 1887, daß in allen Fällen von Veitstanz, die im vorhergehenden Jahre ihm vorgeführt worden in seiner Eigenschaft als Arzt am großen Ormond Street-Hospital, mehr als 1/3 offenbar auf Schulursachen zurückzuführen waren. Die Zahl der erkrankten Mädchen war doppelt so groß als die der Knaben, wegen des kleineren Gehirns der ersteren und ihrer zarteren Organisation. „Um vom Augenschein zu reden", sagt Dr. Sturges, „so sind die Ursachen der Krankheit folgende: 1) Übermäßiger Schulbesuch, wenn die Stunden zu ausgedehnt und die Lektionen zu schwer sind; 2) Aufregung in der Schule, besonders beim Examen; 3) häusliche Schularbeiten, wenn man von keinem „zu Hause" oder von Muße im Hause sprechen kann; 4) Schläge oder andere Arten der Bestrafung, besonders wenn dieselben unverdient sind."

Daß Vollstopfen mit Wissen und Wetteifer nicht notwendig sind, um die höchsten geistigen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts zu erwecken, mag die Geschichte der Mrs. Somerville (geb. Fairfax) beweisen. Als Mädchen war sie fröhlich und lebhaft, machte sich viel Bewegung und war deshalb gesund. Ihr Vater war zur See; ihre Mutter lehrte sie, die Bibel zu lesen. Sie arbeitete im Garten, pflanzte Nelken, putzte Apfelbäume aus und okulierte Rosen. Als ihr Vater von der See nach Hause kam, war sie neun Jahre alt und er war erschrocken, sie als „eine kleine Wilde“ vorzufinden. Sie war jedoch ein gutes, gesundes Kind. Ihr Vater schickte sie in eine Pension, deren regelmäßigen Gang sie verabscheute. Die Erziehung that ihr jedoch gut, denn als sie nach Hause zurückkehrte, war sie hülfreich und fleißig. Sie nähte auch für die Familie, da sie außerordentlich gut mit der Nadel umzugehen verstand; sie machte und flickte ihre eignen Kleider, stand früh auf, um Klavier zu spielen und malte, wenn sie Zeit erübrigen konnte, dabei lernte sie kochen, besorgte die Milchwirtschaft und wurde, als sie heiratete, eine vortreffliche Hausfrau.

Ihr erster Mann (Grey) ermutigte sie nicht zum Lernen, aber ihr zweiter Mann (Somerville) wurde ihr Führer und Ratgeber. Sie lernte Botanik,

während sie ein Kind an der Brust hatte. Sie hatte auch noch Zeit, die Sterne zu beobachten, deren Geheimnisse sie später Anderen enthüllte. Sie lernte auch etwas vom Euklides. Doch entzog sie ihre Dienste nicht den Ihren, sondern widmete nur solche Stunden der Wissenschaft, welche andere Frauen in derselben Lage dem Geschwätz und der Zerstreuung widmen. Endlich schrieb sie ein Buch und sie that es während des Plapperns und Schwatzens ihrer Kinder — „Über den Mechanismus des Himmels“. Sie war 37 Jahre alt, als sie der Wissenschaft ihren ersten Tribut zollte und that es auf Bitten des Lord Brougham. Es ist wert bemerkt zu werden, daß ihre wunderbaren geistigen Fähigkeiten, obgleich spät entwickelt, bis zuletzt frisch und thätig blieben, denn im Alter von achtzig Jahren gab sie der Welt ihr letztes Werk: „Über die Kunst der mikroskopischen Untersuchung der Moleküle“. Nicht oft finden wir eine Mrs. Somerville. Der zähe Fleiß, die harte, mühsame Arbeit und die langdauernde geistige Anspannung, welche von denen gefordert werden, die sich dem Studium einer abstrakten Wissenschaft ergeben, findet sich sehr selten bei Männern, noch seltener jedoch bei Frauen.

Siebentes Kapitel.

Gesundheit. Mußestunden. Steckenpferde.

Auf, Freund, die Bücher laß zu Haus,
Die dir den Geist verwirren!
Auf, Freund, und wisch' die Augen aus,
Vom Forschen trüb, vom Irren!

Wie dort im lausch'gen Waldesgrün
Der Fink, die Amsel singen!
Aus ihren süßen Melodien
Hör' wahre Weisheit klingen. Wordsworth.

Gesundheit ist etwas Großes, sowohl für den Besitzer wie für Andere ... Denn bedeutet Gesundheit nicht Harmonie, d. h. alles, was wahr ist, gerecht und gut; ist sie nicht das durch die Probe bewiesene Fazit dessen, was von Wert in uns ist? Der gesunde Mensch, wo er auch sei, ist ein höchst verdienstvolles Produkt der Natur. Ein gesunder Körper ist gut, aber eine gesunde Seele ist vor allen Dingen zu preisen; sie ist der größte Segen, den der Mensch vom Himmel erhalten kann.

Carlyle.

Ein gesunder Körper ist der größte Reichtum und ein frohes Herz die größte Freude.

Jesus Sirach.

Es genügt nicht, große Eigenschaften zu besitzen, man muß sie auch anzuwenden wissen.

Larochefoucauld.

Wir sind Kinder, selbst wenn wir Greise scheinen. Leben ist nicht, daß wir leben, sondern daß wir gesund sind. Martial.

Erholung ist notwendig, wenn Arbeit des Körpers oder des Geistes die körperlichen oder geistigen Kräfte erschöpft hat. Der Schlaf selbst

ist eine Erholung, und je tiefer der Schlaf ist, um so mehr wird die Gesundheit wieder gekräftigt. Die geistig Arbeitenden bedürfen einer besonderen Art der Erholung, die in körperlicher Thätigkeit besteht. Alle thatkräftigen Nationen zeichnen sich aus durch die Kraft ihrer Erholungsmittel. Bei uns Engländern äußert sich dieselbe in Sports, die im Freien getrieben werden — im Cricketspiel, Ballspiel, Ballonschlagen, im Jagen, Vogelstellen, Birkhuhnschießen, im Golf spielen (schottisch, eine Art Schlagballspiel) Kegeln und Fischen — lauter Dinge, die selbst im Winter betrieben werden, bis die Liebhaber solcher Vergnügungen tüchtig ausgefroren sind.

Nur das kann als Bewegung gelten, was eine volle und freie Ausdehnung der Lunge veranlaßt. Der Mittelpunkt des Lebens hat zum großen Teil seinen Sitz in der Brust. Wenn es wahr ist, daß die ganze Blutmasse im Körper zwölfmal in einer Stunde durch Herz und Lunge getrieben wird, um von dort, mit frischer Lebensfähigkeit versehen, zurück in die Extremitäten des Körpers geführt zu werden, wird man die Wichtigkeit einer vollen Ein- und Ausatmung begreifen. Dieselbe ist notwendig zur Gesundheit des Körpers wie des Geistes und zur Wiederbelebung der Muskeln wie des Gehirns. In der That hängt die Stärke des Willens und die Macht des Geistes

in nicht geringem Grade von der Kraft der Brust ab und die Denkkraft von der Gesundheit der Atmungswerkzeuge. Die treibende Kraft, die feste, bestimmte Kraft des Willens, offenbart sich gewöhnlich in einem klaren Verstande, in Verbindung mit der stützenden Energie der körperlichen Bewegung. Die Philosophie thut Unrecht daran, sich nicht mehr in die Körperlehre zu vertiefen, denn darin liegt die moralische und geistige Kraft des Menschen begründet.

„Ich bin überzeugt", sagt Dr. Réveillé-Parise, „daß das Altern bei der Lunge beginnt und weiter vorrückt, da dieses wesentliche gefäßreiche und durchdringbare Organ die Luft einsaugt, gewissermaßen verdaut und zur Ernährung unseres Körpers bereitet, und so von hier aus auch die Verschlechterung des menschlichen Organismus beginnt. Wenn es möglich wäre, die Bluterzeugung zu ihrer höchsten Vollkommenheit zu bringen, so würde, nach meiner Ansicht, das wahre Mittel zur Verlängerung des menschlichen Lebens gefunden sein. Die zukünftigen Generationen werden diese Frage entscheiden, wenn es überhaupt je dem Menschen gestattet sein wird, ein solches Problem zu lösen*)."

*) Réveillé-Parise: „Physiologie und Hygieine der geistig arbeitenden Menschen".

Auf alle Fälle muß zugegeben werden, daß, um die volle Arbeitskraft des Geistes zu sichern und ihn bei gesunder Thätigkeit zu erhalten, den körperlichen Organen genügende Aufmerksamkeit gewidmet werden muß. Der Mensch muß naturgemäß leben und in Erfüllung der Gesetze, durch welche sein Körper geschaffen und gebildet worden, sonst kann ihm die unvermeidliche Strafe in Gestalt von Schmerz und Krankheit nicht erspart bleiben. Dieses Gesetz des Körpers ist nicht geringer zu achten als das Gesetz der Schwerkraft. Es ist nicht notwendig, daß man fortwährend diese und jene Funktion des Körpers beobachtet; solche Art der Selbstbeobachtung kann zur Krankheit werden. Aber um naturgemäß leben zu können, müssen einige vernünftige Kenntnisse der Gesetze des Lebens notwendigerweise in jeden vollständigen Erziehungsplan aufgenommen werden, denn unser tägliches Glück sowohl wie unsere geistige Kraft hängen ganz und gar von der gesunden Verfassung des Körpers ab, den die Seele bewohnt und mit dem der Geist schafft und arbeitet.

„Das Glück", sagt Sydney Smith, „ist nicht unmöglich ohne Gesundheit, aber es ist auf sehr verschiedene Weise zu erlangen. Ich glaube nicht, daß durch Gesundheit alle gefahrvollen Übel ferngehalten werden, nur bleibt der Körper dadurch in

vollkommener Harmonie, voll Kraft und Frohsinn *)." Es ist das Unglück der Jugend, daß sie früh aus der „vollkommenen Harmonie" herausgerissen wird durch die unüberlegten Bemühungen der Eltern, ihren Geist früher anzustrengen, als die Natur dies beabsichtigt. Das Nervensystem wird überreizt, während die Körperkraft vernachlässigt wird. Dem Gehirn fällt zu viel Arbeit zu, den Organen des Körpers zu wenig. Die Folge davon ist Verstimmung, Mangel an Harmonie und Unordnung der Funktionen. Dem Geist wird Nahrung zugeführt, aber der Appetit ist fort, und die menschliche Gesellschaft ist mit bleichwangigen Magenleidenden bevölkert. „Alles andere ist besser", sagt Dr. O. W. Holmes, „als die blutarme Entartung, nach der wir alle streben." Der Genuß des Honigs ist kaum ein Ersatz für den Schmerz des Bienenstiches. Schon Martial sagte: „Leben ist nicht, daß wir leben, sondern daß wir gesund sind".

Wir haben schon von dem Nachteil gesprochen, der dem Leben und der Gesundheit der Knaben und noch mehr der Mädchen zugefügt wird und brauchen deshalb nicht noch einmal auf die Sünde des „Vollstopfens mit Wissen" zurückzukommen.

---

*) Sydney Smith, „Memoiren und Briefe".

Ohne auf physiologische Einzelheiten einzugehen, wollen wir nur noch einmal betonen, daß die von Natur stärkere Körperkonstitution der Knaben es ihnen im Alter der Pubertät gestattet, eine Menge geistiger Arbeit zu bewältigen, wozu die zartere Konstitution der Mädchen zu dieser Zeit durchaus unfähig ist.

Überarbeit ist unglücklicherweise eins der Laster unsrer Zeit geworden, besonders in Städten. Im Geschäft, in der Wissenschaft, in der Rechtslehre, in der Politik, in der Litteratur ist die Aufgabe manchmal furchtbar groß und die Sorgen und Mühen des Lebens werden erdrückend. Die geistige Anspannung ruht schwer auf dem zarter besaiteten Teil unserer Natur. Dieselbe kämpft fortwährend gegen den Verfall durch das Zellgewebe, welches durch Arbeit des Körpers und Geistes verbraucht und durch Nahrung, Schlaf und Ruhe ersetzt wird. Aber der Verbrauch ist oft größer, als die geschwächte Verdauung wieder gut machen kann, und obgleich die Erschöpfung auf künstliche Weise durch Reizmittel kann gehoben werden, wird sie doch in Wirklichkeit nur beseitigt durch Ruhe und körperliche Bewegung, wodurch es den zarten Gehirnzellen und dem ebenso zarten Magen möglich gemacht wird, ihre gesunde Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Wenn die Thätigkeit des Geistes nicht durch Überanstrengung geschädigt wird, ist sie ohne Zweifel eben so angenehm wie die des Körpers, soll jedoch das Vergnügen gründlich genossen werden, so muß Ruhe darauf folgen. Der Mensch liebt das Leben; instinktiv liebt er es so lange, als das Vergnügen die gesunde Thätigkeit des Geistes und Körpers begleitet. „Und was hältst du", sagte Sokrates zu Aristodemos, „von dieser fortwährenden Liebe zum Leben, von dieser Furcht vor Auflösung, welche sich unser von dem Augenblick an bemächtigt, wo wir uns unseres Daseins bewußt werden?" — „Ich meine", war die Antwort, „daß sie das Mittel sein soll, von demselben großen Künstler voll Weisheit erdacht, das zu erhalten, was er geschaffen hat." Diese Worte sind heutzutage eben so wahr wie vor mehr denn 2000 Jahren, wo sie gesprochen wurden. Die alten Griechen hatten, in ihrer vielseitigen Weisheit, eine fast andachtsvolle Verehrung für den Körper als die Wohnung der Seele. Sie gaben ihrem Körper dieselbe Zeit zur Muße wie ihrem Geiste.

Sokrates war einer der weisesten aller Menschen. Er schrieb keine Bücher, er unterhielt sich nur mit seinen Freunden und Schülern beim Spaziergehen und alles, was wir von ihm wissen, ist uns durch

die Erinnerungen seiner Schüler und Bewunderer überliefert worden. Nach einer dieser Überlieferungen in betreff seiner heißt es, daß er, zur Abwechselung in der Erholung, ein hölzernes Pferd geritten habe. Wenn er keine Lust zu körperlicher Bewegung hatte, spielte er auf der Leier, welche sein Gemüt besänftigte und harmonisch stimmte. Platon war wie sein Meister ein großer Anhänger der Mußestunden und leistete vortreffliches in allen Leibesübungen der Griechen, und Aristoteles behauptete, in seiner vierten „Ethik", daß Spiel und Zerstreuung nicht minder notwendig seien zu einem gesunden Leben als Ruhe und Erholung.

Die alten Griechen besaßen die naturgemäßeste Methode, den Menschen nach jeder Richtung zu erziehen und zu entwickeln. Sie betrachteten die körperliche Ausbildung als die Basis der moralischen und geistigen Erziehung; sie suchten ebenso sehr die körperlichen Kräfte zu stärken und die Muskelkraft zu entwickeln, als zu gleicher Zeit den Geist durch Studium und Selbstbeherrschung zu bilden. „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper", war ihr leitender Grundsatz.

Damit also der Geist auf Verlangen mit Kraft und Frohsinn arbeiten kann, ist es notwendig, daß er häufige Mußestunden zur Erholung und

Ruhe hat. Nur auf diese Weise kann die Gesundheit bewahrt bleiben. Ein Bogen kann nicht immer gespannt sein, soll nicht seine Elastizität auf unersetzliche Weise geschädigt werden.

Einer der alten Kirchenväter berichtet von einer überlieferten Erzählung des Apostels Johannes, welche in einfacher aber eindringlicher Weise diese Lehre predigt. Als ein Jäger eines Tages an dessen Wohnung vorüberkam, sah er den Lieblingsjünger vor seiner Thür sitzen, mit dem Entzücken eines Kindes einen kleinen Vogel liebkosend. Der Jäger war überrascht, einen so frommen Mann so seine Zeit vergeuden zu sehn. Als der Apostel sein Erstaunen bemerkte, fragte er ihn: „Warum hältst du deinen Bogen nicht fortwährend gespannt?“ — Weil derselbe seine Kraft dadurch verlieren würde“, war die Antwort. „Nun wohl“, erwiderte der Apostel, „so würde es auch meinem Geist ergehn: wenn ich ihm keine Erholung gönnte, würde er bald seine Kraft verlieren.“ —

So ist also Müßiggang nicht immer Müßiggang. Für den geistig Arbeitenden ist er das einzige Heilmittel bei schlaflosen Nächten, erregten Nerven, klopfendem Herzen, reizbarem Gemüt und gestörter Verdauung. Kein wirksameres Rezept ist in solchen Fällen zu finden als Ruhe — vollkommene

Ruhe. Es giebt jedoch Menschen, welche nicht ruhen wollen und nicht den moralischen Mut haben, müßig zu sein. Das Evangelium von der Muße und Erholung steht aber in enger Wechselbeziehung zum Evangelium von der Arbeit; das eine ist so notwendig zum höchsten Glück und Wohlsein des Menschen wie das andere.

Manche Menschen haben es weise verstanden, Erholung und körperliche Bewegung mit dem Studium zu verbinden. Älian erzählt von Agesilaos, daß, als derselbe von einem Freunde gefunden wurde, wie er auf einem Stock, zur Belustigung seines Sohnes, ritt, er seinen Besuch bat, zu niemand davon zu sprechen, es sei denn, daß er selber Vater sei. Heinrich IV. von Frankreich war ein großer Freund seiner „kleinen Kinderschar“ zuhause und war entzückt von ihren Sprüngen und Einfällen. Als er eines Tages auf Händen und Füßen im Zimmer umhertrabte, mit dem Dauphin auf dem Rücken und die übrigen Kinder um sich herum, die ihn baten, den Galopp eines Pferdes nachzuahmen, trat plötzlich ein Gesandter ein und überraschte die königliche Familie beim Spiel. Ohne aufzustehen, fragte Heinrich: „Haben Sie auch Kinder, mein Herr Gesandter?“ — „Ja, Sire.“ — „Dann setze ich mein Spiel noch fort.“ —

Boileau liebte leidenschaftlich das Kegelspiel. Es war auch Luthers Lieblingsspiel, der nicht nur gern Kegel schob, sondern auch Guitarre und Flöte spielte, kleine Sachen aus Holz drechselte und einen Teil seiner Zeit in Gesellschaft seiner Frau und seiner Kinder zubrachte. Sein Lieblingsdistichon war:

Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein lebelang.

Obgleich Calvin kein Freund von Vergnügungen war, pflegte er doch mit seinen Kindern sonntags in Genf öffentlich zu spielen, um zu zeigen, daß er die Heilighaltung des siebenten Tages sowie der Namenstage der Heiligen nicht mehr für bindend für Christen halte. Dennoch ist, abgesehen von allem, der siebente Tag der Ruhe wohl zu beachten und aufrecht zu halten als die einzige gesetzliche Befreiung von aller Unruhe der täglichen Wochenarbeit.

Der verstorbene Lord Beaconsfield sagte: „Selbstverständlich gebe ich zu, daß es einen Unterschied giebt zwischen dem christlichen Sonntag und dem jüdischen Sabbath, und ich kann mit denen nicht übereinstimmen, die auf den christlichen Sonntag die Regeln und Gesetze des jüdischen Sabbath übertragen möchten. Alle, die dies einzurichten wünschen, werden vollständigen Miß-

erfolg haben in der Verfolgung ihrer Absicht. Ich behaupte, daß von allen göttlichen Einrichtungen es die göttlichste ist, welche dem Menschen einen Tag der Ruhe sichert . . . Es ist das religiöse Prinzip, welches, bis zu einem gewissen Grade, von allen anerkannt wird, wenigstens von allen Klassen, die zahlreich und einflußreich in diesem Lande sind, und dieses Prinzip dürfen wir nicht verwerfen, wenn wir jenen Tag der Ruhe erhalten wollen, den ich für den größten Segen halte, der je dem Menschen gewährt worden ist. Er ist der Eckstein der Zivilisation und es ist nicht abzusehen, wie verderblich, selbst für die Gesundheit des Volkes, es sein würde, wenn es kein Aufhören von dieser beständigen körperlichen und geistigen Arbeit gäbe, welche ein Land wie das unsrige, mit seiner vorgeschrittenen Zivilisation und seinen hohen Bestrebungen, charakterisiert".

Vor nicht langer Zeit spielte der Bischof von Sodor und Man, nach der Konfirmation, eine Partie Crickett mit den Schülern. Er war entzückt, als er hörte, daß dieses Spiel vorgenommen werden sollte, und stellte sich unter die jungen Leute am Ballgesteck mit den Worten: „Ich werde den besten Stoß von euch allen machen, denn ich habe mein Schurzfell umgelegt". Er erzählte später selbst von diesem Ereignis: „Jener Ein-

druck wird nie aus dem Herzen dieser Knaben verwischt werden. Sie fühlten, daß sie einen Mann in ihrer Mitte hatten, der zu ihnen von den höchsten und heiligsten Dingen sprach, der sie zu allem führte, wohin die Konfirmation sie führen sollte, und der doch nicht vergaß, daß auch ihr Körper einer gesunden Erholung bedürfe". Deshalb ging er hinaus und spielte den Nachmittag über Crickett mit denselben Knaben, auf deren Häupter er bei der Konfirmation feierlich seine Hand gelegt hatte. Von jener Zeit ab wurde der Name des Bischofs nie in der Gemeinde genannt, ohne ein wohlthuendes Gefühl im Herzen der jungen Leute zu erwecken.

Celsus riet dem Menschen, der sich beständiger Gesundheit erfreuen will, Abwechselung bei seinem Beruf und seinen Studien zu beobachten, zu studieren oder zu arbeiten mit voller Hingabe, und darauf wieder zu jagen, zu schwimmen, zu reiten, kurz sich Bewegung zu machen. Es war ein Gesetz, welches Loyola seinen Jüngern auferlegte, daß sie nach zweistündiger Arbeit den Geist durch irgend eine Erholung ausspannen sollten. Die Macht, den Geist durch irgend etwas außerhalb der Studien und Bestrebungen liegendes beschäftigt zu halten, ist hoch zu schätzen. Cäsar schrieb: „Ich habe unter meinem Zelt, in den heißesten Kämpfen des

Krieges, immer Zeit gefunden, an viele andere Dinge zu denken". Dieses an viele andere Dinge Denken ist vielleicht das Geheimnis der Kraft.

Es giebt eine Art Müßiggang, die Verschwendung des Daseins genannt werden kann, doch giebt es noch eine andere Art, die Verlängerung desselben geheißen werden muß. Die Muße ist immer von hohem Wert für Alle, die in der ihnen zu Gebot stehenden freien Zeit einen Wechsel in der Beschäftigung vornehmen können. Menschen, die gewöhnt sind an das Schreibpult und das Studium, haben solche Abneigung vor müßigen Stunden und so wenig Lust zu körperlicher Bewegung, daß sie oft Erholung nur in dem bloßen Wechsel ihres Studiums suchen. Sie ruhen von einer geistigen Arbeit nur, um eine andere vorzunehmen. D'Aguesseau, der große Kanzler Frankreichs, sagte, daß Wechsel des Studiums seine einzige Erholung sei. Geometrie und Algebra haben immer zu den größten Tröstungen der Gelehrten gehört. Wenn Sir Matthew Hale sich durch seine angestrengten Arbeiten im Gerichtssaal erschöpft fühlte, erfrischte er sich durch Ausarbeitung einiger algebraischer Aufgaben. Als Fénelon noch Student war, flüchtete er sich von der Gottesgelehrsamkeit zur Geometrie, obwohl er durch seine jesuitischen Lehrer ernstlich vor deren „Behexung" und „teuf-

lischen Anziehungskraft" gewarnt worden war. Ebenso suchte Professor Simson, wenn er sich durch kirchliche Streitfragen verwirrt und ermüdet fühlte, Frieden und Zuflucht bei der zweifellosen Wissenschaft der mathematischen Wahrheit, „wo ich mich stets", sagte er, „durch Ruhe erquickt fühle". Der irische Advokat Molyneux wurde durch häuslichen Kummer dahin geführt, Trost in dem Studium der Mathematik zu suchen. „Sie war mein einziges Beruhigungsmittel", sagte er; „sie war das Opiat, welches meine gestörten Gedanken in Schlummer lullte."

Lord Brougham unterhielt sich in seinem Alter durch dasselbe Studium, dem er noch Abwechselung gab durch Optik und Naturlehre. Er erzählt, daß Lord Cottenham, der in seiner Jugend mit Erfolg Mathematik studiert hatte, dieselbe zu seiner Erholung wieder vornahm, als er das höchste Staatsamt bekleidete*), während es auch wohl

*) „Als ich im Jahre 1838", schreibt Lord Brougham, „mit den Vorbereitungen zu meiner „Analytischen Übersicht der Prinzipien" (Newton) beschäftigt war, fand ich durch ein zufälliges Zusammentreffen, daß Lord Cottenham seine Mußestunden mit dem „Calculus" ausfüllte, und ich bin sicher, daß er eine ebenso korrekte, nur noch elegantere analytische Beweisführung der Newtonschen Theorien geliefert haben würde, als ich so glücklich war bei Abfassung meines Werkes zu stande zu bringen." — Lord Brougham, „Philosophen zur Zeit Georgs III.".

bekannt ist, daß der verstorbene Sir Frederick Pollock, als Lord Oberrichter bei der Schatzkammer, Erholung von seinen schweren Arbeiten am Gerichtshof in der Beschäftigung mit der Mathematik und Geometrie fand. Wenn Sir Isaac Newton durch ernstes Studium erschöpft war, erholte er sich durch Umherstöbern in alten Zeitberechnungen und den Geheimnissen der Offenbarung Johannis, während der deutsche Gelehrte Mendelssohn, wenn er sich durch übermäßige Arbeit ermüdet fühlte, seinem Geiste dadurch Ruhe verschaffte, daß er zum Fenster ging und die Dachziegel auf dem Hause seines Nachbarn zählte. Spinozas Erholung bestand in dem Wechsel des Studiums, in der Unterhaltung mit Freunden und in einer gelegentlichen Pfeife Tabak. Er belustigte sich manchmal, indem er dem Kampf von Spinnen zusah, worüber er lachen konnte, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten. Johnson sagt, daß niemand sich in seinen Vergnügungen als Heuchler zeigt, und doch war Spinoza ein höchst gütiger, keineswegs grausamer Mensch.

Die Litteratur hat jedoch zu allen Zeiten am meisten Erholungsfreude, freilich in sitzender Beschäftigung, für die angestrengt geistig Arbeitenden geboten. Oft beruhigt ein Buch den Geist besser als das kräftigste schmerzstillende Arznei-

mittel. Das Schreiben eines Buches, sei es von litterarischem Wert oder nicht, thut dasselbe. Vattel wechselte mit seinen Studien über „das Gesetz der Nationen“ ab durch Verfassen einer „Abhandlung über Liebe“ und gelegentliche Dichtungen.

Friedrich der Große, der eben so ehrgeizig auf seinen litterarischen wie auf seinen kriegerischen Ruhm war, schrieb Verse und Voltaire erklärt, daß er dieselben nicht ohne Lachen hätte korrigieren können. Voltaires Belustigungen waren theatralische Privatvorstellungen und Marionettenspiele. Man sagt von dem Philosophen von Ferney, daß er sehr geschickt im Ziehen der Schnüre und Handhaben der Puppen gewesen sei. Er baute ein Theater zu La Chatelaine bei Genf (wird jetzt als Heuboden benutzt), für welches er Stücke schrieb und als Direktor wirkte.

Der Physiker Volta schrieb auch Verse und Mr. Gleig sagt von Warren Hastings, daß „ein Abschreiben von Versen bei ihm so selbstverständlich war wie sein Morgenimbiß“. Als Lord Stratford de Redcliffe noch Mr. Stratford Canning war, verfaßte er Verse, die sich sogar das Lob eines so großen Dichters wie Lord Byron erwarben. Seine Verse über Buonaparte „waren so viel wert wie tausend Oden von irgend welchen Dich-

tern", sagt Byron und fügt hinzu: „Ich wußte wohl, daß er ein Mann von Begabung sei, glaubte aber nicht, daß er in solcher Vollkommenheit sein litterarisches Talent bethätigen könne". Nach einem Zeitraum von dreißig Jahren kehrte Lord Tenterden, dem Beispiel der Lords Grenville und Holland folgend, zu seiner alten Beschäftigung zurück und verfaßte lateinische Verse, obgleich er meinte, „daß man von einem Oberrichter und Pair sagen würde, er könne seine Mußestunden besser verwerten als durch Verfassen von Versen voll Unsinn über Blumen" *). James Watt, der Erfinder des Kondensators der Dampfmaschine, und Thomas Telford, der Erbauer der Brücke über die Menai-Straße, schrieben in ihrer Jugend Verse. Watt las in seinem Alter leidenschaftlich gern Romane, über die er und seine alte Frau oft heiße Thränen vergossen. Sir Charles Napier war nicht zufrieden, der Sieger von Meanee zu sein. Als er sein Amt als Oberbefehlshaber in Indien niederlegte, fühlte er, es sei ihm unmöglich, müßig zu sein, und so füllte er seine Mußestunden damit aus, daß er eine

---

*) Sir Egerton Brydges, „Selbstbiographie", in der verschiedene Proben von Seiner Lordschaft dichterischen Versuchen gegeben sind.

Romanze verfaßte, betitelt „Wilhelm der Eroberer“. Sie wurde später veröffentlicht und wird jetzt für eine litterarische Merkwürdigkeit gehalten, eben so wie die Verse oben genannter Richter, Gesandter, Politiker, Physiker und Ingenieure.

Großen Trost hat die Litteratur stets den von der Unruhe und der Bitterkeit der Parteizwiste ermüdeten Staatsmännern gewährt. Mag ihnen auch das Thor zur Politik manchmal geschlossen bleiben, das zur Litteratur steht ihnen immer geöffnet. Selbst in seinen traurigsten Augenblicken fühlte Addison seine gesunkenen Lebensgeister durch eine Übersetzung, die er vornahm, wieder gehoben. Als Pitt sich bei einer Gelegenheit vom Amt zurückzog, kehrte er mit vielem Geschmack zum Studium der griechischen und lateinischen Klassiker zurück, während Fox die ärgerlichen Streitigkeiten der Parteien in der Gesellschaft des Euripides und Herodot vergaß. Als Canning und Wellesley des Amtes entsetzt waren, beschäftigten sie sich mit dem Übersetzen der Oden und Satiren des Horaz. Das Gleiche that Lord Redesdale, als er durch einen Jagdunfall an das Zimmer gefesselt war.

Unter anderen Ministern, die als Schriftsteller auftraten, können wir Lord Normanby nennen, der die Novelle „Nein“ schrieb; ferner

Graf Russell, der eine Tragödie verfaßte („Don Carlos“) und eine Novelle („Die Nonne von Arronea“), beides sehr untergeordnete Erzeugnisse. Lord Palmerston stand in dem Glauben, mehrere vortreffliche Wortspiele in der Zeitung: „Neuer Whig-Führer“ verfaßt zu haben, während Lord Liverpool Minister war. Lord Brougham war ein unermüdlicher Schriftsteller, der nicht nur Werke über Optik, Geschichte, Biographie und allgemeine Litteratur schrieb, sondern auch ein fleißiger Mitarbeiter an der Edinburger Review war. Selbst als er 1812 in den Wahlen mit Liverpool kämpfte und inmitten der heißesten Kämpfe in der Gesetzgebung und Politik, überwachte er auf das genaueste Leigh Hunts Übersetzung der „Ode an Pyrrha“ und machte ihn auf neue Feinheiten aufmerksam zu seiner Übertragung von „Acme und Septimius“. Lord Derby und Mr. Gladstone haben ihre dauernde Vorliebe für alte Litteratur zur genüge bewiesen. Die englische Iliade Lord Derbys wird noch mit Entzücken gelesen werden, wenn man seine glänzenden und eleganten Reden längst wird vergessen haben, und der homerischen „Studien“ des Mr. Gladstone wird man sich noch mit Stolz erinnern, lange nachdem sein scharfsinniger Geist wird aufgehört haben, alle feststehenden Ansichten zu erschüttern und die

Parteien der politischen Welt aus einander zu halten.

Einige Staatsmänner sind groß genug gewesen, sich ohne Bedauern von dem aufregenden Kampf der Politik zurückzuziehen. Zu Sir Robert Walpoles Ehre sei es gesagt, daß er nach mehr denn 20jähriger Herrschaft sich nicht mit verbittertem Gemüt und verstimmtem Herzen, sondern mit anspruchslosem Sinn, herzlichem Wesen und mit tiefem Verständnis für Freundschaft und Litteratur vom Schauplatz zurückzog. Carteret wurde, nach heißem Kampf um die Macht, aus dem Amte vertrieben; er gab von diesem Augenblick an alle ehrgeizigen Hoffnungen auf und suchte Trost in seinen Büchern. „Ich traf Lord Melbourne", schreibt der Künstler Mr. Leslie, „bei Lord Holland, einige Tage, nachdem er aufgehört hatte, Premier-Minister zu sein; er war eben so fröhlich wie immer und nahm nur teil an der Unterhaltung in betreff des Wechsels im königlichen Haushalt, der noch nicht wieder vervollständigt war, um alle zum Lachen zu bringen." Lord Althorpe betrachtete den Verlust seiner Stellung 1832 durchaus nicht als ein Mißgeschick. Am Tage nach seiner Abdankung ging er zu einem Blumenhändler und wählte und kaufte eine Menge

Blumen, die er in fünf großen Paketen in seinem Wagen mit nach Hause nahm. Er brachte den Abend damit zu, zu bestimmen, wohin sie in seinen Gärten zu Althorpe gepflanzt werden sollten, die notwendigen Anordnungen für seinen Gärtner nieder zu schreiben und die Risse zu ihrem Arrangement selbst zu zeichnen. Dies alles ließ nicht auf verhaltene Bitterkeit des Herzens schließen. Der Wechsel von der Politik zur Gärtnerei war in Wahrheit groß in Bezug auf Vergnügen für Lord Althorpe. Er beschäftigte sich nicht bloß mit der Gärtnerei, sondern verwandte noch einen Teil seiner Zeit auf das Studium der Naturwissenschaft.

„Ich besitze eine schöne Bibliothek“, sagte ein weiser Mann, „und einen vortrefflichen Garten, den ich zu meiner höchsten Freude selbst pflege — eine Beschäftigung, die keiner Entschuldigung bedarf, denn sicherlich giebt es keine reinere Freude in moralischer und materieller Beziehung, als der Anblick der schönen Blumen und Blüten, die ihr selbst aus Samen gezogen habt.“ Selbst Männer mit reichlichem Einkommen finden die größte Freude daran, die durch eigene Arbeit gezogenen Früchte zu ernten. Der ländliche Wagen unserer eigenen Konstruktion, die Blumen und Früchte unserer eigenen Aussaat, die für die Pflanzen erforder=

lichen Holzgestelle unseres eigenen Zimmerhandwerkes gehören zu den erfreulichsten Dingen. Der Duft des Fleißes ruht auf ihnen, der eben so wie die Früchte der Arbeit und Mühe mit Befriedigung erfüllt.

Als Diocletian gebeten wurde, die kaiserliche Krone anzunehmen, auf welche er verzichtet hatte, antwortete er den Abgesandten: „Ihr würdet dies gar nicht von mir verlangt haben, wenn ihr die schönen Melonen, die ich eben geerntet, und die Anpflanzungen um meine Villa herum, die ich gemacht habe, gesehen hättet". Horaz und Virgil liebten beide sehr die Gärtnerei und das Landleben. Virgils erster Wunsch war, ein guter Philosoph, und sein zweiter, ein guter Landwirt zu sein. Cato sprach von dem Vergnügen des Pflanzens als einer der größten Freuden des Alters. Der Genuß des Landlebens ist am nächsten der Philosophie verwandt, in seiner Nützlichkeit, seinem unschuldigen Vergnügen, seiner Würde und seinem Bestehen von alters her.

Lord Bacon schwärmt in seinen „Essays" für die Schönheit und die Freuden der Gärtnerei. „Der allmächtige Gott", sagte er, „schuf zuerst einen Garten; ein solcher gewährt in der That die reinste aller menschlichen Freuden. Er ist die

größte Erfrischung für den menschlichen Geist, ohne den alle Bauten und Paläste nur grobe Handwerksarbeiten sind, und man wird immer sehen, daß, wenn Zeitalter heranwachsen zur Zivilisation und zum Segen derselben, die Menschen früher dazu kommen, stattlich zu bauen als kunstvoll den Garten zu pflegen, gerade als wenn die Gärtnerei einen höheren Grad der Vollendung erfordere." In seinem Essay „Über Gärten" fährt er fort zu zeigen, daß er selbst auf das innigste bekannt war mit den Blumen, Sträuchern und Hecken, die einen schönen Garten schmücken müssen; er nennt ihre Namen für jeden Monat des Jahres. „Ihr könnt überall, wo ihr Platz habt", sagte er, „Immergrün pflanzen. Der Duft der Blumen ist viel schöner im Freien, wo er auf- und niederwogt wie die Klänge der Musik, als in der Hand, deshalb ist nichts geeigneter diesen kostbaren Genuß zu verschaffen, als die Kenntnis der Blumen und Pflanzen, welche am schönsten die Luft mit ihrem Duft erfüllen."

Das Pflanzen war das Steckenpferd Shenstones, der einen großen Teil seines Lebens an die Verschönerung seiner Grundstücke auf den Leasowes wandte, bis seine Besitzungen der Neid und die Bewunderung aller Besucher geworden waren. Gartenbau war die Leidenschaft Evelyns und

Temples. Ersterer verschönte auf das kunstvollste die Gründe von Sayes Court. Als Peter der Große von Rußland sich dort aufhielt, war es eine seiner liebsten Belustigungen, mit einer Schiebkarre durch Evelyns Stechpalmenhecken zu fahren, was freilich die schönen Gärten sehr verwüstete.

Die Gärtnerei war eine der einsamen Freuden Popes, der sich sehr mit der Verschönerung seines kleinen Besitztums zu Twickenham beschäftigte. Er verzierte es mit Bäumen, Rasenplätzen, einem Tunnel und einer Grotte und veränderte und schmückte es so lange, bis es vollkommen war, gerade wie eins seiner eigenen Gedichte. Cowper widmete sich auch mit Vorliebe der angenehmen Kunst der Gärtnerei. Mit eignen Händen baute er ein Gewächshaus, in welches er seine tropischen Pflanzen und Blumen setzte, und unterbrach seine Beschäftigung nur, um gelegentlich eine Partie Schlagball und Federball mit den Damen zu spielen. Die Gärtnerei war eine der letzten Freuden, denen sich der große Ingenieur George Stephenson hingab. Er wurde sehr durch seine Gurken beunruhigt, die krumm wachsen wollten; er ließ jedoch lange, gerade Glascylinder anfertigen, in welche er die wachsende Frucht steckte mit den Worten: „Nun werden sie sich gewiß tüchtig ärgern“. Doch wuchsen sie jetzt gerade.

Sir Walter Scott pflanzte sehr viel Bäume auf seinem Grundstück zu Abbotsford. Es gewährte ihm großes Vergnügen, mit seinen Hunden und seinem Diener Tom Purdie in seinem Besitztum umherzustreifen, junge Bäume zu pflanzen und alte mit seinem Weidmannsbeil auszuputzen. Einst sagte Sir Walter zu Purdie: „Dies wird eine wundervolle Jahreszeit für unsere Bäume, Tom", worauf Tom antwortete: „Mein Seel' ja, aber ich meine, es wird auch eine großartige Jahreszeit für unsere Axt werden!" Lockhart sagte von Scott: „Er verstand eben so erfahren wie kräftig die Axt zu handhaben und wetteiferte mit seinen Untergebenen darin, mit möglichst wenig Hieben einen Baum zu fällen. Das Gehölz widerhallte dann und wann von ihrem Gelächter bei ihrer gemeinsamen Arbeit, und wenn er, wie er wohl zu thun pflegte, einen ganzen Tag mit ihnen zusammen gearbeitet hatte, waren sie sicher, nach Abbotsford zu einem fröhlichen Abendbrot mit Tom Purdie eingeladen zu werden".

Daniel Webster ist in dieser Beziehung mit Scott verglichen worden; er liebte leidenschaftlich das Landleben mit seinen Beschäftigungen und Bestrebungen, für welche er als Knabe war erzogen worden. Er war ein Angler, Farmer und Viehzüchter. Eben so spät im Leben wie Scott

nach Abbotsford, kehrte er nach Marshfield zurück, ruiniert an Geist, Körper und Vermögen, um dort zu sterben. Wie Scott sagte, als er bei seiner Heimkehr von Italien durch die Zimmer gefahren wurde: „Ich habe viel gesehen, aber nichts gleicht meinem eignen Heim — fahrt mich noch einmal umher", so sagte Webster, als er von Washington nach Marshfield heimkehrte: „O, ich bin dankbar zu Hause zu sein! Wenn es nach meinem Willen ginge, würde ich nie, nie wieder mein Haus verlassen".

Von anderen nicht berufsmäßigen Weidmännern können wir Pitt, Wilberforce, Dr. Whately und Mr. Gladstone anführen. Während Pitt die Last der Regierung auf seinen Schultern trug, machte er sich gelegentlich einen Ferientag und reiste mit Wilberforce nach seinem Hause zu Holwood bei Hayes Common. Morgens pflegte er mit Wilberforce, beide mit Gartenbeilen bewaffnet, ins Freie zu eilen, um neue Wege zwischen den alten Bäumen im Holwooder Unterholz auszuhauen. Dr. Whately pflegte einen Baum zu fällen, anstatt eine Dosis Medizin zu nehmen. Wenn er sich nicht wohl fühlte, nahm er seine Axt und eilte hinaus, um auf irgend einen gewaltigen Baumstamm loszuhauen. Mr. Gladstone ist durch seine Axt eben so berühmt geworden

wie durch seine Feder und ganz zweifellos ist das Fällen zahlreicher Bäume das Mittel gewesen, die Gesundheit des betagten Staatsmannes zu erhalten. „Nichts in der Welt trägt seinen Lohn so sehr in sich selbst“, sagte Sir Walter Scott, „als Übung des Körpers sowohl wie des Geistes. Wir schlafen gesund und sind glücklich in den Stunden unseres Wachens, weil sie nützlich angewandt sind; bis zu gewissem Grade ist Mühseligkeit notwendig, um sich recht der Muße erfreuen zu können, selbst wenn dieselbe durch Studium verdient und durch die Entlastung von Pflicht gestattet ist.“

Als Lord Collingwood sich vom Seedienst zurückzog, in dem er so viel Ehre erworben hatte, kehrte er auf sein Besitztum in Northumberland zurück und erfreute sich seiner Mußezeit, indem er wie ein gewöhnlicher Tagelöhner Gräben in seinem Garten grub. Niebuhr kaufte am Abend seines Lebens ein Gut in seiner Heimat Holstein und bebaute es selbst. Während er seine historischen Studien fortsetzte, pflanzte er Rüben und fütterte das Vieh, ging und ritt, manchmal bis zu großen Entfernungen, und war in seinem 70. Jahre noch im stande, über einen zehn Fuß breiten Graben zu springen mit Hülfe eines Stockes, an dessen Gebrauch er von Jugend an gewöhnt gewesen

war. Sydney Smith war auch ein Landwirt, nicht aus freier Wahl, sondern aus Notwendigkeit. Niemand wollte seine Erdscholle ihm abnehmen, die auf elende Weise verwirtschaftet war; so unternahm er es, das Land selbst zu bebauen. Er unterbrach gelegentlich sein Abfassen einer Predigt oder sein Schreiben eines Artikels für die „Edinburgh Review“, um seinen Knechten auf dem Felde von der Hausthür aus durch ein gewaltiges Sprachrohr seine Befehle zu erteilen*).

Die Lieblingsbeschäftigung des großen Komponisten Verdi, der vor kurzem im Alter von 73 Jahren seinen „Othello“ hat aufführen lassen, ist die prosaische eines Landwirts. Er weiß ebensogut Bescheid mit dem Getreide und Vieh wie mit dem Kontrapunkt und Generalbaß. Die Landwirte in der Nachbarschaft seiner Villa zu Sant' Agata sehen ihn als Autorität in allen Fragen in betreff der Bodenkultur an und erbitten seinen Rat bei der Wechselwirtschaft mit Viehzucht und Getreidebau. Der berühmte Mario übernahm einen Weinberg in der Gegend von Rom, aber er erwies sich als besserer Sänger denn als Winzer.

---

*) Sydney Smith, „Memoiren und Briefe“, von Lady Holland.

Als Luther an Verdauungsbeschwerden litt, riet ihm sein Freund Melanchthon, sich regelmäßige und angestrengte Bewegung zu machen. Luther gab sich Mühe, es mit dem Jagen und Schießen zu versuchen. „Ich bin zwei ganze Tage auf der Jagd gewesen", sagte er, „und habe mich bemüht, das bittersüße Vergnügen großer Helden zu genießen. Ich habe zwei Hasen und zwei armselige kleine Rebhühner geschossen. Es ist eine schöne Beschäftigung für den, der nichts weiter zu thun hat. Ich verschwendete jedoch nicht vollständig meine Zeit, denn ich machte theologische Studien im Wald und auf der Heide und fand ein Mysterium von Kummer und Schmerz im Mittelpunkt all des frohen Lebens um mich her." Luther gab jedoch bald die Jagd wieder auf und wandte sich mit verdoppelter Energie dem schweren Werk seiner geistigen Arbeit wieder zu. Voltaire — ein ganz anders gearteter Mensch — ging, um sich Appetit zu machen, auf die Jagd, wenn ihn eine Verdauungsbeschwerde zu Cirey heimsuchte. Er fand gewöhnlich den gesuchten Appetit wieder, obwohl er selten irgend ein Wild heimbrachte, trotz des prahlenden Jagdanzugs, den er angelegt hatte. Lord Eldon kannte nur eine Art der Erholung, das Schießen; gleich Sheridan war er jedoch kein Jäger und war es ihm gleichgültig, ob er durch

die Jagd oder durch Einkauf zu seinen Vögeln kam*). Pitt ging gelegentlich auf die Jagd, fand aber wenig Vergnügen daran, da seine Gedanken nicht bei der Sache waren. Er betrieb die Jagd nur um der körperlichen Bewegung willen, wahrscheinlich derselben Meinung wie Dryden, daß:

„Besser ist's, in Wald und Feld zu jagen,
Als sein Geld dem Doktor hinzutragen."

Von allen Leibesübungen ist vielleicht das Reiten die heilsamste. Der Sattel ist der Sitz der Gesundheit. Man kann das Reiten als die Quintessenz der Bewegung ansehen. Es gewährt den Muskeln und der Lunge freien Spielraum,

---

*) Man erzählt folgende Geschichte von Sheridan, als er während seines Aufenthaltes auf dem Lande auf die Jagd ging. Alles floh vor ihm und seiner Flinte, mit leerer Jagdtasche kehrte er nach Hause zurück. Da traf er einen Mann an, anscheinend einen Landwirt, der über ein Thor herüber nach einer Schar Enten auf einem Teiche blickte. „Was wollt Ihr für einen Schuß auf diese Enten haben?" fragte Sheridan. Der Mann blickte ihn verständnislos an. „Ist eine halbe Krone genug?" Der Mann nickte. Sheridan gab ihm die halbe Krone und gab seinen Schuß auf die Enten ab. Über ein halbes Dutzend wurde getötet. Als Sheridan sich daran machte, sie einzupacken, sagte er zu dem Mann: „Ich meine, daß Ihr im ganzen ein gutes Geschäft gemacht habt". — „Was? Die Enten gehören gar nicht mir!" war dessen Antwort.

und die frische Luft einatmen — das pabulum vitae, das Lebenselixier, wie die Alten es nannten — heißt Gesundheit einatmen. Das Blut wird ventiliert, während die Haut, welche nur die äußere Futterung ist, durch die rasche Bewegung in der Luft erfrischt und genährt wird. Das Reiten erleichtert auch die Blutzirkulation und Ernährung und unterstützt die Thätigkeit der ausscheidenden Organe. Wenn es ein spezifisches Mittel für Gallenleiden giebt, so ist es wahrscheinlich das Reiten*). Wer hörte jemals von einem gallenkranken Jäger oder einem gichtischen Postboten? „Wer ist euer Doktor?“ fragte jemand Carlyle. — „Mein bester Doktor“, antwortete er, „ist ein Pferd.“ Der weise Sydenham hatte solches Vertrauen zum Nutzen des Reitens, daß er in einem seiner medizinischen Werke sagt: „Wenn jemand

*) Sattelleder ist in vieler Hinsicht dem Schuhleder vorzuziehen. Den Haupteinwand dagegen könnte man vom Kostenstandpunkt aus erheben. Sicherlich haben Bacon und Sydenham das Reiten nicht ohne Grund empfohlen. Des Menschen Hepar, oder gewöhnlich ausgedrückt: Leber, — ein gewichtiges Organ, drei oder vier Pfund schwer —, geht bei edem Schritt des trabenden Pferdes auf und nieder, inmitten der anderen Lebensorgane, wie der Stößel eines Butterfasses, und das Gehirn wird aufgerüttelt wie das Kupfergeld in einer Geldbose. — Oliver Wendell Holmes, „Der Autokrat des Frühstückstisches“.

im Besitz eines Heilmittels wäre, welches der menschlichen Konstitution eben so nutzbringend ist wie ein zweimaliges sanftes Reiten täglich, so könnte man sagen, er habe den Stein der Weisen gefunden“.

Pope erwähnt einen gewissen Lord Russell, der durch zu üppiges Leben seine Gesundheit ruiniert hatte. So ritt er fast täglich mit seinen Hunden hinaus, um sich Appetit zu erjagen. Sobald er denselben kommen fühlte, pflegte er auszurufen: „O, ich habe ihn gefunden!“ wandte sein Pferd um und ritt spornstreichs nach Hause. Réveillé-Parise sagt: „Gegen Schwermut, Menschenhaß oder Grillenhaftigkeit verordne ich, je nach den Umständen, Ruhe, Bäder, kleine Portionen körperlicher Arbeit und auch das von der Lady Wortley Montagu empfohlene Heilmittel — den ganzen Tag reiten und abends Champagner trinken“.

Sowohl Alfieri wie Byron waren leidenschaftliche Reiter. Lord Wellington war ein eifriger Fuchsjäger; er nahm seine Meute sogar mit nach Spanien, als er mit Energie die zurückweichenden Franzosen verfolgte*). Er setzte den Sport zu

---

*) Er nahm seine Meute unter dem Nachtrab der Armee mit und ging manchen Tag auf die Jagd in der freien Zeit, die zwischen den Schlachten lag. In Toulouse bekam die

Hause fort, fast bis an sein Lebensende, und fand darin Erholung von den Beschwerden seines Berufs. Wir hören ihn im Jahre 1826 sich bei Mr. Robinson entschuldigen, daß er dessen Brief über eine wichtige öffentliche Frage nicht beantwortet habe aus dem Grunde, weil „die herkömmlichen Herbstjagden ganz seine Zeit in Anspruch genommen“. Lord Palmerston war auch daran gewöhnt, mehrere Stunden täglich zu reiten mit Ausnahme der Sonntage, wo er zu Fuß ging. Fast jede Nacht, nach Schluß der Debatte im Unterhaus, ging er durch den Park nach Hause, zu welcher späten Stunde es auch sein mochte. Als Sir Francis Burdett vom Maler Haydon gefragt wurde, wie er es angefangen habe, seine Gesundheit bis in sein hohes Alter sich zu bewahren, antwortete er, daß er oft gebadet habe, keinen Wein getrunken habe als bei Diners außer dem Hause, und auch dann nur sparsam, und so viel wie möglich auf die Jagd gegangen sei.

Aber Jagen und Reiten sind zwei kostspielige Vergnügungen und liegen gänzlich außer dem Bereich der Möglichkeit für Tausende, denen sie

---

Meute ihren regelrechten Hundestall und mancher französische Edelmann sah hier zum ersten Male, unter dem vergeblichen Bemühen Schritt dabei zu halten, was eine richtige englische Fuchsjagd ist. — Gleig, „Wellingtons Leben“.

Gesundheit und Leben sein würden. Es giebt jedoch noch mancherlei Arten der Erholung und ist vielleicht das Gehen die beste von diesen. Dasselbe liegt in dem Bereich fast eines Jeden und kann zur Abwechselung vertauscht werden mit dem Zwei- und Dreiradfahren. Das Gehen erfordert nur geringe Muskelanstrengung und kostet wenig außer der Zeit und dem Schuhzeug; es erfordert nicht wie das Bootfahren, Angeln oder Reiten irgend welche Vorbereitung, sondern kann sofort unternommen und genossen werden. Man muß aber auch dabei bemerken, daß das Gehen nicht genügend die Thätigkeit des Gehirns unterbricht, welches oft beim Gehen eben so arbeitet wie beim Studium, und wenn nicht der Geist auf geeignete Weise abgelenkt wird, erfüllt die Bewegung nicht vollständig ihren Zweck.

„Ich habe oft gehört", sagt Cicero, „daß wenn Lucilius und Scipio auf das Land zu gehen pflegten, ihre Arbeit in der Stadt dabei wie eine Fessel abstreifend, sie sich dort unglaublich gut mit Knabenspielen belustigten. Ich mag kaum wagen, über solche Männer zu wiederholen, was Scävola von ihnen erzählt, wie sie zu Cajeta am Ufer entlang Muscheln auflasen und sich durch allerlei Spaß und Scherz belustigten. In Wahrheit scheint mir niemand frei zu sein, der nicht

zu Zeiten einmal gar nichts thut*)." Und an andrer Stelle sagt er: „Es sollte eine Freistätte geben, in die wir von Zeit zu Zeit flüchten könnten, nicht eine solche der Trägheit und des Müßiggangs, sondern der gemäßigten und wohlverdienten Muße".

Der Philosoph Hobbes war ein regelmäßiger und ausdauernder Spaziergänger bis zum Schluß seines langen Lebens. Seine letzten Jahre verlebte er zu Chatsworth, in der Familie des Grafen von Devonshire, wo er sich in angenehmer Ruhe der Abwechselung von Studium und Muße erfreute. Er widmete seine Morgen der körperlichen Bewegung und seine Nachmittage dem Studium. Bei schönem Wetter stand Hobbes früh auf, ging aus und erkletterte irgend einen ihm erreichbaren Hügel; war jedoch das Wetter regnerisch, so machte er sich auf die eine oder andere Weise so lange Bewegung im Zimmer, bis er in Schweiß geriet. Dann frühstückte er, worauf er seine Familienrunde machte, den Grafen, die Gräfin und die Kinder in ihren verschiedenen Zimmern besuchte. Er dinierte leicht um 12 Uhr, und zog sich gleich darauf zum Studieren zurück, wobei sein Licht mit zehn oder zwölf Pfeifen Tabak neben ihm stand;

*) Cicero, „De Oratore".

hinter verschlossener Thür begann er nun für mehrere Stunden zu rauchen, zu denken und zu schreiben *).

Immanuel Kant widmete immer einen bestimmten Teil des Tages dem Spaziergang und gestattete nie dem Wetter — wie es auch sein mochte — ihn davon zurückzuhalten. Gewöhnlich speiste er mittags in Gesellschaft, aß und trank jedoch mit großer Mäßigkeit. Im Gegensatz zu Hobbes widmete er seine Morgen dem Studium und seine Abende der Unterhaltung und leichten Litteratur, dadurch seinen Geist beruhigend und erheiternd, bevor er zur Ruhe ging. Wie Hobbes jedoch war er ursprünglich von schwacher Gesundheit; durch sorgfältige Beachtung der Gesetze der Gesundheit machte es Kant trotzdem möglich, sein Alter auf 80 Jahre zu bringen, während Hobbes 92 Jahre alt wurde. Diese beiden Fälle beweisen, daß tiefes Denken durchaus vereinbar ist mit einem langen Leben, vorausgesetzt geeignete Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der körperlichen Konstitution, welche die schaffende Arbeitskraft des Geistes bedingt.

Goldsmith verkürzte sein Leben durch Überarbeitung und Mangel an Bewegung; er unterbrach nur selten sein Schreiben. Wenn er eine

*) Dr. Kennet, „Memoiren der Cavendish-Familie".

bestimmte Menge Verse oder Naturgeschichte verfaßt hatte, pflegte er seinem Stubengenossen Cooke vorzuschlagen, sich mit ihm einen — wie er es nannte — Schusterfeiertag zu machen. Dieser bestand in einem Umherstreifen durch die nördlichen Distrikte Londons oder auf den Landwegen bei Hampstead und Highgate, mit einem Mittagsbrot in einer ländlichen Schenke hinterher und einer gemütlichen Pfeife und einem Kruge Bier zum Schluß. Addison hatte eine gleiche Vorliebe für das Umherstreifen. Lamb war ein großer Fußgänger, der wiederholt ganz London durchstreifte, besonders solche Straßen, in denen sich Antiquargeschäfte des Buchhandels befanden, während die nördlichen und nordöstlichen Distrikte Londons seine gern besuchten Kneipen enthielten. Erzbischof Whately ging leidenschaftlich gern und rauchte wie ein Vulkan, während er, wie Lamb, Vergnügen daran fand, sich auf seinen Wanderungen von Hunden begleiten zu lassen. Es ist Thatsache, daß er während seiner gewohnheitsmäßigen Spaziergänge, in Begleitung seiner drei unheimlich aussehenden Hunde, den Grund legte zu einem seiner meist bekannten Werke: „Elemente der Logik“.

Durch Spazierengehen wurde Timothy Dwight, der wohlbekannte amerikanische Schriftsteller, von einer Gehirnkrankheit geheilt, an der er sonst un-

fehlbar gestorben wäre. Er begann zu früh, seinen Geist anzustrengen. Mit 17 Jahren war er Lehrer an der Grammatikschule zu Newham in Massachusetts und noch vor vollendetem 20. Lebensjahre Lehrer im Yale College. Er unterrichtete sechs Stunden, studierte neun Stunden und machte sich keine Bewegung. Keine menschliche Konstitution hätte solch ein Leben ertragen können; es war eben so thöricht wie verrückt. Sein Nervensystem wurde so reizbar, daß er es nicht ertragen konnte, länger als fünf Minuten fortlaufend zu lesen. Die Krisis brach plötzlich herein: er wurde blind und war nun natürlich gezwungen, alle weiteren Versuche zum Studieren aufzugeben. Sein Geist war trotzdem thätig, auch besaß er große Kraft und Ausdauer zum Gehen. Er erlangte sein Augenlicht wieder und durch weitausgedehnte Fußtouren stellte er auch seine Gesundheit wieder her. Wir besitzen das Resultat derselben in der schätzenswerten Serie der „Reisen in den Vereinigten Staaten", mit welcher er die Welt beschenkte.

William Hutton von Birmingham war gleichfalls ein interessanter Fußgänger. Er war als solcher von seiner Jugend an eben so groß gewesen wie als Arbeiter. In seinen Mußestunden verfaßte er die „Geschichte von Birmingham" und begann erst in seinem 59. Jahre zu schriftstellern. Als er

mit 70 Jahren sich zu gunsten seines Sohnes vom buchhändlerischen Geschäft zurückzog, wußte er zuerst nicht, was er mit seiner Zeit beginnen sollte. Er wandte sie endlich an zum Spazierengehen und machte große Fußtouren fast in allen Teilen Englands. In seinem 78. Jahre wanderte er von Birmingham nach Penrith, ging dann an der „römischen Mauer“ entlang bis Newcastle, kehrte nach Penrith zurück und ging von dort nach Birmingham. In 35 Tagen machte er mit Leichtigkeit 601 Meilen. Seine nächste Aufgabe war nun, seine „Geschichte der römischen Mauer“ zu schreiben und zu veröffentlichen. Damit fertig, machte er Ausflüge nach Scarborough, Coatham und anderen Plätzen, von denen er Schilderungen verfaßte, die letzte in seinem 85. Jahre. Als er 88 Jahre alt war, schrieb er in sein Tagebuch: „Mit 82 Jahren hielt ich mich für einen jungen Mann; ich konnte ohne große Ermüdung täglich vierzig Meilen marschieren. Seit den letzten sechs Jahren habe ich jedoch eine merkliche Abnahme der Kräfte verspürt, welche zunimmt gleich einem bergab rollenden Steine, dessen Schnelligkeit immer größer wird beim Rollen“. Seine letzten Worte im Tagebuch waren: „Heut, am 11. Oktober, ist mein Geburtstag. Ich trete in mein 90. Jahr und habe heut zehn Meilen gemacht“. Seine Tochter,

welche sein „Das Leben" vervollständigte, sagt, daß er immer seine Gehkraft für einen Beweis seiner Lebenskraft gehalten und geglaubt habe, daß seine Fußtouren und sein Leben zu gleicher Zeit aufhören würden. Es war dem auch wirklich so; als er in seinem 92. Jahre aufhörte zu gehen, starb er.

Der große Beethoven wurde gegen das Ende seines Lebens von Taubheit und nervöser Reizbarkeit heimgesucht. Zwei Eigentümlichkeiten zeichneten ihn aus: er machte fast immer weite Spaziergänge über Land und wechselte immer seine Wohnung. Er war nicht verheiratet und hatte eigentlich keine fest gegründete Häuslichkeit, denn kaum hatte er sich in einem Zimmer eingerichtet, so fand er etwas daran zu tadeln und ging auf die Suche nach einem andern. War er nicht dadurch in Anspruch genommen, so machte er einen langen, oft ermüdenden Spaziergang auf das Land. „Die Bewegung sei notwendig", sagte er, „um die Reizbarkeit seiner Nerven herabzustimmen und sich Schlaf zu verschaffen." Rousseau botanisierte auf freiem Felde, selbst in den Hundstagen. Scott, obgleich teilweise lahm, war ein großer Fußgänger. Dickens war bekannt wegen seiner Fußtouren; er pflegte von der Expedition seiner „Household Words" in Wellington Street bis zu seinem Hause zu Gadshill, jenseits Gravesend,

zu Fuß zu gehen und führte oft die Personen, denen er begegnete, in seinen unvergleichlichen Werken wieder vor*).

Professor Wilson, Southey und Wordsworth waren alle drei große Fußgänger und durchstreiften den schönen Distrikt der Seen zwischen den Bergen, oft zu zweien, oft allein. Wilson war in Wahrheit ein Athlet. Während er zu Oxford der erste im Boxen, Springen und Laufen war, erhielt er auch im Jahre 1806 in Newgate den ersten Preis. Er war ein Mann von großer körperlicher Kraft und Schönheit und wird von einem Oxforder Bekannten als ein „hellhaariger Hercules-Apoll" geschildert. Seine Mußestunden füllte er fast ganz mit Fußtouren aus — in Cumberland und Westmoreland, in Wales, in Schottland, und bei einer solchen Gelegenheit durchwanderte er sogar ganz Irland. Als Georg IV. Edinburg besuchte, war Wilson zu Kelso und beabsichtigte mit der Postkutsche zu fahren; es waren jedoch alle Plätze darin besetzt. Da nahm er am nächsten Morgen 4 Uhr ein Bad im Tweed, kleidete sich in einen lehmfarbenen Anzug, nahm seinen Stock und marschierte die Kleinigkeit von 52 Meilen, zu rechter Zeit zum Mittagessen in Edinburg eintreffend.

---

*) Siehe Dickens, „Ein ungeschäftlicher Reisender".

Als Dr. Arnold zu Oxford war, liebte er es sehr, einen „Wettlauf durchs Land" zu machen, wie er es nannte, und verlor nie den Geschmack an solchen Vergnügungen. Zu Laleham sprang, badete und ruderte er mit seinen Schülern und füllte den Rest seiner Mußestunden mit Gärtnerarbeit und Spazierengehen aus. Im spätern Leben erfüllte ihn die Landschaft von Westmoreland mit solchem Entzücken, daß er daselbst sein Sommerhaus erbaute. Er machte weite Spaziergänge in die Berge und pflegte mit vielen Worten die Erfrischung zu preisen, die ihm jedesmal das Atmen der reinen Luft der Berge bereitete. Bergluft ist in der That auch das beste Stärkungsmittel, welches den Menschen an Geist und Körper mehr kräftigt als Chinin und Eisen. Für geistige Überanstrengung und Nervenschwäche, als deren Folge, kann Bergluft fast als einziges Heilmittel gelten.

Es ist jedoch möglich, daß man auch des Guten zu viel thun kann. Ausflüge in die Schweiz, die für ein Sanatorium gehalten wird, werden häufig von üblen Folgen begleitet. In gewissen Fällen beschleunigt das plötzliche Ersteigen einer Höhe die Blutzirkulation zu sehr und vermehrt die nervöse Reizbarkeit. Der Patient kann nicht schlafen und erholt sich erst wieder, wenn er zu einer mittlern Höhe herabgestiegen ist. Trotzdem hat Bergluft

eine wunderbare Wirkung in fast allen Fällen, die mit Gehirnkongestion verbunden sind. Manche Menschen genießen ihre Ferienzeit in zu großer Hast. Sie eilen von Platz zu Platz, regen sich auf wegen ihres Gepäcks und sich entgegenstellender Hindernisse und finden nicht das, dessen die geistig Arbeitenden am meisten bedürftig sind — Ruhe und Erholung. Ihre Kraft wird ganz erschöpft und sie kehren kränker nach Hause zurück statt besser. Nur kurzsichtige Menschen können so handeln. Als man Aristoteles berichtete, daß einer seiner besonderen Freunde keinen Nutzen von seinen Reisen gehabt habe, bemerkte der Philosoph: „Das kommt daher, daß er allein mit sich selbst gereist ist". Schon vor alter Zeit riet Horaz seinem leidenden Freunde, einen Ferientag als bestes Heilmittel zu betrachten und seinen Klienten durch die Hinterthür heimlich entschlüpfen zu lassen:

„Et rebus omissis
Atria servantem postico falle clientum";

und es war ein guter Rat.

Der verstorbene Sir Henry Holland machte es sich zum Gesetz, sich alljährlich gegen drei Monate Ferien zu gestatten und diese Ferien wurden für ihn eine Zeit voll nützlicher Arbeit und scharfsinniger Beobachtung. Aber nicht viele Geschäftsleute haben so viel Zeit zur Verfügung. Sie

müssen ihre Ferien auf ruhigere Weise genießen und weniger Zeit dabei verbrauchen. Manche legen sich auf die Hühnerjagd, andere auf das Angeln. Das letztere gewährt die gründlichste Ruhe zur Erholung; Sir Henry Walton nannte es „eine nicht müßig verbrachte Mußezeit". Es gewährt dem Gemüt vollständige Ruhe, während der Körper durch das Einatmen der reinen Luft erfrischt wird und die Muskeln durch das Auswerfen der Angelschnur nicht ermüdet werden. Geistig Arbeitende überstürzen sich oft in ihrer Erholung, doch können sie dies nicht beim Angeln. Walton und Cotton gehören zu den Ersten unter unseren klassischen Anglern; ihre Freundschaft wurde festgekittet durch das Interesse, welches sie gemeinsam an ihrem ruhigen Sport hatten. Walton genoß sein „einsames Laster" (wie Byron es nennt) bis in sein 91. Jahr, obgleich er nicht so lange lebte als der berühmte Yorkshirer Angler Henry Jenkins, von dem man sagt, daß er über hundert Jahre alt geworden. Dryden gehörte auch zu den das Angeln liebenden Dichtern, ebenso wie Professor Wilson, der seit seinen Knabenjahren für diesen Sport schwärmte. Byron angelte auch, aber es war im ganzen ein zu langsamer Sport für seine ungestüme Natur. Er bildete die liebste Erholung des Mechanikers und Philosophen Emerson, der

fleißig den Tees durchfischte, oft bis zur Mitte seines Körpers im Wasser stehend, um seine Angelschnur in die Vertiefungen und Wasserwirbel werfen zu können, in denen die Forelle lag. Sir Humphry Davy hatte fast eine eben so große Leidenschaft für den Lachsfang als Mr. John Bright. Davy machte es Vergnügen, seine Leine und Angelrute zu nehmen und sein Laboratorium nach der Flußseite hin zu verlassen. Seine Unterhaltung drehte sich gewöhnlich um Angeln und Lachsfang und man sagt, daß ihm die Abfassung seiner „Salmonia" größeres Vergnügen bereitet habe als die irgend einer seiner Abhandlungen aus dem Gebiete der Chemie. Er weihete auch Dr. Wollaston in die Geheimnisse des Angelsports ein, der dem letztern viel Vergnügen und Erholung an seinem Lebensabend bereitete*). Sir Francis Chantry und Sir

*) Davy sagt von Wollaston in seiner „Salmonia": „Es war einmal — ach! daß ich sagen muß ‚es war!' — ein berühmter Philosoph, der erst in seinem 50. Jahre aus dem Angeln einen Sport machte und dennoch darin Ausgezeichnetes leistete, auch mit diesem Vergnügen viele seiner Mußestunden während der letzten zwölf Jahre seines Lebens ausfüllte. Er wandte seine außerordentliche Genauigkeit, seine Wissenschaft und seine Philosophie dazu an, neue Hülfsmittel zu erfinden und das Vergnügen dieser Unterhaltung dadurch zu erhöhen. Ich erinnere mich, den Dr. Wollaston, wenige Tage nachdem er sich dem Angeln zugewandt hatte, gesehen

Charles Bell schwärmten gleichfalls für das Angeln; sie verließen zeitweise ihre Berufsgeschäfte und gingen mit Angelschnur und Rute auf das Land, um sich inmitten der Ruhe und Schönheit der Natur zu erholen.

Man muß jedoch zugeben, daß das Angeln ein „langsames" Vergnügen für Leute von lebhaften Gewohnheiten ist. „Das Angeln", sagte Sir Humphry Davy, „erfordert viel Geduld, Ausdauer und Selbstbeherrschung." Es ist deshalb ungeeignet für ungestüme Naturen, die ihre körperliche Bewegung auf das kleine Zeitmaß beschränken müssen, welches sie bei ihren Studien erübrigen können, oder welche kräftige körperliche Anstrengung vorziehen. Deshalb zog es auch Dr. Samuel Clarke vor, über Tische und Stühle zu springen. Als er einmal bei solcher Übung beschäftigt war, sagte er: „Wir müssen aufhören, denn ein Narr kommt herein". Auch Kardinal Richelieu war ein Springer und wurde einmal durch einen Besucher überrascht, wie er mit seinem Diener wetteiferte,

---

zu haben, wie er in seinem Knopfloch ein Stück Kautschuk oder Gummi-Elasticum trug, durch welches er seine seidene Schnur zog, um sie dadurch grade und zu sofortigem Gebrauch geeignet zu machen. Viele andere Angler werden sich anderer scharfsinniger Experimente meines bewunderungswürdigen, ewig zu beweinenden Freundes erinnern.

wer am höchsten an der Mauer emporspringen könne.

Wechsel der Arbeit ist an sich schon eine Erholung. Jedes Ding bewirkt Übersättigung durch zu langen Genuß, und das Vergnügen am meisten. Rossini fand Erholung von der Musik in der Kochkunst und war ein Meister in dem Anrichten von Makkaroni mit Käse. Wenn der Gastronom Soyer, der durch kunstvolle Küche förmlich übersättigt war, um Mitternacht von den Diners heimkehrte, welche er selbst bereitet hatte, machte er Halt in einer kleinen Schenke auf dem Haymarket und verzehrte mit Hochgenuß ein Penny-Würstchen. So werden die Personen, welche an die Lektüre der aufregendsten Werke gewöhnt sind, mit Vergnügen zu dem Genuß einer einfachen, ungewürzten litterarischen Nahrung zurückkehren.

Balzac durchstreifte die Antiquitäten-Geschäfte ganz Europas nach altem Gerümpel, doch zu besonderem Zweck: er beschrieb die Details seiner eingesammelten alten Möbel in seinen Romanen. Pugin hielt einen Lugger, mit dem er von einem französischen Hafen zum andern fuhr, an den einladendsten Plätzen landend und seine Mappe mit Zeichnungen der ausgewähltesten Architekturwerke bereichernd. Es ist sehr heilsam, wenn Berufs-

menschen ein Steckenpferd oder vielmehr eine Lieblingsneigung haben, welche ihren Geist aus seiner gewohnten Bahn lenkt. Die Befriedigung dieser Lieblingsneigung ist ein Ziel, nach welchem sie vorwärts schauen; sie ist eine Zerstreuung, ein Trost, ein Ruheplatz für den Geist, wie nutzlos sie auch sonst erscheinen mag. Manche haben Erholung im Billardspiel gefunden, was immerhin nützlicher ist als das Zählen der Ziegel auf des Nachbarn Dach, wie Moses Mendelssohn es that. Das Beobachten der Bälle, wie sie in die Löcher rollen oder das Machen der Serien lenkt den Geist von seinem Gedankengange ab und gewährt den überarbeiteten geistigen Fähigkeiten vollkommene Ruhe. Überdies ist das Gehen um den Tisch herum und das Ausführen der Stöße beim Spiel eine sehr gute körperliche Bewegung. Lord Palmerston spielte Billard eben so wohl des Vergnügens wie der Bewegung halber: charakteristischerweise gelang es ihm stets, Bälle zu machen. Mozarts einziges Vergnügen war das Billardspiel, welche körperliche Bewegung er sich jederzeit, unabhängig vom Wetter, verschaffen konnte. Der englische Musiker Attwood, der unter Mozarts Leitung stand, sagte, daß derselbe stets schneller bereit gewesen sei, eine Partie mit ihm zu spielen, als ihm eine Stunde zu geben.

Miltons Erheiterung war Musik. „In seiner schmerzfreien Zeit“, sagt Johnson, „pflegte er sich in seinem Stuhl hin und her zu wiegen und manchmal Orgel zu spielen.“ Alfieri fand auch den größten Trost, die höchste Begeisterung durch die Musik. „Nichts“, sagte er, „bewegt so sehr mein Herz, meine Seele, meinen Verstand und erhöht meine geistigen Fähigkeiten wie die Musik, und besonders die Musik der weiblichen Stimme. Fast alle meine Tragödien sind unter dem unmittelbaren Eindruck der Musik von mir erdacht worden.“

Jeremy Bentham, der in Miltons Hause wohnte, hatte die gleiche Liebe zur Musik. Er ließ eine Orgel in seinem Hause aufstellen*) und

*) „Ich habe mich fast ruiniert durch zwei verschwenderische Ausgaben, eine Orgel, welche 230 Pfund Sterling kostet und bis zur Decke, vom Fußboden meines Arbeitszimmers ab, reicht, eine Art Höhlung bildend, in der mein Musikfessel steht; sie sieht aus wie ein Elefant oder ein Rhinoceros und ragt so weit vor, daß zwischen ihr und dem Büchergestell, auf dem kleinen Tisch dazwischen kaum ohne Lebensgefahr sich das Speisebrett mit dem Mittagsbrot aufstellen läßt. Dann habe ich noch einen Dampfapparat, mit Bad, für mein Schlafzimmer angeschafft .... Der Grund für die Dampfheizung ist die Unbequemlichkeit der früheren Methode durch brennend heiße Luft; der Grund zur Anschaffung der Orgel ist die Unmöglichkeit,

hatte fast in jedem Zimmer ein Piano. Seine einzige Bewegung machte er sich in seinem kleinen Garten, in dem man ihn umhertraben sehen konnte, seine weißwollenen Strümpfe über die Kniehosen gezogen, wie er seine „Kreisschwingungen" machte. Bentham liebte auch sehr die Katzen, deren Anführer Langbourne war, den er sich rühmte zum Mann gemacht zu haben, indem er ihn zuerst zum Ritter schlug und in vorgerückten Jahren in der Kirche anstellte als „Se. Hochwürden Dr. John Langbourne".

Crébillon d. ä. liebte auch Katzen und Hunde, deren Anhänglichkeit ihn, wie er sagte, trösten müsse über die Undankbarkeit der Menschen. Eines Tages brachte er, trotz seiner Armut, einen neuen Hund unter jedem Arme mit nach Hause. Seine Frau bemerkte ihm, daß schon acht Hunde und fünfzehn Katzen im Hause seien und daß sie nicht wisse, womit und wofür sie ihm sein Mittagsbrot herstellen solle. Helvetius, der Verfasser von „l'Esprit", bewunderte auch sehr die Katzen, deren er über zwanzig hatte, die er auf die ausgesuchteste Weise ernährte und beherbergte; die Sybariten waren in seidene und samtne Gewänder gekleidet, mit

---

mich auf andere Weise nach dem Mittagsessen wach zu erhalten; die Folge davon ist frühzeitiger Schlaf, zur Bestätigung des eben Gesagten." Brief in Bowrings „Memoiren Benthams".

Schleppen, die sie mit der Würde von Parlamentsmitgliedern hinter sich herzogen. St. Evremond seinerseits war wieder eingenommen für Enten und Geflügel, welches er sogar bei sich im Zimmer hielt und unablässig fütterte. Er pflegte zu sagen: „Wenn wir alt werden und eine Abnahme der Geisteskräfte spüren, wirkt es belebend, eine Anzahl lebendiger Geschöpfe um uns zu haben und viel mit ihnen zusammen zu sein*“).

Lord Erskine hatte, gleich Walter Scott, eine Leidenschaft für Hunde. Er besaß immer mehrere, denen er sehr zugethan war. Den einen pflegte er beständig bei sich zu haben, im Gerichtssaal wie bei all seinen Konsultationen, und einen anderen besaß er, den er als Lordkanzler aus den Händen von Knaben befreit hatte, welche ihn töten wollten unter dem Vorwande, daß er toll geworden. Er hatte auch eine Lieblingsgans, die ihm beim Gang durch seine Besitzungen folgte, einen Lieblingspapagei und selbst zwei Lieblingsblutegel. Er nannte diese Home und Cline. Die Wundärzte hatten ihm das Leben gerettet und so gab er den beiden Blutegeln selbst täglich frisches Wasser und erklärte, daß sie ihn kännten und ihm dankbar wären**).

---

*) Pope in „Spences Anekdoten“.

**) Romillys Autobiographie.

Lord Byron hatte eine Art Manie für Tiere. Zu Cambridge hielt er Bulldoggen und einen Bären, und als Shelley ihn in Ravenna aufsuchte, fand er das Haus des edlen Dichters angefüllt mit Vierfüßern und Vögeln. „Lord Byrons Hauswesen", sagte er, in einem Briefe an Mr. Peacock, „besteht, außer der Dienerschaft, in zehn Pferden, acht ungeheuren Hunden, drei Affen, fünf Katzen, einem Adler, einer Krähe und einem Falken; und all diese Tiere, mit Ausnahme der Pferde, gehen frei im Hause umher und erfüllen es mit ihrem ungeordneten Stimmengewirre, als wären sie die Herren desselben." In einer Nachschrift fügt er dem Briefe an Shelley hinzu: „Ich finde, daß meine Aufzählung der Tiere in diesem verhexten Palast unvollständig gewesen und zwar in einem wesentlichen Punkte. Soeben treffe ich unten auf der großen Treppe fünf Pfauen, zwei Guinea-Hennen und einen ägyptischen Kranich an!"

Unter anderen seltsamen Gefühlen der Zuneigung können wir die Rembrandts für seinen Affen anführen, dessen Tod ihm so viel Kummer bereitete; die Richters für seine Eichhörnchen, Latudes für seine Ratten, Goethes für seine Schlange, Cowpers für seine Hasen und Pellissons für seine Spinne. Einige Lieblingstiere sind mit großen Namen verknüpft gewesen, z. B. der Geier

der Semiramis, der Schmetterling Virgils, der Star Neros, die Schlange des Tiberius, die Wachtel des Augustus, die Henne des Honorius, der Affe des Commodus, der Sperling des Heliogabalus und die Taube Mohammeds.

Manche der bedeutendsten Männer haben Freude an der Gesellschaft von Kindern gefunden. Richter sagt, daß der Mensch zu meiden ist, der die Gesellschaft von Kindern nicht liebt. Der Zensor Cato verließ nie sein Haus am Morgen, so dringend auch die Geschäfte der Republik zu sein pflegten, ohne zugesehen zu haben, wie seine Frau den Säugling wusch und ankleidete. Wenn Cicero das letzte Wort seiner Reden geschrieben hatte, pflegte er seine Kinder hereinzurufen und mit ihnen herum zu schäkern. Sydney Smith sagt: „Die Wohnung, die das Glück aufschlägt, ist mannigfaltig und oft unerklärlich; ich habe es aber am häufigsten unter kleinen Kindern, am eignen Herd und in ländlichen Hütten gefunden“.

Wer hätte gedacht, daß der würdevolle und stattliche William Pitt seine größte Erholung in der Gesellschaft von Kindern finden würde. Sein anscheinend kaltes und hochmütiges Wesen verschwand dann vollständig. Als der verstorbene William Napier noch ein Knabe war, hatte er das Glück mit Pitt im Hause der Lady Hester

Stanhope ganz ausgelassen spielen zu dürfen. Er hat den Besuch, der zwei Jahre vor des Staatsmannes Tode stattfand, in folgenden Worten beschrieben: „Pitt liebte handgreiflichen Scherz und pflegte darin mit Lady Hester, Charles und James Stanhope und mir zu wetteifern. Ein Beispiel ist wert, verewigt zu werden. Wir waren entschlossen, sein Gesicht mit gebranntem Kork zu schwärzen, wogegen er sich heftig wehrte. Beim Beginn des Gefechts kündete ein Diener den Besuch der Lords Castlereagh und Liverpool an, die ihn in Geschäften zu sprechen wünschten. ‚Laß sie im Nebenzimmer warten‘ war die Antwort und der große Minister wandte sich sofort dem Kampfe zu, ergriff ein Kissen und bearbeitete uns damit in kostbarer Laune. Wir waren jedoch in zu großer Überzahl gegen ihn, brachten ihn, nach einem Kampf von zehn Minuten, zu Fall und beschmierten kräftig sein Antlitz, bis er, mit einem Blick voll Überlegenheit in Bezug auf seine Tapferkeit ausrief: ‚Halt! Nun ist's genug! Ich könnte sehr leicht euch alle besiegen, aber wir dürfen diese großen Herren nicht länger warten lassen‘. Seine Niederlage war jedoch offenbar, und wir waren genötigt, ein Handtuch und ein Waschbecken zu holen, um ihn rein zu waschen, bevor er die Lords empfangen konnte. Als er

wieder in Ordnung war, wurde das Waschbecken hinter das Sofa gesteckt und die beiden Lords hereingelassen". Nachdem die Minister empfangen und mit ihnen Rats gepflogen war, wurde der Kissenkampf mit den Kindern wieder aufgenommen. Eines Menschen Sitten und Gewohnheiten sind vielleicht der beste Spiegel seines wahren Charakters. Pitts Liebe zu Kindern gewährt einen neuen Blick in sein Herz. Das oben erzählte Ereignis würde weniger beachtenswert sein, wäre Pitt Familienvater gewesen; aber er blieb ein einsamer Junggeselle bis an seines Lebens Ende.

Leibniz fand sein größtes Vergnügen an der Gesellschaft von Kindern, die er in seinem Studierzimmer versammelte, um sie zu beobachten; er nahm auch teil an ihren Spielen. Zurückgekehrt in seinen leichten Stuhl, entzückte es ihn, ihre lebhaften Bewegungen zu sehen, ihrer Unterhaltung zuzuhören, ihre verschiedenen Charaktere zu studieren, und wenn er sich genug des unschuldigen Schauspiels erfreut hatte, entließ er sie reich beschenkt mit Zuckerwerk, und kehrte mit verdoppelter Energie zu seinen Studien zurück.

Racine nahm mit ganzem Herzen Anteil an den Spielen seiner Kinder. Als einmal der Herzog von Condé den Dichter zu einer auserlesenen Mittagsgesellschaft in seinem Palast ein-

geladen hatte, entschuldigte der Dichter seine Absage damit, daß er eine ganze Woche von Hause abwesend gewesen sei und eben eine Einladung seiner Kinder angenommen habe, mit ihnen einen Karpfen zu essen, den sie in seiner Abwesenheit gefangen und bis zu seiner Rückkehr aufgehoben hätten. „Ich erinnere mich einer Prozession, die wir einmal hatten“, sagte Louis Racine in einer Denkschrift über seinen Vater, „in der meine Schwester und ich die Geistlichkeit darstellten und der Verfasser der „Athalie“ im Chor mit uns sang, indem er das Kreuz trug.“

Rousseau bekannte, daß nichts ihm größere Freude bereiten könne, als den fröhlichen Spielen der Kinder zuzusehen. „Ich bin oft in den Straßen stehen geblieben“, sagte er, „um ihre Scherze und Spiele mit einem Interesse zu beobachten, welches niemand in so hohem Grade an ihnen nimmt als ich.“ Welch ein unbegreiflicher Widerspruch! Rousseau sandte seine eignen Kinder in ein Findelhaus und erkannte sie niemals an!

Sowohl Napoleon wie Wellington waren den Kindern außerordentlich zugethan. Napoleon pflegte den kleinen König von Rom in die Arme zu nehmen und, sich mit ihm vor einen Spiegel stellend, die wunderlichsten Grimassen zu schneiden, um ihn zu belustigen. Beim Frühstück nahm er

das Kind auf die Kniee, stippte dessen Finger in die Sauce und beschmierte dessen Gesicht damit; die Gouvernante des Kindes schalt, der Kaiser lachte und das immer belustigte Kind schien von der rauhen Zärtlichkeit seines Vaters entzückt.

Wellington war ein großer Liebling der Kinder. Er nahm teil an ihren lustigen Sprüngen und erfreute sie fortwährend durch kleine Geschenke und Andenken. Eins seiner Lieblingsspiele war Blindekuh, ein Spiel, welches Canning und Sir William Scott mit der Prinzeß Karoline in Montagu House spielten.

Bayle fand großes Vergnügen daran, den Vorstellungen des Polichinell beizuwohnen. Kaum hörte er des Zauberers Quieken, so ließ er seine Bücher liegen, stürmte auf die Straße und stand unbekümmert im strömenden Regen, um die Vorstellung anzuhören. Der irländische Redner Curran, Charles Lamb und Douglas Jerrold gehörten auch zu den Bewunderern des Polichinell. Es machte Bayle auch Vergnügen, den Taschenspielern und Kunstreitern zu folgen und sie in den Straßen ihre Vorstellung geben zu sehen. Tasso liebte Maskeraden und die Belustigungen des Volkes bei öffentlichen Festlichkeiten. Macchiavelli fand seine Erholung darin, Drosseln in Netzen zu fangen und sie zu töten und stand schon vor

Tagesanbruch auf zu diesem Zwecke. Er besuchte manchmal die am Wege gelegene Schenke, wo er mit einem Fleischer, einem Müller und einem Manne, der am Kalkofen arbeitete, Tric-trac spielte.

Für alle, die einer Erholung und einer Ruhe nach dem Kampfe des Lebens bedürfen, ist es gut, ein sogenanntes Steckenpferd zu haben. Ein Mensch sollte immer Lieblingsneigungen pflegen, deren Erfüllung in seiner Macht liegt und denen er sich in seinen Mußestunden froh zuwendet. Das Hauptgeheimnis des Wohlseins liegt in der Kunst, die kleinen Freuden des Lebens sorgsam zu pflegen, da man die wenigen großen doch nur in langen Pausen haben kann. Viele laufen dem Glücke nach, sagt Sharpe, gleich einem zerstreuten Menschen, der seinen Hut sucht, während er ihn auf dem Kopfe oder in der Hand hat. Es ist vielleicht notwendig für die menschliche Natur, daß der Mensch ein ihn ganz erfüllendes, ganz in Anspruch nehmendes Ziel habe, welches seinen Geist von den Prüfungen und Kümmernissen abzieht, die ihn im praktischen Leben umgeben. Aber die kleinen Freuden dürfen nicht vernachlässigt werden, und aus diesem Grunde sind Steckenpferde, wenn sie nicht zur Verrücktheit ausarten, von so großem Nutzen.

Die Tage nahen und schwinden angenehmer, wenn die Zeit voll und ganz ausgenutzt wird; kommen Mußestunden, so sind sie sehr willkommen, wenn wir irgend eine Beschäftigung unserer eignen Wahl haben, welche dieselben ausfüllt. Der Fleiß ist köstlich für den, der es ehrlich meint mit der Arbeit, und da wir gern der unsympathischen Mühseligkeit des Lebens entfliehen, ist es gut, wenn wir uns dem widmen, was uns lieb und sympathisch ist. Die Errungenschaften des Fleißes lassen sich sogar sehr gut vereinigen mit den Freuden des Zeitvertreibs. Archäologie war das Steckenpferd des Dr. Schliemann. Nach einer unter Entbehrungen und körperlicher Arbeit verlebten Jugend gelangte er plötzlich zu Reichtum und beschloß, in seiner Vorliebe für Homer, sein Leben der Lösung einer Frage zu weihen, welche andere mit größeren Mitteln nicht gewagt hatten zu ergründen. Dem Resultat seiner archäologischen Arbeiten, die er mit der größten Geduld und Energie leitete, ist ein reiches Maß von Anerkennung zum Lohn geworden.

Aber ein noch segensvolleres Ergebnis durch das Verfolgen einer Lieblingsidee in den Mußestunden erzielte Charles Wheatstone, als er den elektrischen Telegraphen erfand. Er war ursprünglich ein Instrumentenmacher; um sich in seiner Kunst zu

vervollkommnen, erforschte er theoretisch und praktisch die Wissenschaft vom Schall. Dies führte ihn zu anderen Zweigen der Naturlehre und wandte er seine Mußestunden dazu an, Spielzeug anzufertigen, welches die Lehre von der Elektrizität erläuterte. Mr. S. C. Hall sagt in seinem „Rückblick auf ein langes Leben“: „Eines Abends traf ich in dem Hause des Malers John Martin einen jungen Mann, der die Gesellschaft sehr amüsierte, indem er eine Puppe auf dem großen Klavier tanzen ließ; es erregte ein lautes Gelächter, als er sagte: ‚Sie werden sich sehr wundern zu hören, daß dies durch die Kraft des Blitzes geschieht!‘ Es war Mr. Charles Wheatstone, später Sir Charles Wheatstone, F. R. S. (d. h. Mitglied der königlichen Akademie zu London). In jener Puppe lag vielleicht die erste Idee zum elektrischen Telegraphen verborgen, der Keim zu einer Erfindung, welche den Erdball mit einem elektrischen Gürtel umschlossen hat von tausendfach wunderbarerem Charakter als jener, den Puck in vierzig Minuten um die Erde zu legen versprach“.

Betrachtet das Steckenpferd des Nièpce, der nur leider nicht lange genug lebte, um sich ihm bis zur Vollendung widmen zu können. Er war Leutnant im 1. französischen Dragonerregiment, als er anfing, in seinen Mußestunden Chemie zu

studieren, wodurch er schließlich zur Entdeckung der Photographie geführt wurde. Dies beweist, daß keine noch so ungünstige Stellung den Menschen hindern kann, sich in seinen Mußestunden zu belehren. Selbst Maupertuis legte sich als Kapitän der Dragoner auf das Studium der Mathematik, in der er schließlich zu so großer Berühmtheit gelangte. Picard studierte auch Astronomie, während er als Gärtner beim Herzog von Créqui im Dienst stand.

Während Mr. Haden als Chirurg mit großer Praxis im Westend Londons beschäftigt war, pflegte er als Steckenpferd die Kunst des Ätzens. Er erlangte schließlich solche Fertigkeit, daß sein Zeitvertreib für ihn zum einträglichen Gelderwerb wurde. Er ätzte, direkt nach der Natur, auf die Platte und seine Werke waren von wunderbarer Schönheit. Der französische Kritiker Burty beweist sein richtiges Urteil durch die Art und Weise, in der er sich bemüht hat, den Ruf eines so gründlichen englischen Künstlers wie Mr. Haden zu verbreiten. Daß Werke von solcher Vorzüglichkeit von einem in seiner Praxis viel beschäftigten Chirurgen haben ausgeführt werden können, ist gewiß sehr merkwürdig, aber zu gleicher Zeit auch sehr ermutigend für andere Liebhaber von derartigen Steckenpferden, vorausgesetzt, daß sie wie Haden, wenn auch in geringerem Grade, mit der

Gabe künstlerischen Empfindens und künstlerischer Befähigung ausgestattet sind.

Mr. Lassell, ein bedeutender Bierbrauer aus Liverpool, wandte sich vom Malz zur Astronomie. Er fabrizierte ein vorzügliches Teleskop, welches seine Familie nach seinem Tode der Nation zum Geschenk machte und welches jetzt im königlichen Observatorium zu Greenwich zu sehen ist. Mit diesem Instrument entdeckte er nicht weniger als 600 neue Nebelflecke, außerdem den neunten Stern im Orion, den Satelliten des Neptun, den achten Satelliten des Saturn und zwei weitere Satelliten des Uranus.

Ein anderer bedeutender Astronom, der sich vom Ingenieurwesen zur Betrachtung der Sterne wandte, ist Mr. James Nasmyth, dessen Werk über den Mond von allen bewundert wird, die es gelesen und die wundervollen Illustrationen dazu studiert haben.

Die Erfindung war der Lebenszweck von James Watt und wurde im Alter sein Steckenpferd. „Was ist das Leben ohne ein Steckenpferd!“ sagte er. Er hatte in seinem Wissen reiche Hülfsquellen und fand ebensoviel Vergnügen an ruhigem Nachdenken wie an thätiger Arbeit. Sein Wissensdurst blieb ungestillt, bis zu seinem Ende setzte er seine Experimente über Luft, Licht und Elektri-

zität fort. Dr. Johnson sagte mit siebenzig Jahren: „Es ist eines Menschen eigene Schuld, wenn aus Mangel an Übung sein Geist im Alter schläfrig wird“.

Der berühmte Helmholtz verdankt seine Größe in der Wissenschaft einem Anfall von typhösem Fieber. Seine Krankheit brachte ihn dazu, sich ein Mikroskop anzuschaffen, welches er im stande war zu kaufen, weil, wie er sagt, „ich meine Herbstferien im Hospital zubrachte, vom Typhus daniedergeworfen. Da ich minderjährig war, wurde ich umsonst verpflegt und sah mich nach meiner Genesung im Besitz der Ersparnisse meiner beschränkten Mittel“. Was Helmholtz seitdem durch sein Mikroskop geleistet, hat die Wissenschaft mit goldnem Griffel verzeichnet.

Lindley Murray verdankte einem Zufall seine Berühmtheit. Eine plötzliche Krankheit fesselte ihn ans Zimmer und machte ihm jede körperliche Beschäftigung unmöglich. Er widmete sich ganz der Lektüre und wurde schließlich ein erfolgreicher Schriftsteller. David Allan, der „schottische Hogarth“, wie er genannt wird, verbrannte sich am Fuß, und da er nun nichts weiter thun konnte, unterhielt er sich damit, daß er mit einem Stück Kreide den Fußboden bemalte. Diese Kunst setzte er fort nach seiner Rückkehr in die Schule. Aber

er ging so weit, daß er eine Karikatur seines Schulmeisters zeichnete, wie derselbe einen Schüler züchtigte; da die Zeichnung seinem Lehrer in die Hände geriet, wurde er kurzweg von der Schule verwiesen. Die Karikatur wurde jedoch dem Zolleinnehmer zu Alloa vorgelegt, woselbst Allans Vater Strandmeister war, und sandte derselbe den Knaben nach Glasgow, um sich dort der Kunst zu widmen. Von diesem Zeitpunkt ab war sein Erfolg entschieden.

Die Liebe zur Wissenschaft, und sei es selbst zu anscheinend nutzloser Wissenschaft, ist eine der besten Waffen gegen die Gemeinheit und Selbstsucht der Welt. Das Evangelium nennt Müßiggang aller Laster Anfang: „Und überdies lernen sie, müßig zu sein, und wandern von Haus zu Haus, und sind nicht nur Müßiggänger, sondern auch Schwätzer und aufdringliche Menschen, die da reden, was sie nicht sollten“. Es ist besser, eine nutzlose Lieblingsbeschäftigung zu haben, als ein Schwätzer und aufdringlicher Mensch zu sein. „Heil dem Menschen“, sagt Lord Brougham, „der ein Steckenpferd hat“, — und er selbst hatte deren viele. „Jedermann hat sein Steckenpferd“, sagte William Hutton, „und es ist keine Schande, mit Klugheit darauf umher zu reiten. Klug ist aber nur der zu nennen, der sich ein billiges Ver-

gnügen verschaffen kann, das ihn in seinem Geschäft und Beruf nicht hindert."

Manche Menschen haben eine Schwärmerei für Bücher, die sie vielleicht gar nicht einmal lesen: sie sehen nach deren Seltenheit, deren Einband oder deren Alter. Andere schwärmen für Gemälde, für seltene, manchmal wertlose, alte Kunst; noch andere für Autographen; ‚Geburtstagsbücher' sind förmlich zur Leidenschaft geworden oder alte Briefe berühmter Menschen, die für lächerlich hohe Summen verkauft werden. Es giebt auch viele Musikenthusiasten. Das Steckenpferd mancher Menschen ist in der That deren bester Freund, es sei denn, daß ein Mensch sich darin gefällt, trostlosen Kummer zu seinem Steckenpferd zu machen. Im allgemeinen erhält ein Steckenpferd bei Laune und Gesundheit und ist ein unwandelbar treuer Kamerad im Alter.

Es giebt auch Menschen, die sich lächerlich machen durch ihr Steckenpferd. So belustigte sich Karl V., in seiner selbstauferlegten Zurückgezogenheit, dadurch, daß er beständig eine Menge Uhren aufzog, wobei er zu seiner Überraschung fand, daß nicht zwei von ihnen ganz gleich zusammen gingen. Dies läßt sich auf die Menschen anwenden, die nie ganz und gar übereinstimmen können, weshalb man Zugeständnisse machen muß in betreff der

Verschiedenheit ihrer Ansichten, Meinungen und Entschlüsse.

Der verstorbene Sam Rogers pflegte von einem nervösen Edelmann zu erzählen, dessen Steckenpferd die Erfindung von Rettungsmaschinen bei Feuersgefahr war. Seine Erfindung war eine Art Sack, worin sich ein Mensch selbst aus dem Fenster zur Erde lassen konnte. Als er plötzlich eines Nachts erwachte, wie er glaubte, von dem Geräusch der Räder einer Feuerspritze, dem ein heftiges Klopfen an die Thür folgte, ließ er sich in großer Hast in seinem Sack zur Erde und erreichte die Straße grade zur rechten Zeit, um seiner Gemahlin, die aus der Oper kam, beim Aussteigen aus dem Wagen behülflich zu sein!

Bevor wir das Kapitel über Gesundheit und Erholung schließen, mag es nicht unwichtig sein hinzuzufügen, daß alle geistig Arbeitenden ein übereinstimmendes Zeugnis ablegen zu gunsten des Maßhaltens und der Beschränkung in allen Dingen — im Studium, der körperlichen Bewegung, im Essen und Trinken und selbst in der Erholung. „Die Natur“, sagt Lord Bacon, „wird am besten beherrscht, indem man ihr gehorcht“; und Mäßigkeit ist ein Gesetz der Natur — die goldene Mitte des Horaz, welche, wie Hume sagt, das beste Ding auf Erden ist: sie macht

das Leben genußreich und dient zu seiner Verlängerung.

Es war ein Grundsatz des Altertums, daß Mäßigkeit die Nährmutter des Genius sei. Der Magen ist, wie schon gesagt, der Vater der Familie genannt worden und wird oft auf verhängnisvolle Weise gefährdet durch seine zu große Duldsamkeit. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß viel mehr Menschen durch Überfütterung zu Grunde gehen, als durch Mangel an Nahrung. Es steht fest, daß geistig Arbeitende eher zu viel als zu wenig essen und daß ein Überladen des Magens zur Entartung des Gehirns führt*).

---

*) Sydney Smith sagte scherzend in einem Briefe an Lord Murray: „Wenn Sie irgend etwas wie Glück in dem 5. Akte Ihres Lebens wünschen, essen und trinken Sie nur halb so viel, als Sie essen und trinken können. Habe ich Ihnen schon je von meiner Berechnung über das Essen und Trinken erzählt? Ich versicherte mich des Gewichtes von dem, was zum Leben notwendig ist, um Kraft und Gesundheit zu erhalten, und von dem, was ich in Wirklichkeit verbrauchte. Ich fand, daß ich in der Zeit von meinem 10. bis zu meinem 70. Lebensjahre vierzig Wagenladungen an Speise und Trank mehr verbraucht hatte, als notwendig gewesen wären, um mir Leben und Gesundheit zu erhalten. Den Wert dieser Menge Nahrung schätze ich auf 7000 Pfd. Sterling. Ich berechnete, daß ich durch meine Gefräßigkeit fast 100 Menschen habe vor Hunger umkommen lassen! Dies ist eine erschreckende,

Scarron sagt: „Noch nie hat ein Mensch, der seinen Hals und seinen Bauch liebt, etwas Großes geschaffen".

Mäßigkeit war eine der ersten Tugenden Platos. Sokrates aß wenig und trank aus eignem Willen niemals viel. Cicero und Plutarch haben beide Zeugnis abgelegt zu gunsten eines mäßigen Lebens und einer vegetabilischen Diät. Julius Cäsar war ursprünglich von zarter und gebrechlicher Konstitution; mäßige Lebensweise und reichliche körperliche Bewegung härteten jedoch seine Gesundheit ab und befähigten ihn, die größten Beschwerden und Anstrengungen zu ertragen.

„Gieb acht auf deinen Körper", sagte Descartes, „wenn du angemessen mit deinem Geiste arbeiten willst." Die Lebensfähigkeit beider muß erhalten bleiben, um dadurch ihre gesunde Arbeitskraft zu verlängern. Obgleich Newton und Kant von gleich schwachem Körperbau waren, erreichten sie dennoch durch Maßhalten ein hohes Alter. Fontenelle behauptete fünfzig Jahre lang den ersten Platz in Kunst und Wissenschaft und

---

aber unumstößlich wahre Berechnung, und ich glaube, lieber Murray, Ihren Wagenladungen müßte man zur Fortbringung noch ein Pferd mehr vorspannen!" — „Memoiren und Briefe von Sydney Smith."

wurde hundert Jahre alt. Das Geheimnis seiner Langlebigkeit, trotz seiner ursprünglich schwachen Konstitution, lag in seiner außerordentlichen Mäßigkeit und seinem sorgsamen Haushalten mit seiner Lebenskraft. In seiner Sterbestunde sagte er: „Ich leide nicht, meine Freunde; ich fühle nur eine gewisse Schwierigkeit, weiter zu leben“. Bei ihm glich der Tod einem Einschlafen nach einer langen Reise; es war, als ob ein Pendel aufhöre, seine Schwingungen zu machen. Fontenelle hatte den Grundsatz, mäßig zu essen oder gar nicht, bis die Natur nach Nahrung verlangte, sich des Studiums zu enthalten, sobald dasselbe ihn ermüdete, keinen Tag ohne irgend welche Arbeit zu verbringen, doch niemals bis zum Übermaß zu arbeiten und schließlich immer heiter zu sein, denn „was wäre die Philosophie wert ohne Heiterkeit!“ sagte er.

Voltaire erklärte immer, daß er durch Diät sich am Leben erhalte. Er war eigentlich von sehr schwacher Gesundheit; er war gallenleidend und hatte eine schlechte Verdauung; in seiner Jugend litt er am Skorbut; es fehlte nicht viel, so wäre er an den Pocken gestorben, und er wurde in späteren Jahren abwechselnd heimgesucht von Rheumatismus, Rotlauf, Kolik und Augenentzündung. Trotzdem gelang es ihm, durch mäßige Lebensweise und

sorgfältige Diät fast alle seine Zeitgenossen zu überleben *).

Michel Angelo erhielt sich seine Arbeitskraft durch große Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in seiner Lebensweise. Ein wenig Brot und Wein war alles, was er während des größten Teils des Tages gebrauchte, während er bei der Arbeit war; sorgfältig jedoch vermied er, bis zur Ermüdung zu arbeiten. Buffon zeichnete sich aus durch seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, aber er war bis auf die Minute regelmäßig in seinen Mahlzeiten. Sein Frühstück bestand aus einem Stück Brot und ein wenig Wein und Wasser. Zu Mittag aß er wenig, doch mit Vorliebe Fische, auf welche ein reiches Dessert von Früchten folgte. Gegen das Ende seines Lebens hielt er eine noch strengere Diät. Sein Mittagsbrot, welches er gleich nach 12 Uhr mittags einnahm, bestand aus einer Suppe und zwei frisch gekochten Eiern. Er trank wenig Wein und weder Kaffee noch Spirituosen. Nach dem Mittagsessen gönnte er sich einige Minuten

*) Er sagte einmal zu seiner Nichte, Madame de Fontaine, die eine ausgezeichnete Malerin war: „Wenn Sie einen alten eingemummten Kranken malen wollen, der, die Feder in der einen Hand und Rhabarber in der andern, zwischen einem Arzt und einem Sekretär sitzt, Bücher und eine Klystierspritze neben sich, da bitte ich Sie, mich als Vorbild zu nehmen“.

Ruhe, dann machte er einen Spaziergang in dem Park oder auf der Terrasse des Schlosses. Um 5 Uhr setzte er sich an den Schreibtisch, an dem er bis 9 Uhr arbeitete, worauf er sich an der lebhaften Unterhaltung im Familienkreise beteiligte.

Kant war ursprünglich auch schwacher Gesundheit, wie wir schon erwähnten, durch Mäßigkeit und Enthaltsamkeit erreichte er jedoch ein hohes Alter. Einer seiner Biographen sagt, daß seine Lebensweise eben so regelmäßig und pünktlich wie eine Kirchenuhr gewesen ist. Seine peinliche Vorsicht, seine studierte Genauigkeit beim Essen, Trinken, Anziehen, Aufstehen und Zubettgehen wurde von vielen für lächerlich gehalten; er brachte jedoch sein Leben fast auf hundert Jahre und hinterließ Werke voll Kraft und Bedeutung, welche der Stolz seiner Nation sind.

Dr. Adam Ferguson, der Historiker über Rom, hatte einen Schlaganfall —, das Resultat seiner übermäßigen geistigen Arbeit —, der, wie Lord Cockburn sagt, „ihn in seinem 50. Jahre hätte töten können“; aber strenge Regelung seiner Lebensweise machte es ihm möglich, ohne Gebrechen an Körper oder Geist noch fast fünfzig Jahre länger zu leben. Er gab den Genuß von Wein und Fleischnahrung auf und lebte vollständig

von Milch und Vegetabilien*). In seinem 72. Jahre machte er eine Reise nach Rom, — damals eine viel beschwerlichere Fahrt als heutigen Tages, — um frisches Material zu einer neuen Auflage seiner „Geschichte“ zu sammeln, und kehrte nach einem Jahre, jünger aussehend denn je, nach Hause zurück. Als man Auber, den Veteran unter den Musikern, in seinem 89. Jahre wegen seiner merkwürdigen Lebensfrische beglückwünschte, sagte er: „Man hat mir nie so oft von meinem jugendlichen Aussehen gesprochen als jetzt, wo ich alt geworden bin“.

Baron Maseres, der neunzig Jahre alt wurde, war sehr enthaltsam in seiner Diät; er fastete außerdem einen Tag in jeder Woche, wo er kein Mittagsbrot aß und nur eine Portion trockner Toasts zu seinem Thee. Als ein berühmter Arzt einen alten Mann, der sich durch seine Gesundheit auszeichnete, nach seiner Lebensweise fragte, antwortete dieser: „Ich esse nur einmal am Tage“. — „Bewahrt Euer Geheimnis“, antwortete der Arzt,

---

*) Lord Cockburn sagt in den „Denkwürdigkeiten seiner Zeit“: „Ich hörte nie, daß er außer dem Hause zu Mittag speiste, mit Ausnahme bei einem Verwandten, Dr. Joseph Black. Sein Sohn Adam (der Freund Scotts) pflegte zu sagen, es sei köstlich, die beiden Philosophen über ein Gericht weißer Rüben schwärmen zu hören!“

„denn wenn es bekannt und befolgt würde, wären wir Ärzte ruiniert.“

Mäßigkeit war die Lebensregel des William Hutton von Birmingham, obgleich er gelegentlich ein Glas Bier trank. Er gab dies jedoch in seinem 81. Jahre auf, um Anfällen von Nierengries vorzubeugen. Er beschränkte sich auf Milchtrinken und hatte keine Anfälle wieder.

John Wesley war einer der enthaltsamsten Menschen, obgleich er einer der größten Arbeiter war. Er trank gewohnheitsmäßig weder Wein, Bier noch sonstige Spirituosen und berührte jahrelang keine Fleischnahrung, obgleich er 4000 bis 5000 Meilen jährlich reiste. Er selbst schrieb seine Gesundheit und sein langes arbeitsames Leben regelmäßigen Gewohnheiten, der Mäßigkeit, körperlicher Bewegung und Heiterkeit zu. „Ich empfinde und nehme Anteil“, pflegte er zu sagen, „aber durch Gottes Gnade ärgere ich mich über nichts.“

Wir haben schon des Generals Perronet Thompson an anderer Stelle Erwähnung gethan, der Wein, Bier, Spirituosen und Fleischnahrung aufgab, um eine vererbte Gicht los zu werden, und vollkommenen Erfolg erzielte. Sir Charles Napier, der Held von Meanee, enthielt sich gewohnheitsmäßig des Wein- und Spirituosengenusses und beschränkte sich zeitweise ganz auf

vegetabilische Nahrung. Dieser zur Gewohnheit gewordenen Mäßigkeit schrieb er selbst seine Energie und Arbeitskraft zu. Auch Professor Francis Newman soll in vollständiger Enthaltsamkeit von Fleischspeisen das einzige Heilmittel für eine eingewurzelte Verdauungsschwäche, die ihn lange Zeit gequält hatte, gefunden haben.

Der berühmte Arzt Dr. Cheyne schrieb ein Werk über den Spleen und die Blähungen, welche er „die Krankheit der Engländer“ nannte. Er wurde durch seine eigene Korpulenz zu dem Studium über diesen Gegenstand geführt. Er wog nicht weniger als 350 Pfund und war überdies „kurzatmig, schläfrig und verdrossen“. Nachdem er verschiedene Behandlungen ohne Erfolg versucht hatte, beschränkte er sich endlich auf Milch, Brot, Hülsenfrüchte verschiedener Art, Gemüse und Obst, und erlangte schließlich seine Gesundheit, Thatkraft und Heiterkeit wieder. Der Philanthrop Howard war ebenso enthaltsam, aß kein Fleisch und trank keinen Wein. Als er gefragt wurde, wie er es möglich gemacht habe, seine Gesundheit zu erhalten und der Ansteckung durch das Kerkerfieber und aller ihn umgebenden Krankheiten zu entgehen, antwortete er: „Nächst der Gnade und Güte meines Schöpfers sind Mäßigkeit und Reinlichkeit meine Schutzengel gewesen“.

Wir müssen zu gleicher Zeit zugeben, daß die gesunde Konstitution Reizmittel erträgt und die schwache sie öfters verlangt. Durch die Macht der Gewohnheit werden schädliche Dinge oft unschädlich und selbst notwendig. Als einmal der Herzog von Wellington die Redensart hörte: „Gewohnheit ist die zweite Natur", rief er aus: „Zweite Natur? Bewahre, Gewohnheit ist zehnfache Natur". Der Grundsatz: „Dem Gesunden ist alles gesund", ist vielleicht der beste, den man befolgen kann; gesunde Menschen können Fleischspeisen essen und mit Mäßigkeit Wein und Bier trinken und dabei ein eben so hohes Alter erreichen wie irgend ein strenger Mäßigkeitsvereinler oder Vegetarianer.

Als Cyrus Redding im Alter von 85 Jahren gefragt wurde, wodurch er sich solcher vollkommenen Gesundheit erfreue, antwortete er: „Ich habe immer guten Wein getrunken, auch reichlich davon". Durch Kreuz- und Querfragen stellte es sich dann heraus, daß das Wort „reichlich" so viel heißen sollte als „mäßig", in Verbindung mit regelmäßiger und kräftiger Bewegung. Sydney Smith traf mit seinem scharfen Verstand wie gewöhnlich den Nagel auf den Kopf, als er sagte: „Die allgemeinen Gesundheitsregeln sind die besten; körperliche Bewegung ohne Ermüdung, gutes Leben

ohne Ausschweifung, frühes Aufstehen und nicht zu lang dauerndes Schlafen. Dies sind die Denksprüche alter Frauen; aber wenn sie nicht befolgt werden, wird das Glück so außerordentlich schwer zu erlangen sein, daß nur wenig Menschen es besitzen werden".

Diesen Beispielen eines gesunden Alters von geistig Arbeitenden können wir noch das des berühmten Schützen und Weidmanns Kapitän Horatio Roß hinzufügen, der in Sportskreisen Aufsehen erregte durch die Konservierung seiner merkwürdig guten Gesundheit. „Ich schreibe dies", sagte er, „großenteils der mäßigen Lebensweise zu, die ich immer geführt habe. Ich habe immer gut gelebt und habe viele Jahre hindurch nichts als leichten Claret getrunken, eine Flasche täglich, aber ich habe es niemals unterlassen, wo ich auch war, in der Stadt oder auf dem Lande, bei gutem oder bei schlechtem Wetter, regelmäßig jeden Tag meines Lebens acht Meilen, häufiger noch zwölf Meilen zu marschieren, mit Ausnahme der Tage, wo ich Gelegenheit hatte, auf die Jagd zu gehen. Ich habe auch viele Jahre hindurch mit großer Pünktlichkeit jeden Morgen ein Bad von kaltem Wasser vermittelst eines Schwammes genommen." Und jetzt mit 68 Jahren — dem Alter, wo die meisten Menschen sich der „zweiten Kindheit"

zuneigen — kann er ohne Ermüdung täglich seine fünfzig (engl.) Meilen, drei und eine halbe Meile in der Stunde, marschieren.

Selbst in Bezug auf das frühe Aufstehen, auf welches Franklin, Wesley, Sydney Smith und andere solches Gewicht legen, giebt es sehr von einander abweichende Ansichten. Manche alte Menschen finden es angreifend anstatt erfrischend und meinen, daß es ihnen zu viel Kräfte schon zu Beginn des Tages fortnimmt. Wir haben gesehen, daß Dr. Fowler aus Salisbury, der 92 Jahre alt wurde, behauptete, es sei zum langen Leben wesentlich notwendig, daß man „so lange morgens im Bette bleibe, bis man ausgeschlafen habe“. Viele behaupten, daß das Alter die Zeit der Ruhe sei, in der man die Arbeit vermeiden müsse. Für einen Menschen jedoch, dessen Leben in thätigem Schaffen bestanden hat, ist Müßiggang nachteilig. Der zum Reichtum gelangte Seifensieder, der „zum Lichteziehen“ zurückkehrte, könnte für viele Verhältnisse des Lebens als Beispiel dienen. Wie oft sehen wir, daß Menschen, die sich nach einem thätigen Leben zur Ruhe setzen, plötzlich verfallen und bald ins Grab sinken.

Die geistige Arbeit, maßvoll getrieben, ist nicht nachteilig für die Lebensdauer; daß sie im Gegenteil günstig ist für ein langes Leben, beweist

das hohe Alter, welches viele unserer bedeutendsten Staatsmänner, Gesetzgeber, Naturforscher und Philosophen erreicht haben. „Scharfsinnige, spitzfindige und eifrige Forschung verkürzt das Leben“, sagt Bacon, „denn sie ermüdet und verzehrt den Geist; aber Bewunderung und lichtvolle Betrachtung sind von wunderbarer Macht zur Verlängerung des Lebens, denn sie erfüllen den Geist mit solchen Dingen, die ihn erfreuen und ihn vor Unruhe und Aufgeregtheit und verkehrtem Wesen bewahren*).“

Naturforscher erfreuen sich zum größten Teil eines langen Lebens. Die Erforschung der Wahrheit macht Vergnügen und befördert die Heiterkeit des Gemüts. „Wenn man verständig und einsichtsvoll geworden ist“, sagt Bossuet, „so meine ich, daß man dies nur der Kenntnis der Wahrheit und der Liebe zu derselben verdankt und daß man nur dadurch glücklich werden kann.“ Das Forschen nach Wahrheit, so schwierig und mühevoll es auch sein mag, ist immer reich an Freude; überdies bezweckt es, die Menschen über den niedrigen Hang zu sinnlichen Vergnügungen zu erheben.

Hufeland sagt in seiner „Kunst, das Leben zu verlängern“: „Tief denkende Philosophen haben

---

*) Bacon, „Geschichte des Lebens und Todes“.

sich zu allen Zeiten durch ihr hohes Alter ausgezeichnet, besonders wenn ihre Philosophie sich mit dem Studium der Natur beschäftigte und ihnen die göttliche Freude gewährte, neue und wichtige Wahrheiten zu entdecken, diese reinste aller Freuden, diese heilsame Erhebung unseres innern Menschen, eine Art von Wiederherstellung der Lebenskraft, weshalb sie zu den hauptsächlichsten Mitteln zur Verlängerung des Lebens von denkenden Wesen gerechnet werden kann". So finden wir unter den Philosophen, die siebzig bis achtzig Jahre alt geworden sind, die Namen von Roger Bacon, Galilei, Leibniz, Euler, Dalton, Linné, Priestley*), Cavendish, Haller, Réaumur, Van Swieten, Jenner, Fallopius, Galen und Spallanzani; unter denen, die achtzig bis neunzig Jahre alt geworden, waren Newton, Franklin, Buffon, Halley, Herschel, Young, Watt, Simson, Harvey, Duhamel, Astruc, Pinel, Morgagni und Sir David Brewster; und unter denen, welche älter geworden sind als neunzig Jahre, waren Wren, Leeuwenhoek, Humboldt,

---

*) Priestley trat mit schwachem Körper ins Leben und schied aus demselben gesund und froh mit 71 Jahren. Mit 54 Jahren sagte er: „Ich bin weit entfernt durch meine Hingabe an das Studium zu leiden, im Gegenteil habe ich gefunden, daß meine Gesundheit sich stetig verbessert hat von meinem 18. Jahre an bis zum heutigen Tage".

Heberden, Reysch und Fontenelle. Theodor de Beza lebte bis zu seinem 86. Jahre und seine Gesundheit war so vollkommen, daß er erklärte, er könne sich nicht erinnern, jemals Kopfweh gehabt zu haben. Arnauld wurde 83 Jahre alt und las und schrieb bis zuletzt ohne Brille. Als Dr. Mollison die Namen der berühmtesten von den alt gewordenen Männern anführte, sagte er: „Ich habe danach gesucht, ob ich meiner Liste von achtzigjährigen auch Personen mit lasterhaftem Charakter hinzufügen müßte, aber es ist mir nicht geglückt, eine solche zu finden“. So können sich langes Leben und mäßige Lebensweise sehr gut als gegenseitige Ergänzung dienen.

Dichter und Schriftsteller haben verhältnismäßig kein so hohes Alter erreicht als die Philosophen, dennoch haben manche das 70. Lebensjahr überschritten. Montfaucon wurde 87 Jahre alt und verbrachte fast bis zum Ende seines Lebens täglich acht Stunden am Studiertische. Goethe studierte und schrieb fast bis zum 84. Jahre; Corneille wurde 78 Jahre alt und Wieland achtzig. Der arbeitsame John Britton fuhr fort, bis zu seinem 86. Jahre Topographie und Altertümer zu studieren; und Isaac d'Israeli lebte und arbeitete unter seinen Büchern bis zu seinem 82. Lebensjahre — bis zuletzt heiter und hoffnungsvoll.

Ein froher Geist ist gewöhnlich ein starker Geist und Heiterkeit ist nicht nur ein Zeichen von Gesundheit, sondern einer ihrer mächtigsten Erhalter.

Fast ein halbes Jahrhundert hindurch widmete Jeremy Bentham acht und manchmal zehn oder zwölf Stunden täglich dem Studium und seine Gesundheit und Heiterkeit waren sprüchwörtlich geworden. Hazlitt sagte von ihm, daß seine Erscheinung ein sonderbares Gemisch von kindlicher Einfalt und Ehrwürdigkeit des Alters gewesen sei. Er war schon über achtzig Jahre alt, als er an Chamberlain Clark schrieb: „Wir leben beide noch, ich bin über die achtzig hinaus, Sie sind kurz vor Beginn der neunzig! Wie wenig konnten wir dies erwarten, als wir zusammen zu O. S. S. House zwei Stimmen von den dreien eines Trios auf der Violine kratzten und uns belustigten beim Spiel: „Die Kirche" und „Junge Affen"! Ich lebe umgeben von jungen Leuten und bin lustiger als die meisten von ihnen. Ich habe nur wenig von der sehr geringen Kraft meiner Jugend verloren, aber ich kann doch nicht hoffen, Ihr Alter zu erreichen"*).

*) Dr. Bowring, „Benthams Memoiren". Bentham wurde 84 Jahre alt.

Leigh Hunt war auch ein alter Junggeselle, der seine Heiterkeit bis zum Schluß seines außerordentlich langen Lebens bewahrte. Er pflegte zu bemerken, daß die jungen Leute aus der Stadt heutzutage die Genüsse des Lebens so früh erschöpfen, daß für sie in den Jahren der Mannheit und des Alters nichts übrig bleibe als Langeweile und Überdruß und daß es bald nichts weiter als alte, übriggebliebene Junggesellen geben werde. Es giebt aber auch alte Jungfern seines Schlages. Hört nur das folgende „köstliche memorandum", wie Leigh Hunt es nennt, aus Mrs. Inchbalds Tagebuch: „Eines Tages speiste ich bei Mrs. Whitfield zu Mittag, trank bei ihr und blieb zum Abendbrot dort. Als es dunkel wurde, gingen wir aus, sie und ich und ihr Sohn William, und da klopfte ich an alle Thüren in New Street und lief dann fort". Dies geschah im Jahre 1788, als Miß Inchbald 35 Jahre alt war. Was würden die Zeugen gedacht haben, hätte man ihnen erzählt, daß das Klopfen und Fortlaufen von einer der achtungswertesten Damen des Tages — von der Verfasserin der Erzählung: „Eine einfache Geschichte" — ausgeführt worden! „Aber solche Leute", sagt Leigh Hunt, „werden nie alt."

Sehr zahlreich sind die Beispiele alter Staatsmänner. Menschen von heftiger und ungestümer

Natur können wohl durch das Fieber und die Leidenschaftlichkeit des politischen Lebens aufgerieben werden, aber solche mit ruhigem und geduldigem Temperament werden kräftiger durch das Reizmittel der Debatte. Das Interesse, welches sie an dem Leben anderer nehmen, scheint ihr eigenes zu erhalten. Von Wellington, dessen späteres Leben der Politik gewidmet war, sagte man, daß er die Natur eben so sehr ausgekostet habe wie den Ruhm. Seine Zeitgenossen Talleyrand, Metternich und Nesselrode erreichten alle ein hohes Alter. Von alten Staatsmännern der letzten Zeit können wir Lansdowne, Brougham, Lyndhurst, Palmerston und Gladstone nennen.

Rechtsgelehrte, besonders Richter, haben teilweise ein erstaunlich hohes Alter erreicht. Coke wurde 84 Jahre alt, Mansfield 88, Eldon 89 und Stowell 91 Jahre. Lefroy mußte wegen seines hohen Alters sein Amt als irländischer Richter niederlegen, obgleich sein Geist in ungeschwächter Kraft war; er wurde 93 Jahre alt. Vielleicht ist die Gesundheit der Rechtsgelehrten teilweise die Folge der langen und vollständigen Ruhe der Gerichtsferien, in denen sie auf die Hühnerjagd gehen und sich den übrigen Freuden des Landlebens hingeben. Viele von ihnen sind mäßig gewesen, andere nicht. Brougham, Lyndhurst

und Eldon lebten nach ihrer Neigung. Eldon pflegte seine zwei Flaschen Portwein in einer Sitzung mit 87 Jahren zu trinken.

Henry Taylor behauptete, daß „ein Staatsmann, wenn er lange leben wolle — was seine Pflicht sei, da es ihm allein dadurch möglich werde, dem Staate wirklich gute Dienste zu erweisen —, eine peinliche, unermüdliche Aufmerksamkeit für seine Diät haben müsse, da ein Patient in der Fieberstation eines Hospitals kaum größerer Vorsicht und Sorgfalt in diesem Punkte bedürfe als er“. Diese Behauptung*) ist ohne Zweifel im allgemeinen begründet, doch werden Körperkraft und Gewohnheit manchen Menschen gestatten, ungestraft das zu thun, was bei anderen, von schwächerer Konstitution, Beschwerden und Störungen der Gesundheit hervorrufen würde.

*) Henry Taylor, „Der Staatsmann“.

Achtes Kapitel.

Stadt- und Landleben.

„Gott war fühlbar gegenwärtig auf dem Lande, darum ging der Teufel mit der Welt in die Stadt."
Hardy:
„Fern von der wahnwitzigen Menge".

„Das Leben auf dem Lande, inmitten einer weniger gelehrten Menschenklasse, ist voll nützlicher Lehren, die reiche Leute eifrig bemüht sind ihren Kindern vorzuenthalten." Eine Sussex Idylle.

„Im ganzen zielen große Städte darauf hin, das Heimatsgefühl zu lösen und in besonderen Fällen zu zerstören und einen Haushalt des Vergnügens auf den Trümmern zu erbauen. Solche Städte haben organisierte Verbrecherbanden."
Fortnightly Review, Oktober 1886.

„Doch über der Wahrheit herben Sermon
Verspottet mich London mit lachendem Hohn:
O thörichte Stadt, könnt' ein Lachen ich finden
Auch über dein Elend und all deine Sünden —
Nur Mitleid drückt mir das Herz fast ab!"
Abraham Cowley.

„Wenn mir die Wahl gelassen würde zwischen ewiger Gesellschaft, ohne die Macht zu behalten, mich in mich selbst zurückziehen zu können, oder der Einzelhaft auf Lebenszeit, — ich würde sagen: ‚Gefangenwärter, schließe die Zelle!'"
Sir Walter Scotts Tagebuch.

Große Städte sind nicht notwendig zur Erzeugung großer Männer. Die Richtung des Lebens und Strebens in großen Städten ist im Gegenteil

eher geeignet, unbedeutende Menschen hervorzubringen. Der Wirbel des Geschäftes und Vergnügens, welcher das Leben der Städte bewegt, zerstreut den Geist und hindert dessen Wachstum. Es herrscht dort eine fortwährende Aufeinanderfolge neuer Erregungen, die keinen dauernden Eindruck hervorbringen können, weil der eine den andern verwischt. Während es dem Landknaben gestattet wird, in die Höhe zu wachsen, muß der Stadtknabe in die Höhe schießen. Der letztere ist schneidig und klug in seiner Weise, durch fortwährende Reibung mit seinen Kameraden; ist er jedoch rasch und gewandt in seinem besonderen Geschäft geworden, so bleibt er dabei stehen und kommt nicht weiter. Das Stadtleben ist ein Feind der geistigen Arbeit, denn es bringt zu viel Aufregung und zu wenig Ruhe. Ist die Zeitung gelesen, das Geschäft geschlossen und das Theater aus, so ist auch die Arbeit des Tages gethan. Der junge Londoner hat wenig Freunde, und wenn er deren hat, so sind sie ihm gleich. Der verstorbene Dr. Guthrie pflegte während seines Aufenthaltes in London eben so viel Verkehr mit in der Stadt wie auf dem Lande erzogenen jungen Männern. Er sagt in seiner Autobiographie: „Dort bemerkte ich zum ersten Male die eng gezogenen Grenzen und Mängel der gewöhnlichen

Erziehung durch englische Schulen. Ich bezweifle nicht, daß die jungen Leute aus der Stadt gründlich ihren eignen besondern Geschäftszweig beherrschten, doch abgesehen von dem kleinen Loch, welches sie ausfüllten — wie eine gewisse Art von Schellfischen in den Seefelsen —, waren sie erstaunlich unwissend in allem, was jenseits ihres Bereiches lag". Carlyle äußerte sich in seiner etwas verächtlichen Art und Weise über die Londoner: „Alle in London geborenen Menschen scheinen mir ohne Ausnahme geistig beschränkte, in hohem Maße verdrehte Menschen, oder besser gesagt: Bruchteile von Menschen".

Fast alle großen Männer Englands überhaupt wie Londons sind auf dem Lande geboren und erzogen worden. Dies ist leicht erklärlich. In den Städten ist der junge Mann nur einer aus der Menge; seine Nachbarn wissen eben so wenig von ihm, wie er von ihnen; er sieht, was er immer gesehen hat, und wenn nur seinen Vergnügungen und Bedürfnissen genügt wird, empfängt er wenig Anregung zu weiterer Vervollkommnung. Etwas ganz anderes ist es mit dem jungen Manne, der auf dem Lande geboren ist, der so zu sagen frisch der mütterlichen Erde entstammt. Dort ist er mehr Individuum, er ist denen, die um ihn sind, für sein Thun verantwortlich; er ist gewohnt,

vieles selbst zu thun, was den Stadtknaben besorgt wird durch die pünktlich gehende Maschinerie des städtischen Lebens. Er wird nicht zerstreut durch die Verschiedenheit der aufregenden Eindrücke, er hat Zeit zum Wachsen. Er kennt seine Nachbarn, wie sie ihn kennen, er schließt Freundschaftsbündnisse, die oft fürs Leben dauern. Wie viel wichtiger ist es für einen jungen Mann, einen guten Freund zu gewinnen, als ein Dutzend gleichgültiger Bekanntschaften! Er kommt in direktere Berührung mit seinen Kameraden und sein Geist wirkt auf den ihrigen zurück. Die Eindrücke, welche er empfängt, haften fest bei ihm, und wenn der Boden gut ist, werden sie zu fruchtbaren Elementen des Charakters. „Es giebt einen ländlichen Accent“, sagt La Rochefoucauld, „nicht nur in der Sprache, sondern auch im Denken, im Benehmen, im Charakter und in der Lebensweise, der einem Menschen zeitlebens zu eigen bleibt.“

Obgleich die Gegenstände, die sich dem Geist des auf dem Lande aufwachsenden Knaben darbieten, minder zahlreich sind, werden sie doch besser beobachtet, teilweise, weil sie anziehender sind, und teilweise, weil sie nicht mit einer Schnelligkeit an ihm vorübereilen, die sein Gedächtnis verwirrt und sein Interesse tötet. Er kennt die Natur eben so gut wie die Menschen. In einer Landstadt

oder in einem Dorfe oder Weiler kennen sich alle Bewohner unter einander. Die Knaben hören von den guten und schlechten Thaten ihrer Nachbarn, erfahren auch viel Familiengeschichten, worüber sie abends am Herdfeuer sich unterhalten, und bekommen auf diese Weise schon früh Interesse für mündlich überlieferte Biographie. Man kann einwenden, daß solche Biographie nichts weiter als Geschwätz oder sogenannter Klatsch ist, doch zeigt das Klatschen wenigstens Interesse für andere an, und wo Geklatsche ist, da ist auch dessen Gegenstück — Freundschaft. In großen Städten hingegen, wo die Menschen gedrängt beisammen leben, giebt es kein Geklatsche, doch auch nur wenig Freundschaft, weil sie wenig von einander wissen und sich nicht um einander bekümmern. So leben die Menschen in den Städten in einer viel größeren sozialen Entfernung von einander als auf dem Lande.

Obgleich der Landknabe langsamer zur Reife gelangt als der Stadtknabe, ist dieselbe bedeutender, wenn er sie endlich erreicht hat. Er ist mehr auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen und ist gewohnt, vieles sich selbst zu machen, auf diese Weise die wichtige Lehre der Selbsthülfe begreifend. Sobald er in die Stadt kommt, wird seine Fähigkeit des Anstaunens und Bewunderns geweckt; er

fühlt sich in einer neuen Sphäre, faßt neuen Ehrgeiz, den zu befriedigen er sich bemüht, und gelangt durch Willen und Vorsatz oft zu den höchsten Staffeln der Macht- und Ehrenstellungen des städtischen Lebens. So hat der dem Landleben Entsprossene oft bessern Erfolg als der geborene Londoner. Der verstorbene Walter Bagehot sagte: „Eine ungeheure Menge geistigen und politischen Lebens bleibt brach und unfruchtbar liegen, wohl aus dem Grunde, weil die fieberhafte Erregung, welche die Kraft der Eltern erschöpft und in welcher deren Nachkommenschaft ihre Jugend verbringt, in dem echten Stadtkinde nur wenig Energie und schöpferische Kraft noch übrig läßt. Jedenfalls sind nur wenig Männer, die groß waren in der Politik, der Wissenschaft oder Kunst, dem ausgemergelten Boden einer Großstadt entsprungen".

Söhne des Landlebens sind fürwahr das beste landwirtschaftliche Erzeugnis, insofern sie redlich den ihnen zufallenden Anteil an der Geistesarbeit der Welt vollführen. Fontenelle sagt, daß es ein großer Vorteil für die Männer der Wissenschaft ist, wenn sie in Muße eine gute Grundlage inmitten des Friedens der Provinz haben legen können. Goldwin Smith sagt von Pym, der ursprünglich vom Lande stammte, daß derselbe sechs Jahre in Zurückgezogenheit verlebt habe —

eine Art Erziehung, die eben so notwendig ist wie das schaffende Handeln zur Vertiefung des Charakters und zur Kräftigung des leitenden Gedankens, denn Tiefe des Charakters und Kraft des Gedankens sind die Elemente der Größe. „Alles, was Wert hat“, sagt Jean Paul, „wird in der Einsamkeit geschaffen, d. h. ohne die Gesellschaft von Menschen.“ Welch ein Segen wurde es für die Wissenschaft, daß Newton auf dem Lande seine Erziehung erhielt und in seiner Jugend die kleine ländliche Besitzung seiner Mutter verwaltete. Aus dem Werk „Das Leben unserer Ingenieure“ wird man ersehen, daß die Männer, welche unsere Brücken, unsere Schiffswerften, Kanäle, Leuchttürme und Eisenbahnen bauten, alle auf dem Lande erzogen worden sind. Sir Hugh Middleton, der London mit Wasser aus dem New-River versorgte, war in Galchhill geboren, einem abgelegenen Landhause in der Nähe von Denbigh in Nord-Wales. John Perry, der kühne Uferbaumeister in Dagenham, stammte aus Rodborough in Gloucestershire, und John Metcalfe, der Straßenbaumeister, hatte seine Heimat zu Knaresborough in Yorkshire. Edwards, der Brückenbaumeister, war der Sohn eines kleinen Landbesitzers in Süd-Wales, und Brindley, der Kanalbaumeister, war der Sohn eines Arbeiters zu Tunstead, in

der nordöstlichen Ecke von Derbyshire. Smeaton wurde in seines Vaters Landhause zu Austhorpe in der Nähe von Leeds erzogen. Rennie war der Sohn eines Landmanns in Ostlothian, und Telford wurde in einer Hütte zwischen den Moorgründen von Eskdale geboren und erzogen, während George Stephenson, der Sohn eines Maschinenmeisters, das Licht der Welt in einer Hütte zu Wylam am Ufer des Tyne erblickte. Aber das Genie ist weder an Ort noch Abstammung gebunden und entspringt dem Hause des Gutsbesitzers, wie dem Strohdach des Bauern oder der Hütte des Schäfers.

Man kann mit Recht voraussetzen, daß der Knabe vom Lande sich dereinst in der Naturwissenschaft auszeichnet, denn sein Leben wird größtenteils im Freien geführt. Dort sieht und beobachtet er, lernt die Gewohnheiten der Vögel, Bienen, Insekten und Tiere kennen. Jenes wundervolle Buch, die „Naturgeschichte von Selborne", war die Frucht der genauen Beobachtung eines einzigen Menschen inmitten der stillen Einflüsse der Natur. Selborne verbrachte sein ganzes Leben auf dem Lande. Als Professor Henslow als Kind in der Nähe von Rochester lebte, schleppte er ein Schwammgewächs nach Hause, fast so dick wie er selbst war, und beschäftigte sich fortwährend zu

seiner besondern und lehrreichen Unterhaltung mit dem Sammeln von Raupen und Schmetterlingen, dem Zeichnen von Insekten und der Zergliederung von Vögeln und sonstigen Tieren. Menschen wie er werden oft, obgleich sie ihre Werke auf dem Lande vollenden, durch den Ruhm derselben veranlaßt, ihr Leben in der Stadt zu beschließen. Buffon jedoch zog es bis zum letzten Atemzuge vor, inmitten der Natur auf seinem Landsitz zu Montbar zu leben, wo sein Studierzimmer, welches auf einer erhöhten Terrasse am fernsten Ende des Gartens lag, noch heut zu sehen ist.

Die Männer, welche hauptsächlich ihr Zeitalter beeinflußt und den Stempel ihres Geistes ihrer eigenen Generation wie der zukünftigen aufgedrückt haben, sind zum größten Teil in einsamer Abgeschiedenheit erzogen worden, wie z. B. Wycliffe, Luther, Knox, Loyola, Latimer und Wesley*).

*) Lacordaire bemerkt: „Die Einsamkeit führt uns näher zusammen, während die Menge uns von einander trennt. Dies ist der Grund, weshalb es so wenig wirkliche Freundschaft in der Welt giebt, wo hingegen Menschen, die gewohnt sind, in Abgeschiedenheit zu leben, ihre Neigung zu anderen tief Wurzel schlagen lassen. Ich habe niemals mit Leuten aus der Welt zusammen gelebt und es wird mir schwer, denen Vertrauen zu schenken, die auf einem Meer leben, dessen Wogen sich einander drängen und überschlagen, ohne daß eine einzige

Oliver Cromwell wurde bis zu seinem 40. Lebensjahre ganz von seinen landwirtschaftlichen Interessen erfüllt, und Washington, in Virginia geboren und erzogen, hatte sich, nachdem er das Mannesalter erreicht hatte, auf Jahre hinaus verpflichtet, die ungeheuren Gebiete wilden und unbebauten Landes in den Thälern des Alleghany-Gebirges zu überwachen. Daß die Einsamkeit kein Hindernis ist für die Ausbildung, sondern im Gegenteil zur Anregung dazu wird, weil sie den Geist zur innern Beschaulichkeit zwingt, wird durch die bedeutsame Thatsache bewiesen, daß Alexander Murray, der Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Edinburg, ferner der Geistliche John Brown, der Verfasser des Werkes „Selbstauslegung der Bibel", der Astronom James Ferguson und James Hogg, der Verfasser von „Der Königin Erwachen", alle in ihrer Jugend die einsame Beschäftigung des Schafehütens auf den abgelegenen Moorgründen von Schottland getrieben haben.

---

von Bestand ist. Die besten Menschen verlieren durch diese fortwährende Reibung, welche, indem sie die Rauheiten des Geistes abschleift, ihm zu gleicher Zeit die Kraft nimmt, irgend ein tiefes Gefühl der Zuneigung zu empfinden. Ich glaube, daß die Einsamkeit eben so notwendig für die Freundschaft ist, wie für die Unschuld, die Tugend und das Genie".

Sir Benjamin Brodie fand, daß er durch seine einsamen Spaziergänge als Knabe auf den Dünen von Wiltshire sich an das Nachdenken gewöhnte, welches die Nachteile eines Familienausschlusses vollständig wieder aufhob. Man sagt, daß die Wüste der geeignetste Ort ist, um Entdeckungen zu machen. In der einsamen Stille des Landlebens ist der Mensch aufmerksam auf seine Umgebung, ernsteren Sinnes und bereitwilliger zur Verwertung der von ihm entdeckten neuen Wahrheiten. Als Jenner die Entdeckung der Wirkung der Schutzpockenimpfung in seinem Heimatsdorfe in Gloucestershire gemacht hatte und als sein Ruf dadurch ein europäischer geworden war, bat ihn ein Freund, der ihn aufsuchte, nach London zu übersiedeln. Aber er liebte das Landleben zu sehr und lehnte es ab, sein Heimatsdorf zu verlassen. Als dieser Freund ihn ferner bat, ihm den Demantring zu zeigen, den ihm der Kaiser von Rußland gesandt hatte, antwortete Jenner: „Kommen Sie lieber und lassen Sie uns einen Spaziergang durch den Garten machen und dem einschläfernden Summen der Bienen und Käfer lauschen“. Jenners „Anzeichen des Regens“ liefern einen deutlichen Beweis der Treue und Genauigkeit seiner Beobachtungen an Pflanzen, Blumen, Vögeln und Tieren, sofern sie durch einen Wechsel

des Wetters berührt werden — Beobachtungen, die er in der Stadt nie hätte machen können.

Dr. Arnold war auch ein großer Liebhaber des Landlebens — seiner Bäume, seiner Hecken, seiner Wiesen, seiner Seen und seiner Berge. Wenn er einen Wohnungswechsel hatte, so trug er ängstlich Sorge, Schößlinge des großen Weidenbaumes von seines Vaters Besitzung mitzunehmen; er pflanzte sie nach einander zu Laleham, Rugby und Foxhow. Sein ganzes Herz hing an diesen Plätzen, die eine Zeit lang für ihn der Mittelpunkt seiner Welt wurden. Es machte ihm das größte Vergnügen, mit seinen Knaben einen Streifzug über Land zu unternehmen, zu fühlen, wie der frische Wind ihm ins Antlitz blies, wilde Blumen zu pflücken, Vogelnester zu suchen, in überströmender Fröhlichkeit über Erdspalten und Gräben zu springen. Sein größtes Entzücken war jedoch sein Westmoreland-Heim zu Foxhow. „Dieser Ort", sagte er, „lebt von einer Ferienzeit zur andern wie ein Traumbild an Schönheit in meiner Erinnerung!" Er fühlte, daß er beim Reisen ins Ausland nirgends Ruhe finden würde. „Wenn ich länger als einen Tag an dem schönsten Ort der Welt blieb, fühlte ich eine plötzliche Sehnsucht nach Foxhow erwachen." Die Luft der Berge gab ihm auch neue Kraft zur Arbeit, für welche

Arnold stets leidenschaftlich begeistert war. „Wir sind hier schon länger als drei Wochen", schrieb er an einen Freund, „und, wie stets, hat auch diesmal der Ort mir neue Auffrischung gebracht, obwohl ich niemals angestrengter gearbeitet habe: ich habe, außer einer zahlreichen Korrespondenz, sechs Vorlesungen vollendet." Es war sein innigster Wunsch, daß nach seinem Tode seine Gebeine auf dem Kirchhofe von Grasmere ruhen sollten unter den Eibenbäumen, welche Wordsworth gepflanzt, mit dem murmelnden Flüßchen Rotha zur Seite. Aber es wurde anders bestimmt und der sterblichen Hülle des großen Lehrers eine angemessenere Ruhestätte inmitten des Schauplatzes seiner segensvollen Thätigkeit zu Rugby bereitet.

Wordsworth lebte auch in der Nähe von Foxhow, zu Rydale, auf der entgegengesetzten Seite des Grasmere-Sees, während Southey seinen Wohnsitz zu Greta Hall hatte, in der Nähe des nördlichen Ufers von Derwent Water. Southey mochte nicht in London sein; es regte ihn auf, verwirrte und ermüdete ihn. Er kam dort nicht zur Ruhe, sogar im Lesezimmer des Britischen Museums fühlte er seinen Geist verwirrt durch die ungeheure Menge der gebotenen Hülfsquellen und die zahlreichen Ergänzungen zu den Werken. Man könnte selbstverständlich annehmen, daß

Sydney Smith durch seine gesellschaftlichen Eigenschaften und seine reiche Begabung zur Unterhaltung eher ein Mann des Stadt- als des Landlebens gewesen sei. Seine Freunde bedauerten ihn wie einen Verbannten während der Jahre, in denen er als Prediger in einem kleinen Dorfe auf Salisbury Plain und später als Rektor von Foxton-le-Clay in Yorkshire seines Amtes waltete. Aber es war ein Glück für die Lesewelt, daß Sydney Smith unter der Notwendigkeit stand, so viele Jahre seines Lebens in der Einsamkeit des Landlebens zuzubringen; seine großen Geisteskräfte wären sonst vielleicht zersplittert worden durch das städtische Gesellschaftsleben, durch glänzende Tischgespräche, in welchem Falle die Welt niemals bereichert worden wäre durch seine guten, geistig gesunden und bewunderungswürdig durchdachten Schriften.

Zu Foxton-le-Clay war Sydney Smith zu gleicher Zeit Pfarrer, Landwirt, Gärtner, Dorfarzt, Friedensrichter und Mitarbeiter der „Edinburgh Review“. Über seine Abgeschiedenheit vom Verkehr schrieb er an seinen Freund Jeffrey: „Daß ich jetzt viel allein lebe, wird mich hoffentlich von meinen Fehlern befreien, denn ein Mensch kann ohne Zufriedenheit mit sich selbst zwar sehr gut in der Gesellschaft fertig werden, er muß aber große

Anstrengungen machen, sich dieselbe zu verdienen, sobald er allein ist, denn ich bin überzeugt, daß ohne dieselbe die Einsamkeit nicht zu ertragen wäre". Sydney Smith hatte jedoch noch viel mehr zu thun zu Foxton-le-Clay, als bloß Artikel für die ‚Edinburger' zu schreiben. In Bezug auf seine Thätigkeit als Landwirt schreibt einer seiner ihn besuchenden Freunde folgendes: „Um keine Zeit zu verlieren, besorgt er von seiner Hausthür aus die Feldwirtschaft vermittelst eines ungeheuren Sprachrohrs, dessen geeigneter Gefährte ein Teleskop ist, in ledernen Riemen hangend, um dadurch seine Knechte und Feldarbeiter beobachten zu können .... Derselbe Geist ist vorherrschend in seinem Garten und auf seinen Feldern — Scharfsinn und Eigenart in jeder Ecke, jedem Winkel!" — „Was, um Gottes willen, stellt jene skelettartige Maschine mitten auf Ihrem Felde vor?" — „O, das ist mein Universalkratzer — ein so scharfsinniges Rahmengestell, daß jedes Tier, vom Lamm bis zum Ochsen, sich mit der größten Leichtigkeit und Bequemlichkeit daran reiben und kratzen kann." — Während der neunzehn Jahre, die Sydney Smith als Geistlicher in Foxton-le-Clay verlebte, schrieb er achtunddreißig seiner besten Artikel für die „Edinburgh Review". Er schrieb den letzten, über die Ansprüche der

römisch Katholischen, ein Jahr vor seinem Fortgang, zu seiner Präsentation zu einer Domherrnstelle an der Bristol-Kathedrale durch den Lordkanzler Lyndhurst. Er erhielt später durch Lord Grey eine Domherrnstelle an der St. Pauls-Kathedrale in London. Von dieser Zeit ab bildete er das Entzücken vieler Gesellschaftskreise, doch kehrte sein Geist in der Erinnerung oft zurück zu dem glücklichen, geschäftigen, nützlichen Leben, welches er in seiner Yorkshire-Gemeinde geführt hatte.

Der einsamen Jugend, in der Carlyles Eigenart großgezogen wurde, verdanken wir viel von dem charakteristischen Genie seiner Mannesjahre. Er wurde in einem einsamen Landhause in Dumfriesshire geboren; nachdem er den gebräuchlichen Kursus einer Landschule durchgemacht hatte, ging er nach Edinburg zu einer kurzen Studienzeit. Dort legte er den Grund zu einem litterarischen Leben, indem er größtenteils durch seine eigene Fähigkeit, ohne Unterricht, fließend alle gebildeten Sprachen lesen lernte und zwar über alle Gegenstände und Wissenschaften. Vom Privatlehrer ging er über zum Übersetzer und von da zum Original-Schriftsteller. Über sieben Jahre lebte Carlyle nach seiner Verheiratung zu Craigenputtock, einem einsamen Landhause inmitten der Moorgründe von Nithsdale. Hier entdeckte Emerson ihn auf seiner

Besuchsreise nach England, 1833. Als Emerson in Dumfries ankam, fand er, daß Craigenputtock noch fünfzehn Meilen entfernt war. „Da keine Post dort vorbei kam“, erzählt er, „so nahm ich ein Privatfuhrwerk aus dem Gasthause. Ich fand das Haus inmitten einsamer, mit Heidekraut bewachsener Hügel, an denen der einsame Gelehrte sein großes Herz labte .... Ich fand nur wenig Gegenstände und einen einsamen Mann, keine menschliche Seele fünfzehn Meilen im Umkreis, mit der er reden konnte, mit Ausnahme des Pfarrers von Dunscore; so mußten notwendigerweise Bücher seine Unterhaltung werden .... Er wandte bereits seine Aufmerksamkeit auf London mit der richtigen Schätzung eines Gelehrten. „London ist das Herz der Welt“, sagte er, „schon allein wunderbar durch die Menge menschlicher Wesen, die es umschließt*).“ Und London nahm ihn bald darauf in sich auf, nachdem er seinen Geist genährt und gestaltet hatte inmitten „des ewigen Schweigens“ seiner heimatlichen Hügel.

De Lavergne bemerkt in seinem schätzenswerten Werk über „Die Landwirtschaft Englands, Schottlands und Irlands“, daß die englischen Romane des 18. Jahrhunderts überströmen an

---

*) Emerson, „Englische Charakterzüge“, 1. Kap.

Lob des Landlebens. „Während Frankreich", sagt er, „sich mit den Geschichtswerken Voltaires und den Romanen des jüngeren Crébillon beschäftigte, las England den „Vikar von Wakefield", „Tom Jones" und „Clarissa". Goldsmith sagt in seiner Beschreibung des Mr. Primrose: „Der Held dieser Erzählung vereinigt in seiner Person die drei größten Ehrenämter auf Erden: er ist ein Priester, ein Gatte und ein Familienvater". Dieser Ausspruch umfaßt eine besondere Auffassung der Verhältnisse, die dem protestantischen und ackerbautreibenden England eigentümlich war. Der ganze Roman ist nur eine Erläuterung dieser Auffassung; er ist das Gemälde des häuslichen Lebens in der Familie eines armen Landgeistlichen.

In demselben Kapitel bemüht sich de Lavergne zu beweisen, daß die Liebe zum Landleben stets ein ausgesprochener Zug im Charakter des englischen Volkes gewesen ist und daß diese Vorliebe als Erbteil von seinen Vorfahren, den Sachsen und Normannen, stammt. Den Nationen lateinischen Ursprungs drückte der Einfluß des kaiserlichen Rom einen andern Charakter auf. Dort zeigte sich schon früh eine Vorliebe für das Stadtleben. Die römischen Felder wurden den Sklaven überlassen, und alle, die nach Auszeichnung strebten, eilten in die Stadt. Der Name „Bauer", villicus oder

paganus, war ein Ausdruck der Verachtung, während der Name „urbanitas“ oder „Bewohner der Stadt“ unzertrennlich war mit dem Begriff der Höflichkeit und Bildung. Die modernen Völker lateinischen Ursprungs — in Frankreich, Italien und Spanien — blicken noch auf das Landleben wie auf eine Art von Exil und wünschen in der Stadt zu leben, sei es des Vergnügens, der Geselligkeit, des Gelderwerbs oder auch der geistigen Genüsse wegen. Der Engländer ist weniger gesellig als die Völker lateinischen Ursprungs, er hat noch etwas von seinem ursprünglichen Temperament bewahrt. Er liebt es, fern vom Verkehr, an stillen Plätzen auf dem Lande zu leben, in einsam gelegenen Landhäusern, wo er sich der Gesellschaft seiner Frau und seiner Kinder erfreut; gleich dem alten Sachsen hat er eine Abneigung gegen das Einschließen durch Stadtmauern, denn die frische Luft ist sein Lebenselement.

Während Goldsmith seiner Liebe zum Landleben in seinen Werken „Der Vikar von Wakefield“, „Der Reisende“ und „Das verlassene Dorf“ Ausdruck verlieh, haben noch viele unserer anderen Schriftsteller und Dichter dieselbe Richtung verfolgt. Die Romane Fieldings und Smolletts sowohl wie die von George Eliot und Mrs. Gaskell atmen frische erquickende Landluft. Walter Scott

war durch und durch ein dem Landleben Gehöriger, in Gewohnheiten, Sprache, Geist und Charakter. Das erste Bewußtsein des Daseins kam ihm in seines Vaters Landhause zu Sandyknowe; er verlebte dort einen großen Teil seiner Knabenzeit, jene Liebe zum Lande und Landleben einsaugend, die ihn nie wieder verließ. Es war zu Kelso am Tweed, wo er sagte: „Ich kann genau mich des Erwachens jenes köstlichen Gefühls für die Schönheiten der Natur erinnern, das mich seitdem nie verlassen hat". Seine Liebe zum Lande, dessen Hügeln, Thälern und Moorgründen, wurde zur Leidenschaft. „Wenn ich nicht wenigstens einmal alle Jahre die Heide sehen kann", sagte er, „ist es mir, als müßte ich sterben." Von seinem Landhause zu Abbotsford sagte er: „Mein Herz hängt an dem Platze, den ich geschaffen habe; es ist kaum ein Baum dort zu finden, der nicht durch meine Hände gepflanzt worden". Scotts Liebe zum Landaufenthalt zog aus allen Teilen der Welt Besucher nach Schottland, vornehmlich aus Amerika. Seine „Lady of the Lake", „Waverley", „Rob Roy" und andere schottische Romane hatten die Wirkung, fortwährend Ströme von Touristen über die Grenze zu ziehen, nach Abbotsford, Loch Katrine und Rob Roys Heimat, dicht an der Spitze des Loch Lomond. Scotts Feder glich

einem Zauberstab, der Postkutschen, Dampfboote, Landstraßen, Eisenbahnen und zahllose Hôtels ins Leben rief, um den Reisenden, inmitten der früheren stillen Einsamkeit der Berge, jeglichen Komfort zu gewähren.

Byron war nicht so vollständig von dem Landleben eingenommen wie Scott, dennoch fühlte er schließlich den Einfluß der wilden Hochlandszenerie, in deren Mitte er seine Knabenzeit verlebt hatte*).

Richter sagt in seinen „Flegeljahren“, als er die Wichtigkeit des Heimatsortes bespricht: „Kein Dichter dürfte in einer Hauptstadt geboren werden, lieber in einem Dorfe oder höchstens in einer kleinen Stadt. Die Überfülle und Überreizung einer großen Stadt sind für die zarte, erregbare junge Seele ein Schwelgen zum Dessert, ein Trinken starker geistiger Getränke, ein Baden in glühendem Wein.

---

*) Sein Gedicht vom Loch-na-gar giebt einige seiner Jugendeindrücke wieder, und in seinem „Don Juan“ schreibt er:

„Die alte Zeit bringt mir mein schottisch Land,
Tartan und blaue Höhn und klare Fluten,
Dee, Don, Balgownies schwarze Brückenwand,
All meine Knabenträum' und Sehnsuchtsgluten,
Gekleidet in ihr eignes Grabgewand
Wie Banquos Enkel. Durch die Seele fluten
Die Tage meiner Kindheit, — kindisch Leid
Mag's sein, es ist ein Schimmer alter Zeit“.

Er kostet das Leben schon aus als Knabe und nach den größten Genüssen bleibt ihm weiter kein Wunsch übrig als der nach einem kleineren, und das ist für alle Fälle das Leben auf dem Dorfe". Die Geburtsstätten der Dichter sind mehr zu suchen in Dörfern und Weilern als in großen oder kleineren Städten.

Shakespeare erblickte in einer ganz ländlichen Gegend das Licht der Welt und lebte dort bis zu seinem Mannesalter, wo er seine Heimat verließ, um sein Glück in der großen Stadt zu suchen. Wir wissen nichts von Shakespeares Jugend, aber aus seinen Werken ist ersichtlich, daß er viel Zeit auf dem Felde zugebracht haben muß und ein genauer Beobachter der Natur gewesen ist. „Er ist sehr selten", sagt Charles Knight, „ein sogenannter beschreibender Dichter, aber Bilder von Wiese und Wald, von Berg und Thal, von laubbewachsenen Abgründen und ruhigen Spaziergängen an sanft murmelnden Flüssen — Betrachtungen über die Szenerie seiner eigenen Heimat — sind ohne Künstelei über all seine Dichtungen gestreut. Alle Beschäftigungen eines ländlichen Lebens hat er in seinen Gestalten angedeutet oder verkörpert.... Mit einem Pinselstrich giebt er die feinsten Eigentümlichkeiten in den Lebensgewohnheiten der niederen Wesen der Schöpfung an: wir sehen die

Dohle ihren abendlichen Flug nach dem Walde nehmen, wir hören das einschläfernde Summen des hartschaligen Käfers; er windet alle Blumen des Feldes zu zarten Kränzen und ist selbst in den feinsten Geheimnissen der Kunst des Gärtners bewandert. Und all dies scheint uns wie aus innerem Antrieb, ohne Zwang, hervorzuquellen. Seine Dichtung macht es in diesem Punkte, wie in allen anderen wesentlichen Hauptpunkten, gleich der Natur selbst: wir sehen ihre Schöpfung, aber nicht das Arbeiten daran. Wir können aber überzeugt sein, grade weil seine Beziehungen auf die äußerlichen Erscheinungen der Natur und des Landlebens so zufällig, wie von selbst kommen, daß sie ihren Grund in einer sehr frühzeitigen und genauen Beobachtung derselben seinerseits haben*)."

Bekannten Überlieferungen nach soll Shakespeare Wilddieberei getrieben**) und entweder aus Liebe zum Sport oder zum Gewinn heimlich dem Wildpark des Sir Thomas Lucy nachgestellt haben. Wie dem auch sei, es ist ersichtlich aus Shakespeares Werken, daß er mit jeder Art des Jagdsports vertraut war und höchst wahrscheinlich, auf gesetz-

*) C. Knight, „Leben Shakespeares".

**) Ein Thema, über welches Walter Savage Landor eine seiner besten Unterhaltungen geschrieben hat: „Die Zitierung und Prüfung Shakespeares".

liche oder ungesetzliche Weise, sich daran beteiligt hat. In seinem ersten Gedicht „Venus und Adonis“, „dem ersten Sprößling meiner Erfindungsgabe“, wie er es nennt, beschreibt er sehr lebendig eine Hasenjagd, die in der That nie durch eine bessere Schilderung übertroffen worden ist. Des Dichters Liebe zum Landleben blieb ihm zeitlebens treu. Als er sich ein genügendes Einkommen als Londoner Theaterdirektor erworben hatte, kehrte er nach Stratford-on-Avon zurück, um sein Leben inmitten des Schauplatzes seiner Jugend zu verbringen und zu beschließen; seine Gebeine ruhen jetzt unter dem Chore der Kirche seines Dorfes.

Shenstone, Cowley, Cowper, Goldsmith, Burns und Thomson stammten alle vom Lande. Welch köstliche Bilder — voll Leben und Schönheit — des ländlichen Lebens verdanken wir ihnen! Wordsworth war vielleicht mehr noch als die anderen mit dem Landleben verwachsen. Geboren und erzogen an der Grenze des von Bergen und Seen durchzogenen Distrikts, empfing sein Geist schon früh den Eindruck seiner Umgebung. In der Schule träge, von verschlossener Gemütsart, konnte er nach Belieben umherstreifen; er fand einen Kameraden an der Natur, die sein bester Lehrer wurde. Seine Gedichte sind zum größten Teil ein lebendiger Spiegel der Szenen und des Volkes, unter denen

er lebte. Seine Verehrung der Natur wurde fast zur Anbetung. Der brausende Wasserfall hatte es „ihm angethan gleich einer leidenschaftlichen Liebe“ und die Felsen, Berge und Wälder waren für ihn „ein Gegenstand der Begierde“. Der Geist Wordsworths — des ‚alleinigen Königs vom felsigen Cumberland‘ — lebt noch in der Gegend, wo er wohnte, und Grasmere, Rydal Mount und Keswick sind klassische Plätze der englischen Landschaft geworden. Wie viele Orte sind durch unsere ländlichen Dichter geheiligt worden und in der That nur durch Verbindung mit deren Namen bekannt geworden. So ist Shakespeares Name vereint mit Stratford-on-Avon; Sir Philip Sidney mit Penshurst; Waller, Burke und Disraeli mit Beaconsfield; Pope mit Twickenham; Cowper mit Olney; Shenstone mit den Leasowes; Thomson mit Richmond, wo er „Die Jahreszeiten“ schrieb*); Burns mit Alloway Kirk; Scott mit Abbotsford; Wordsworth mit Rydal Mount, und Byron mit Newstead Abbey.

---

*) Der Amerikaner Elihu Burritt schrieb folgendes über Richmond in seinem „Spaziergang von London bis zum Ende des Landes“: „Von allen Erinnerungen, die eine Stadt oder ein Ort erwirbt und verewigt, sind keine so voll sprechenden Lebens als das erhabene Gedächtnis an irgend einen Mann, den die Welt verehrt und bewundert, der dort geboren wurde

Das Landleben hat großen Einfluß auch auf Männer ausgeübt, die in Städten geboren und erzogen worden. Obgleich Milton in Bread Street zu London — unter dem Läuten der Glocken — geboren wurde und den größten Teil seines Lebens von Stadtmauern umschlossen war, liebte er dennoch die Natur und schilderte in glühenden Farben deren Zeichen und Wunder. Johnson sagt, daß Milton die Natur bloß durch die Brille der Bücher gesehen habe, aber es ist viel wahrscheinlicher, daß er sie mit eigenen Augen geschaut hat. London

---

oder dort der tausendzüngigen Unsterblichkeit des Gedankens das Leben gab, die mit ihrer gewaltigen Sprache die Seelen aller kommenden Generationen entzündet. — Ich stand auf dem Richmond-Hügel und blickte hinab auf die Stadt, die sich vom Fluß an aufwärts erstreckte. „Wer seid Ihr?“ — „Ich bin ein Amerikaner, ein Mann des neuen Englands, ein das Lesen besonders Liebender unter dem leselustigen Volk.“ — „Woher wißt Ihr, daß es einen Platz wie Richmond giebt, und weshalb seid Ihr hier?“ — „Thomsons ‚Jahreszeiten‘, mein Herr, war das erste Gedicht, welches ich las, und ich las es immer und immer wieder, als ich noch Lehrling mit einer ledernen Schürze war. Ich las es beim Licht des Schmiedefeuers, gelehnt gegen den Schornstein desselben, wohin ich es offen in den Kohlenstaub gelegt hatte, und nahm kleine Schlückchen seiner Schönheit, während das Eisen glühend wurde und die Funken aufwärts sprühten. Und Thomson lebte, dachte und schrieb hier und brachte den Namen Richmond in die ‚Jahreszeiten‘.“

war zu seiner Zeit nicht, was es jetzt ist, eine mit Häusern bedeckte Provinz, sondern eine mäßig große Stadt, von grünen Feldern umgeben. Zwischen den Stadtmauern und Highgate lag ein schön bewaldeter Strich Landes, mit grünen Heckenwegen, die sich nach allen Seiten erstreckten. Am Strande entlang waren grüne Felder und Parks. Es ist in der That noch gar nicht so lange her, daß man Schnepfen auf demselben Boden schoß, den jetzt die „Regent Street“ durchschneidet. Milton verlebte übrigens auch eine Zeit in Cambridge, wo er in seinem 21. Jahre seine große „Hymn on the Nativity“ schrieb. Nach Verlassen der Universität ging er in sein väterliches Haus zu Horton in Buckinghamshire, wo er seine „Arcadia“, den „Comus“ und „Lycidas“ verfaßte, wie auch seinen „Allegro“ und „Penseroso“ — alle Landluft und Leben atmend. Es sind sogar gewisse Stellen im „Allegro“, die nur ein Dichter kann geschrieben haben, der viel auf dem Lande gelebt hat. Daß Milton großes Vergnügen an Fußtouren übers Land fand, geht aus seiner von London aus geschriebenen Epistel an seinen italienischen Freund Deodati hervor, worin er sagt:

„Nicht immer leb' ich stadt- und hausumschlossen;
Wenn mich des Lenzes Wehen ruft zum Wandern,
Zieh ich hinaus zum Laubdach stolzer Ulmen,
Die unsre Stadt im Umkreis weit umgeben.“

Es giebt übrigens über dieses Thema verschiedene Ansichten. Mr. Ruskin z. B. schreibt seine eigene Bewunderung der Natur dem Umstande zu, daß er in London geboren worden. „Ich war zwei oder drei Jahre lang an keinen anderen Anblick gewöhnt", sagte er, „als an den der Ziegelsteinmauern jenseits der Straße." Daher bei seiner Reise nach Cumberland die große, mit Ehrfurcht gemischte Freude, mit welcher er die Seen und Berge erblickte! „Obgleich ich immer in ruhiger Weise mich glücklich fühlen konnte", sagte er, „fügte doch die Schönheit der Berge diesem Gefühl den Reiz der Abwechselung und Neuheit hinzu, den ein auf dem Lande erzogenes Kind nie in diesem Maße empfinden kann."

Diese Art Bezauberung muß auch den Geist Keats' beeinflußt haben, der, obwohl ein richtiger Stadtknabe, doch einer der begeistertsten Bewunderer und vorzüglichsten Darsteller der Naturschönheiten war. Der Maler Haydon, der ihn kannte, sagt von ihm, daß „Keats auf freiem Felde in seinem richtigen Element gewesen: das Summen einer Biene*), der Anblick einer Blume,

---

*) Milton spricht von „sichtbarer Dunkelheit" und Keats macht in dem folgenden Verse das Schweigen „hörbar":

„Wie der Weidenbaum hält einsame Wacht
An des Flusses Ufer, der träumerisch sacht

das goldige Licht der Sonne schien seine ganze Natur zu elektrisieren; seine Augen blitzten, seine Wangen glühten, sein Mund bebte vor Erregung". Niemand kannte die Tiefe der Kindheitseindrücke besser als Wordsworth oder hat sie uns mit solcher ergreifenden Macht zu schildern verstanden. Coleridge sagt, daß die Szenen aus seiner Kindheit so tief in sein Herz gegraben seien, daß er an still leuchtenden Sommertagen mit geschlossenen Augen sie aufs neue durchlebte; er hörte in seinem Zimmer das plätschernde Rauschen des Flusses Otter, sah die sanfte Färbung seiner Wellen, das als Brücke dienende Brett, die Weiden am Ufer und den bunten Sand des Flußbettes. Keats hatte nicht diese Kindheitserinnerungen, aber er ersetzte sie durch genaue Beobachtung und seine dichterische Begabung.

Wir erwarten jedoch nicht nur die Erzeugnisse des Genies vom Landleben, wir verlangen auch Knochen- und Muskelkraft von demselben, um die Nation kräftig und gesund zu erhalten. Wir brauchen starke,

---

Sich windet dahin, so die Jungfrau lauscht
Dem Schweigen umher, wo der Windhauch rauscht
Durch das Gras, wo die Mücke zirpend klagt
Und die fleißige Biene sich summend wagt
An der Glockenblum' süßen Blütenstaub,
Wo der Zaunkönig raschelt in dürrem Laub."

kraftvolle Männer, um unsern heimischen Herd zur Zeit der Not verteidigen zu können, und wo könnten wir diese besser finden als auf dem Lande, auf den Feldern und Moorgründen, zwischen den Hügeln und Bergen! Auf dem Lande leben die Menschen mit kraftstrotzendem Körper, geeignet zu schwerer Arbeit, fähig zu geschicktem Gebrauch der Hände. Alle Interessen, alle Verdienste, alle Unternehmungen des zivilisierten Lebens hängen von solchen Männern ab.

Vor Jahrhunderten waren die Männer, welche bei Crécy, Azincourt und Poitiers kämpften, Bauern, von englischen Edelleuten geführt. Als die mächtige spanische Armada zur Zeit der Königin Elisabeth die Küsten Englands angriff, bestand die Armee der Königin aus Landedelleuten, kleinen Landwirten und Feldarbeitern, und ihre Flotte größtenteils aus Küstenschiffen, die Sir Francis Drake, der Sohn eines unbekannten Pächters — viele sagen eines Bauern — befehligte. Als zu einer spätern Periode in unserer Geschichte Karl I. eine Maßregel versuchte, welche, wenn sie ungehindert geblieben, zu etwas Schlimmerem noch als zum Despotismus des Ostens geführt hätte, war es der Landadel Englands, gefolgt von Pächtern und Ackersleuten, der sich ihm entgegenstellte. Die Knochen und Muskeln derselben Menschenklasse gewannen den Sieg bei

Blenheim und halfen bei Waterloo den Eroberer Europas zu Boden werfen. Die irischen und schottischen Brigaden ernteten gleichen Ruhm in den Feldzügen Englands. 1600 Mann von der kleinen sturmumbrausten Insel Skye standen in den Reihen bei Waterloo, überdies noch viele heldenmütige Regimenter aus Irland und Schottland.

Doch solcher Menschen giebt es nur noch wenige. Die eisernen Rekruten, welche, zu Soldaten einexerziert, die Schlachten der Nation in Indien, Spanien, den Niederlanden ausgefochten haben, sind fast ganz ausgestorben. Sie sind entweder von Irland nach Amerika oder den Kolonien ausgewandert oder haben sich in die gewerbetreibenden größeren und kleineren Städte zurückgezogen. In den Hochlanden sieht man noch die Ruinen ihrer Hütten, ganze Hügel zerstörter Heimstätten und Überbleibsel alter Giebel; aber die Menschen sind für immer davongegangen und kehren nie zurück. Die Grundbesitzer in den Hochlanden benutzten zuerst deren Gärtchen und Stückchen Feld als Weide für die Schafe, und dann, da es sich besser bezahlt machte, als Weide für das Hochwild. Die meisten reichen Leute rühmen sich ihrer Wälder voll Hochwild in Schottland und wissen nicht, wie teuer die Nation ihren

Sport hat bezahlen müssen. Ein amerikanischer Sportsman besitzt einen Wald voll Wild, von einem Meer bis zum andern reichend — vom deutschen Ozean, der Nordsee, bis zum Atlantischen! Auch ein weiterer Triumph der Demokratie!“

Es ist dasselbe Verhältnis in den Marschgegenden. Auch dort wird die Feldarbeit zum größten Teil durch Maschinen ausgeführt. Die größte Menge unserer Nahrungsmittel wächst im Ausland, in Rußland und besonders im nordwestlichen Amerika, und während man dort sich schützt vor der Einfuhr unserer Manufakturwaren, lassen wir ihre Produkte zollfrei ins Land. Der wesentlichste Teil unsrer britischen Bodenindustrie ist dem Prozeß der Zerstörung anheimgefallen. In jedem neuen Jahre liegt ein größerer Teil unserer vormals fruchtbaren Felder unbebaut und grasbewachsen da; der Pächter verschwindet vom Schauplatz und mit ihm der Ackerbau treibende Arbeiter. Nur die unfähigen bleiben zurück. In Weilern und Dörfern werden die Hütten niedergerissen, um kein ferneres Obdach mehr gewähren zu können und um auf diese Weise der Armensteuer zum Recht zu verhelfen. Sollte je Krieg hereinbrechen — und ganz Europa ist augenblicklich bis zu den Zähnen bewaffnet —, so müssen wir für unseren heimischen Herd zur See kämpfen,

doch niemand weiß, woher wir die Soldaten dazu nehmen sollen.

Wir können sie nicht in den Hochlanden suchen, denn die Thäler sind entvölkert; wir werden sie nicht in Irland finden, denn, abgesehen von deren fraglichen Willfährigkeit zum Kampf, ist die Bevölkerung jenes Landes in fünfzig Jahren von acht Millionen auf fünf zusammengeschmolzen; wir können sie auch nicht in den Grafschaften Englands finden, denn die Ackerbau treibenden Arbeiter haben ihren Beruf aufgegeben, machen der städtischen Bevölkerung den Platz streitig und erhöhen die Kärglichkeit des Verdienstes. Wir sind deshalb auf unsere Haupt- und Provinzialstädte angewiesen; aber was finden wir dort? Männer, befähigt Maschinen zu leiten und einen gleichmäßigen Faden zu spinnen, Männer, mehr ausgestattet mit geistiger Regsamkeit als mit körperlicher Kraft, Männer, im stande 8—10 Stunden Arbeit in einer überhitzten Atmosphäre zu ertragen — aber gänzlich unfähig, den Platz der stämmigen Hochländer oder der eisernen englischen Arbeiter einzunehmen in dem Werk der Verteidigung der Nation oder auch nur im Kampfe um ihr tägliches, in der Fremde gewachsenes Brot. Stadtleute können sehr klug und an Wissen wie Schwämme vollgesogen sein, aber sie sind nicht geeignet,

schwere, Ausdauer erfordernde Arbeit im Freien zu verrichten.

Dr. Beddoe, ein vollendeter Mann der Wissenschaft, nahm vor einigen Jahren eine besondere statistische Forschung in betreff der Statur und Körperkraft der Männer im Vereinigten Königreich Großbritannien vor. In seinem Bericht betonte er die Notwendigkeit, die Nationalität in dem höchsten Stande körperlicher Kraft und Energie aufrecht zu erhalten. „Knochen und Muskeln“, sagte er, „mögen nicht so allgemein und vorherrschend das schätzenswerteste sein bei zivilisierten Nationen als bei noch in der Kultur begriffenen; aber zu allen Zeiten, seitdem die Engländer eine Nation geworden sind, haben sie ihre Stellung den anderen Nationen gegenüber der Thatsache verdankt, daß häufig einzelne Männer von großer Kraft und physischer Energie sich unter ihnen hervorhoben und auszeichneten; und wenn wir in dieser Hinsicht als Nation unter die anderen sinken, so werden wir dafür leiden müssen, nicht nur in unserer militärischen, sondern auch in unserer gewerblichen und selbst in unserer wissenschaftlichen Stellung.“

Dr. Beddoe behauptet es als erwiesen, daß die Statur der Bewohner unserer Insel entartet ist, besonders durch den Übergang von der Feld-

arbeit zur Fabrikarbeit, und daß solche Entartung erblich und im Zunehmen begriffen ist. Im Zunehmen, weil eine in Fabriken arbeitende Bevölkerung, infolge ihrer höheren Löhne, mehr trinkt und raucht, während ihre Nachkommenschaft oft schwindsüchtige oder syphilitische Anlagen erbt, wodurch weitere Degeneration verursacht wird. „Wenn wir", sagt Dr. Beddoe, „zurzeit irgend eine einzelne Rasse prüfend betrachten, so werden wir finden, daß, sobald diese Rasse ihren Höhepunkt in der physischen Entwickelung erreicht hat, sie auch gleiche Höhe in geistiger Energie und moralischer Kraft besitzt. So ist der Eingeborene des Pendschab an Mut und Energie den anderen Bengalen eben so sehr überlegen wie an Körperbildung. Doch wir wollen der Heimat näher bleiben: Schottland im allgemeinen, Northumberland, Cumberland, einzelne Teile von Yorkshire und Cornwall sind die Distrikte Englands, welche die schönsten und größten Menschen hervorbringen. Ich meine, es ist eine anerkannte Thatsache, daß sie auch mehr als ihren schuldigen Anteil an Fähigkeit und Energie zur nationalen Wohlfahrt beigetragen haben*)."

*) Beddoe: „Über die Statur und die Körperkraft der Bewohner im Vereinigten Königreich Großbritannien". Siehe

Mögen große Städte immerhin der Mittelpunkt des Unternehmungsgeistes sein, keineswegs sind sie der Mittelpunkt von Kraft und Gesundheit. Die Fabrikstädte größern und kleinern Ranges können in Wahrheit als das Grab der physischen Kraft unserer Rasse betrachtet werden. Der verstorbene Lord Shaftesbury sagte auf einer der „christlichen Versammlungen junger Männer“, daß „der ungestüme Andrang der neueren Zeit zu den Städten dem Lande alle Kraft und das Lebensblut aussauge“. Der verstorbene Kanonikus Kingsley pflegte die große Anzahl kümmerlich aussehender junger Männer und Frauen zu beklagen, die er in den Straßen großer Städte, blaß, engbrüstig, im Wachstum zurückgeblieben, antraf. Dr. Ferguson von Bolton, einer der Ärzte, deren Namensunterschrift zur Beglaubigung der Faktoreidekrete dient, hat die Ansicht ausgesprochen, daß der schlechte Gesundheitszustand in seinem Distrikt teilweise der Unmäßigkeit zuzuschreiben ist, die infolge der sitzenden Lebensweise der Faktoreiarbeiter stetig zunimmt. Großenteils kann man sie auch dem

auch Dr. Beddoes Schriften über denselben Gegenstand, vorgelesen in der „Wissenschaftlichen Verbindung“ 1857 und 1861. Dr. Morgan von Manchester hat auch eine Schrift herausgegeben über: „Die Entartung der Rasse, wie sie sich an der Stadt- und Landbevölkerung zeigt“.

Rauchen und Tabakkauen zuschreiben, während die Mütter, unfähig ihre Kinder selbst zu nähren, sie mit Thee und Kaffee auffüttern.

Es läßt sich jedoch auch manches zu gunsten der Städte sagen. Die Menschen sind gesellig und teilnehmend, sie wünschen nicht bloß Vergnügen, sondern auch Bildung. Es giebt zahlreiche Mittel und Wege, durch welche die Menschen Nutzen ziehen können aus häufigem Verkehr mit anderen. Wissenschaft und Litteratur haben ihren Mittelpunkt in den Städten. „Der Mensch erreicht seinen höchsten geistigen Standpunkt", sagt Dr. Guthrie, „inmitten der gesellschaftlichen Einflüsse einer großen Stadt. Sein Verstand erhält seinen hellsten Glanz dort, wo Gold und Silber den ihren verlieren, getrübt durch den alles durchdringenden Rauch und die unreinen Dünste der Stadtluft. Die schönsten Blüten des Genies haben sich in einer Atmosphäre erschlossen, in der die Blüten der Natur geneigt sind zu welken und nur schwer zur vollen Entfaltung gelangen. Die geistigen Kräfte erlangen ihre volle Reife, während die Wange ihren rosigen Schimmer verliert, der Fuß seinen elastischen Schritt, während der bleiche Gedanke sich auf die männliche Stirn lagert und der Wächter, wenn er seine Runde macht, des Gelehrten Lampe noch bis tief in die Nacht hinein brennen sieht."

Es ist übrigens statistisch bewiesen, daß infolge von sanitären Maßregeln die Lebensdauer der Stadtmenschen in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat. Die Totenliste Londons ist besonders niedrig, niedriger als in den meisten Hauptstädten des Kontinents, und doch atmen die Bewohner eine weniger reine Luft als auf dem Lande und schlucken Rauch und Nebel ein. Im allgemeinen ist die Sterblichkeit dort am größten, wo die Menschen am dichtesten bei einander wohnen. Um mit Dr. Farr zu reden: „Je näher die Menschen bei einander wohnen, um so kürzer ist ihr Leben". Die Statistik beweist, daß gegenwärtig in England 100 Landbewohner auf 199 Stadtbewohner kommen.

Obgleich Dr. Johnson in Lichfield geboren war, schwärmte er für London und das Stadtleben. Er war in seinem Element, sobald er in Bolt Court war. In seiner heitersten Laune pflegte er zu Boswell zu sagen: „Kommen Sie, lieber Herr, wir wollen die Fleet Street hinunter einen Spaziergang machen". — „Ach, lieber Herr, Fleet Street hat wohl ein sehr belebtes Aussehen, aber ich meine, der volle Strom menschlichen Lebens flutet durch Charing Croß." — „London", sagt er, „ist für manche Menschen gar nichts, aber für jemand, dessen Freuden geistiger Natur sind, ist London alles." Bei einer andern Gelegenheit sagte er:

„Die Stadt ist mein Element; dort sind meine Freunde, dort sind meine Bücher, meine Vergnügungen .... Wenn man der Stadt London müde ist, ist man auch des Lebens müde, denn in London ist alles zu haben, was das Leben gewähren kann“. Sir Joshua Reynolds liebte London eben so sehr wie Johnson, und behauptete immer, sagt Malone, „daß es der einzige Platz in England sei, an dem eine angenehme Gesellschaft zu finden sei“. Obgleich Reynolds eine Villa in Richmond besaß, verbrachte er dort selten eine Nacht; das menschliche Antlitz, sagte er, sei seine Landkarte und die Unruhe Londons möchte er nicht um die schönste ländliche Szenerie vertauschen.

Aber der Londoner, par excellence, blieb doch Charles Lamb. Er war seinem ganzen Charakter nach wie geschaffen zum Bewohner einer Großstadt. In London geboren, verlebte er dort seine Knaben- und Mannesjahre. Er liebte London — dessen Straßen, dessen Lärm, dessen Gerüche. Mit Entzücken stöberte er in allen Antiquarbuchhandlungen umher und stand vor den Schaufenstern. Sein ganzes geistiges und gesellschaftliches Leben wurzelte in London. Er gab nicht nur zu, daß er ein Londoner Stadtkind sei, er rühmte sich noch dessen. Während Walter Scott sagte: „Wenn ich nicht wenigstens einmal im Jahre die Heide

sehen darf, ist mir's, als müßte ich sterben!" erklärte Charles Lamb: „Ich muß eine Aussicht auf Fleet Street haben, sonst muß ich mich grämen und vor Kummer vergehen. Glaubt nicht den lügenhaften Poeten", fügte er hinzu, „welche die Menschen von den fröhlichen Straßen weglocken. Ich wollte, ich könnte dort mein Zelt aufschlagen!" Einmal veranlaßte Wordsworth ihn zu einem Besuch bei ihm, in seiner gebirgigen Heimat in Westmoreland. Lamb kam auch, freute sich seines Besuches, fühlte sich aber nicht eher glücklich, als bis er wieder in London war, „geborgen inmitten seiner geliebten Straßen". Er schrieb über seine Rückkehr an Wordsworth: „Dies war ein Tag, dessen Glück stets riesengroß in meiner Erinnerung leben wird. Fleet Street und der Strand sind die schönsten Plätze zum Leben und Wohnen. Ich würde nie in Skiddaw leben können". Bei einer andern Gelegenheit schrieb er an Wordsworth über seine Verbindung mit London: „Diese Gegenstände sind unauslöschlich in mein Herz gegraben: das Zimmer, in dem ich geboren worden, der Bücherschrank, der mir bisher wie ein treuer Hund (nur gelehrter als dieser) gefolgt ist, wohin ich auch ziehen mochte; die alten Stühle und Tische, die Marktplätze, auf denen ich mich gesonnt habe, meine alte Schule — all diese Dinge sind die

Geliebten meines Herzens. Habe ich nicht genug auch ohne Deine Berge?" — Sehr verschieden war der Eindruck, den London auf einen Hochlandshäuptling machte während seines Besuches daselbst. Er war der Stolz seines heimatlichen Thales und gewöhnt an die Vergötterung seines Stammes: „Was werden sie von unserem Herrn sagen, wenn sie ihn in London sehen!" — Ach! seine Erscheinung erregte dort kein Aufsehen, der mächtige Häuptling fand nicht mehr Beachtung als der Fuhrmann oder Kutscher eines Karrengauls. Was berichtete er darüber bei seiner Rückkehr in sein heimatliches Thal? „O", sagte er, „London war in einem ganz verwirrten Zustande während meiner Anwesenheit." — Es ist die Großartigkeit gepaart mit Gleichgültigkeit, das Geräusch und die anscheinende Verwirrung des mächtigen London, was so tiefen Eindruck auf den Geist macht. Der deutsche Dichter Heine empfing einen andern Eindruck von London als der Hochlandshäuptling. „Ich habe das größte Wunder gesehen", sagte er, „welches die Welt dem erstaunten Geist zeigen kann; ich habe es gesehen und bin noch starr vor Erstaunen; noch lebt in meiner Erinnerung der Steinwald von Häusern, und zwischen denselben der rauschende Strom von Gesichtern lebender Menschen, mit all ihren verschiedenen Leiden-

schaften, all ihren schrecklichen Triebfedern der Liebe, des Hasses und des Hungers. Von London spreche ich. Schickt einen Philosophen nach London, aber um Gottes willen keinen Dichter! Schickt einen Philosophen dahin und setzt ihn an die Ecke von Cheapside, wo er mehr lernen wird denn aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe. Während alle Wogen des menschlichen Lebens um ihn herum brausen, wird ein Meer neuer Gedanken sich in ihm erheben und der ewige Geist, welcher auf dem Wasserspiegel ruht, wird ihn mit seinem Hauch anwehen; die verborgensten Geheimnisse der menschlichen Harmonie werden sich ihm plötzlich enthüllen, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar schlagen und greifbar sehen können.... Dieser völlige Ernst aller Dinge, diese kolossale Gleichförmigkeit, diese maschinenmäßige Bewegung, dieser unruhige Geist selbst inmitten des Vergnügens, dieses übertrieben große London erstickt die Phantasie und zerreißt das Herz."

Der jedoch inmitten all dieser Eindrücke geborene und erzogene Londoner teilt diese Gefühle nicht. Er ist zeitlebens mit ihnen vertraut gewesen und sie imponieren ihm nicht mehr. Er mag rascher und schneidiger werden, als er es bei einer Erziehung auf dem Lande geworden wäre, aber sein Geist empfängt keine dauernde Anregung,

und obgleich er an seinem ihm angewiesenen Platz vollkommen sein mag, zeigt er dies nur wenig nach außen hin. Er weiß wenig von den Menschen, mit denen er zusammen lebt, und noch weniger von den Bewohnern des Landes. Daher haben die Haupttriebfedern des öffentlichen Lebens — Politik und gesellschaftliche Zustände — ihren Ursprung nicht in London selbst: sie kommen gewöhnlich aus den Provinzen her. Der verstorbene Cobden pflegte zu sagen, daß ihm während der Antikorngesetzbewegung die größten Schwierigkeiten daraus erwachsen seien, London aufzurütteln. Die Londoner waren zu sehr mit ihren eigenen besonderen Angelegenheiten beschäftigt, um darüber hinaus zu blicken oder den Schwärmern aus der Provinz ihre Hülfe angedeihen zu lassen.

Carlyle sagte nach seinem ersten Besuch Londons über dasselbe: „Ich möchte lieber London von Zeit zu Zeit besuchen, als für immer darin leben. Ich kann in der That kein rechtes Leben darin finden: die Leute sitzen darin wie die Pflanzen in einem Treibhause, denen der ruhige Einfluß von Himmel und Erde niemals in unverfälschtem Zustande gestattet wird .... Es kommt einem vor, als sei man fortwährend in einem Wirtshause, das Gefühl des ‚Zuhauseseins‘ in unserer Auffassung des Wortes ist nicht einem unter tausenden bekannt“.

Wie andere große Städte zieht London unternehmende und thatkräftige Menschen aus allen Teilen des Landes herbei. Es ist das Hauptquartier des Geistes, der Gesetzgebung, des Geschäftes und der Spekulation. In all diesen Zweigen sehen wir Männer vom Lande den ersten Platz einnehmen. Unsere Premierminister sind zum großen Teil aus Ackerbau treibenden Distrikten. Ein Lordkanzler und ein Kronanwalt der jüngsten Zeit stammten aus Belfast und der verstorbene Erzbischof von Canterbury aus Edinburg. Selbst der Gelehrte von Craigenputtock wurde schließlich durch London angezogen und sandte Band auf Band aus seinem Hause in Cheyne Walk in die Welt hinaus*). Männer vom Lande geben Londoner Zeitungen heraus, sitzen auf den Richterbänken, schreiben Bücher, sind Direktoren der Eisenbahnen und stehen an der Spitze großer städtischer Unternehmungen. Von Whittingtons Zeit bis zum heutigen Tag ist ihnen ein großer Teil der städtischen Ehrenämter und Auszeichnungen zuge-

*) Das Britische Museum und später die Londoner Bibliothek, die Carlyle mitbegründete, gehörten für ihn zu den größten Anziehungspunkten Londons. Selbst Louis Blanc konnte seine „Französische Revolution“ nicht schreiben, ohne die „Anschlagzettel“ im Britischen Museum zu studieren — der einzigen Bibliothek, in der sie vollständig existieren.

fallen. Wahrscheinlich sind mehr Männer vom Lande Oberbürgermeister*) von London geworden als geborene Londoner mit all ihren Vorteilen einer reich ausgestatteten Erziehung, ihren Familienverbindungen, ihren Einflüssen auf Zünfte und Innungen. Männer vom Lande, die sich mit der Bodenkultur beschäftigt haben und frisch von der Mutter Erde herkommen, sind oft die größten Liebhaber Londons und des städtischen Lebens. Sie lieben London wegen seiner Hülfsquellen, wegen des Spielraums, den es dem Verdienst gestattet, wegen seiner gesellschaftlichen Freiheit und des ewig wechselnden thätigen Lebens. Sie können von Zeit zu Zeit aufs Land zurückkehren, es zu besuchen, wenn sie auch dort nicht mehr leben. Jüngere Männer haben ihre Ferien und amüsieren sich als Volontäre oder auf ihrem Zweirad oder Dreirad, auf dem sie das Land 60 Meilen weit im Umkreis der Hauptstadt durchstreifen, dabei einen Reichtum an physischer Kraft gewinnend, der selbst auf dem Lande kaum übertroffen werden kann.

*) Siehe Orridges „Die Bürger Londons und ihre Machthaber“.

Neuntes Kapitel.

Ledig und verheiratet. Lebensgefährten.

„Die Liebe füllt des Weibes Leben aus,
Daheim und in der Fremde."
Sir F. Ferguson.

„Die Liebe ist der Spielball nicht der Zeit, wenn deren Sichel
Auch mitleidslos der Wangen Rosen mäht;
Sie bleibt dieselbe stets im Wechseltanz der Stunden
Und hält die Treue bis zum jüngsten Tag."
Shakespeare.

„Sie ist wie eine Kette von hellem Gold, die sacht,
Wie sich der Schlaf vom Himmel herniedersenkt zur Nacht,
Das Herz des, der da liebt, umschließet stark und fest,
Und jenem zweiten Herzen, von dem es nimmer läßt,
Das sich sein eigen nennet, vereint mit sichrem Schluß,
Unreißbar und unlöslich, geformt aus einem Guß."
W. B. Scott.

„Was ist denn die Liebe? Sprich, Schäfer, zur Stell'!
Ist sie jener berauschende Wonnequell,
Der die Reue birgt, als der Wonne Gesell?
Oder ist sie des Hochamts Glöcklein hell,
Das zum Himmel uns führet oder zur Höll'?
Du nickst? Das ist Liebe? O sprich, Schäfer, schnell!"
Sir W. Raleigh.

Wenn wir einige weitere wichtige Charaktereigentümlichkeiten aus dem Leben großer Männer schildern wollen, dürfen wir die Beziehungen zwischen

Mann und Weib nicht übergehen. Liebe und Ehe beeinflussen das Gemüt der meisten Männer, manchen Hülfe und Trost und anderen Elend bringend. „Wir lieben“, sagt Virey, „weil wir nicht ewig leben: wir erkaufen die Liebe auf Kosten unseres Lebens.“ — „Eheliche Liebe“, sagt Lord Bacon, „pflanzt das Menschengeschlecht fort; freundschaftliche Liebe veredelt dasselbe, wollüstige Liebe hingegen vergiftet und erniedrigt es.“

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß die christliche Zivilisation der Frau eine bedeutend höhere Stellung gegeben hat, die sie in den Stand setzt, jene Mannhaftigkeit des Geistes zu bewahren, welche ohne Unterschied beiden Geschlechtern zu eigen gegeben ist. Durch den Einfluß des Christentums haben Mann und Weib diese göttlichen Lehren der Moral und Religion in sich aufgenommen, durch welche die Herrschaft der Zivilisation gesichert ist. Vom Heiligtum des häuslichen Herdes aus beherrscht die Frau die Welt eben so gut, als wenn die Zügel der Weltregierung in ihren Händen lägen.

Viele Männer und Frauen jedoch bleiben unvermählt. Es ist viel darüber disputiert worden, ob der Zustand der Ehe oder der des Cölibats am günstigsten ist für die menschliche Kultur und Glückseligkeit. Die Majorität heiratet, ihren

natürlichen Trieben folgend, während andere, die wie St. Paulus „kein Bedürfnis fühlen und Macht über ihren eignen Willen haben“, ledig bleiben; die ersteren haben, nach des Apostels Worten, „gut“ gethan, aber die letzteren „besser“. Lord Bacon, zwar ein verheirateter Mann, doch kein besonders liebevoller, hat gesagt: „Wer Weib und Kinder hat, hat dem Glück Geißeln gegeben, denn sie sind ein Hindernis bei allen großen Unternehmungen, seien dieselben gut oder böse. Gewiß sind die besten Werke, die am segensvollsten für das allgemeine Wohl waren, von unverheirateten oder kinderlosen Männern gethan worden, welche die ganze Menschheit, so zu sagen, geheiratet und mit ihrer Zuneigung und all ihren Mitteln umworben haben“ *). Diese Behauptung ist jedoch zu gewagt. Der ledige Mann ist zweifellos imstande, sich ausschließlicher geistigen Beschäftigungen hinzugeben, denn er ist freier in seinen Sitten und Gewohnheiten und weniger gebunden durch die Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse anderer. Zu gleicher Zeit beraubt er sich jedoch selbst dessen, was vielen Männern Kraft und Trost im Leben gewährt, Ruhe des Geistes und Frieden des Herzens und jene notwendige Erfrischung, die er allein in der

*) Bacon, Essay über „Ehe und ehelosen Stand“.

zärtlichen Zuneigung und dem teilnehmenden Rat einer geistvollen Lebensgefährtin finden kann. Dr. Arnold sagt: „Ich kann mir gar nicht denken, was Männer im mittleren Lebensalter ohne Frau und Kinder anfangen, denen sie sich zuwenden können, denn ich meine, alle sanften Empfindungen müssen, selbst bei den besten Männern, auf traurige Weise erstarren durch den Verkehr mit Leuten, wie man sie gewöhnlich in der Welt findet".

Viele der größten und genialsten Männer sind unverheiratet geblieben, weil ihre Leidenschaft für die Wissenschaft jede andere verschlang. Wahrscheinlich kannte Newton die Liebe gar nicht, nicht einmal die Liebe zum Ruhm. Man erzählt, daß er einmal auf die Freite ging, dabei anfing zu rauchen und in seiner Vergeßlichkeit versuchte, mit dem Zeigefinger seiner Erwählten den Tabak in die Pfeife zu stopfen. Seine Werbung fand natürlich ein plötzliches Ende. Es ist möglich, daß Newtons ausnehmende Schüchternheit, noch verstärkt durch sein zurückgezogenes, dem Nachdenken geweihtes Leben, ihm das Vergnügen von Damengesellschaft versagte, deren Mangel er niemals gefühlt zu haben scheint. Hobbes vermied vorsätzlich das Heiraten, zu dem er einmal geneigt gewesen war, um sich um so fleißiger ganz dem Studium hingeben zu können. Adam Smith lebte

und starb als Junggeselle. Er bekannte, daß er nur seinen Büchern gegenüber ein „Galan" sein könne. Der Menschenfeind Chamfort sagte: „Müßte der Mann, welcher heiraten will, nicht bloß seine Vernunft um Rat fragen? Was mich betrifft, so möchte ich nicht heiraten, aus Furcht, einen Sohn zu bekommen, der mir gliche".

Von anderen berühmten Männern, welche ledig blieben, können wir Gassendi, Galilei, Descartes, Locke, Spinoza, Kant, Isaac Barrow, Bischof Butler, Bayle, Leibniz, Boyle, Cavendish, Black und Dalton anführen. Nicht nur, daß der Geschlechtstrieb bei Cavendish vollständig fehlte, er hegte sogar eine krankhafte Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Um weibliche Dienstboten zu vermeiden, ließ er eine Hintertreppe bauen, und wenn er einer von ihnen, beim Durchgang von einem Zimmer in ein anderes, begegnete, wurde sie sofort entlassen*). Seine Schüchternheit wurde zur Krankheit. Er ließ niemals ein Porträt von sich anfertigen; wenn man ihn ansah, wurde er verlegen. Er schreckte zurück

*) Eines Abends, als wir in der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften" versammelt waren, bemerkten wir ein sehr hübsches Mädchen, das aus einem obern Fenster auf der andern Seite der Straße herausblickte und die Philosophen beim Diner beobachtete. Es zog die Aufmerksamkeit auf sich und nach einander gingen wir nach oben, um durch ein Fenster

vor Fremden und konnte kaum ohne einen Schauder ein Zimmer betreten, worin sich solche befanden. Er war in allem ein ausnehmend kalter, passiver Mann, anscheinend ohne irgend eine wärmere Empfindung. Er starb eben so gleichgültig, wie er gelebt hatte. Sein Biograph sagt von ihm: „Er liebte nichts, er haßte nichts, er hoffte nichts, er fürchtete nichts .... Er war immer leidenschaftslos — ein Anachoret der Wissenschaft“. Sicherlich wäre dieser Mann trotz seiner Gelehrsamkeit nur um so besser gewesen, hätte ihn die Gesellschaft einer zärtlichen Lebensgefährtin von seiner unnatürlichen Härte befreien können. „Sicherlich“, sagt Lord Bacon in dem schon oben erwähnten Essay, „sind Frau und Kinder eine Art Zuchtrute des menschlichen Geschlechts.“

Die meisten großen Geschichtschreiber sind unverheiratet geblieben — Hume, Gibbon, Macaulay, Thirlwall, Buckle und andere. Camden war so vertieft in seine Forschungen, daß er auf die Ehe verzichtete, um sich noch ausschließlicher

die Schöne zu bewundern. Cavendish, welcher glaubte, daß wir nach dem Monde blickten, stieß uns in seiner seltsamen Weise bei Seite, um auch zu sehen; als er jedoch den wirklichen Gegenstand unseres Studiums erblickte, wandte er sich mit größter Verachtung ab und rief aus: „Pfui!“ — G. Wilson, „Leben Cavendishs“.

dem Studium widmen zu können. Dazu, ein vollendeter Geschichtschreiber zu sein, bedarf es einer so vollständigen Hingabe, daß jede andere Art von Hingebung ausgeschlossen ist und kein Platz bleibt für Familienfreuden. Humes Biograph führt einige Verse an, die von ihm geschrieben sein sollen, um zu beweisen, daß er für Liebe empfänglich war, aber es ist augenscheinlich nicht zu beweisen, daß er von der Leidenschaft ergriffen gewesen ist. Im Gegenteil erörtert er dieses Thema in seinen Essays mit eben so viel Gleichgültigkeit wie irgend ein Problem im Euclid.

Gibbon ist jedoch ohne Frage zu einer Zeit seines Lebens verliebt gewesen und zwar in Mademoiselle Curchod, die Tochter des protestantischen Pastors von Crassy, die spätere Frau des Finanzministers Necker und die Mutter der berühmten Frau v. Staël. Gibbon war zu jener Zeit ein junger Mann, wohnhaft in Lausanne, wo der Witz und die Gelehrsamkeit der jungen Dame allgemeine Bewunderung erregten. „Der Bericht von einem solchen Wunder“, sagt Gibbon, „erweckte meine Neugierde; ich sah und liebte! . . . . Sie gestattete mir, zwei bis drei Besuche in ihrem väterlichen Hause zu machen. Ich verlebte einige glückliche Tage in den Bergen Burgunds, um so mehr, da ihre Eltern auf ehrende Weise meine Bewerbung

ermutigten. In der ruhigen Zurückgezogenheit hielt die Eitelkeit der Jugend nicht länger stand in ihrer Brust, sie hörte auf die Stimme der Wahrheit und Leidenschaft und ich konnte mich der Hoffnung hingeben, einigen Eindruck auf ihr tugendhaftes Herz gemacht zu haben." Als Gibbon, der damals 20 Jahre alt war, bei seiner Rückkehr nach England seinem Vater den Gegenstand seiner Neigung nannte, war der letztere so sehr dagegen, daß Gibbon sofort seiner Geliebten entsagte, woraus man schließen kann, daß seine Liebe keine sehr tiefgehende gewesen. „Nach einem schmerzlichen Kampfe", sagte er, „ergab ich mich in mein Schicksal; ich seufzte als Liebender, ich gehorchte als Sohn."

Jeremy Bentham war nie verheiratet; in seiner Jugend faßte er jedoch eine Neigung, der er bis zum Tode treu blieb. Selbst als er ein alter Mann war, rollten ihm noch die Thränen über das Gesicht, als er zu Dr. Bowring von seiner Jugendliebe zu Bowood sprach. Mit sechzig Jahren traf er die Dame wieder und erneuerte seinen Antrag; die Liebe war jedoch nur auf seiner Seite, sie wies ihn ab und beide blieben unvermählt. Als Bentham älter wurde, schien diese einzige Leidenschaft sich noch mehr seiner zu bemächtigen und im Alter schrieb er einen rührenden

Brief an die Dame: „Ich habe nun schon über zwei Monate meines 80. Lebensjahres zurückgelegt und bin lebhafter als zu der Zeit, wo Sie mir feierlich mit einer Blume auf dem grünen Rasenplatze entgegentraten. Seit jenem Tage ist nicht ein einziger vergangen — von den Nächten will ich gar nicht sprechen —, an dem Sie nicht meine Gedanken mehr beschäftigt haben, als wünschenswert für mich war. Ich habe noch das Spinett, auf dem Sie zu Bowood spielten; als nicht mehr brauchbares Musikinstrument ist es noch interessant; als Möbel ist es nicht unschön — wollen Sie es annehmen als Vermächtnis? Ich habe einen Ring, mit einigen meiner schneeweißen Haare darin und meinem Bilde im Profil, welches nach aller Aussagen mir ähnlich sein soll; er soll nach meinem Tode Ihnen zugestellt werden; sollten Sie je in Not kommen, so hat er gut einen Sovereign Wert. Ich hoffe, Sie werden sich meiner nicht schämen .... O, welch ein alter Narr bin ich, daß ich nicht aufhören kann mit dem Schreiben, bis das Papier zu Ende ist!“ Vielleicht hielt auch die Dame Bentham für einen alten Narren, denn auf seinen Brief kam keine Antwort. Wir können jedoch nur um so freundlicher dieses gütigen alten Peripatetikers des Queen Square Place gedenken beim Lesen dieser Enthüllungen seines

Herzens, die er niederschrieb, während er mit der Entwickelung seines Systems der politischen Philosophie beschäftigt war, die der Dichter Wordsworth für „kaltblütig, berechnend und selbstsüchtig“ erklärte.

Weder Pitt noch Fox, die politischen Gegner, waren je verheiratet. Obgleich man Pitt für einen Mann von eisiger Natur hielt, war sein Herz sanft und anhänglich. Sein häusliches Leben war tadellos, der Grundton seines Gemütes war auffallend rein und erhaben. Sein Privatverkehr war voll kleiner Züge menschlichen Wohlwollens. Wir haben schon gesehen, daß es sein Hauptvergnügen war, mit Kindern zu spielen und sich zu balgen. Er war aber auch im stande, sich tief und leidenschaftlich zu verlieben. Der Gegenstand seiner Liebe war Lady Eleanor Eden, eine Dame von erhabener Schönheit, förmlich blendend durch die Hoheit auf ihrer Stirn. Es brach ihm fast das Herz, sie aufzugeben, aber er that es in der Überzeugung, daß die Bande des häuslichen Lebens unvereinbar seien mit den weitgehenden Ansprüchen, die das öffentliche Wohl an ihn stellte. Das Opfer wurde ihm vorgeschrieben durch sein feines Gefühl für Pflicht und Ehre.

Unter den großen Künstlern, welche ledig blieben, nennen wir Lionardo da Vinci, Raffael und

Michel Angelo. Der letztere sagte von seiner Kunst: „Die Malerei ist eine eifersüchtige Geliebte, die keine Nebenbuhlerin duldet. Ich habe meine Kunst geheiratet und sie macht mir häusliche Sorgen genug; meine Werke sollen meine Kinder sein". Reynolds scheint derselben Ansicht gewesen zu sein, denn er blieb aus eigner Wahl unvermählt. Als er von Flaxmans Verheiratung hörte, sagte er: „Ich sage Ihnen, Flaxman, als Künstler sind Sie ruiniert!" Flaxman bewies aber schließlich, daß die Ehe ihm eher von Segen als zum Schaden gewesen*). Turner und Etty waren unverheiratet, aber beide liebten. Turners Unglück in der Liebe warf einen Schatten über sein Leben und seine Neigung konnte sich später nie wieder einem andern Gegenstande zuwenden. Etty hingegen war zahlreichen vorübergehenden Neigungen unterworfen. „Eine vorherrschende Schwäche von

*) Siehe: „Hilf dir selbst". H. Crabb Robinson sagt in seinem Tagebuch unterm 6. Februar 1820: „Mrs. Flaxman ist gestorben — eine Frau von großem Verdienst und ein unersetzlicher Verlust für ihren Gatten. Er, ein Genie ersten Ranges, ist ein ganzes Kind in den Verhältnissen des Lebens. Sie war eine Frau von starkem Charakter, auch eine richtige Geschäftsfrau — gerade das passende Weib für einen Künstler. Ohne sie würde er nicht im stande gewesen sein, in früheren Jahren die Angelegenheiten seines Hauswesens richtig zu leiten".

mir ist es“, sagte er, „mich so leicht zu verlieben.“ Dennoch ließ er sich niemals bis zu einer Heirat fortreißen.

Händel, Beethoven, Rossini und Meyerbeer haben zu den musikalischen Junggesellen gehört. Händels Liebe ging ganz in seiner Kunst auf, Beethoven hingegen, während er seine Kunst liebte, hungerte zeitlebens nach der Liebe eines Weibes, die er nicht fand. Als Jüngling, bevor er Bonn verließ, wurde er durch die Reize der Mademoiselle Howrath in Fesseln geschlagen. Sie täuschte ihn jedoch um eines österreichischen Offiziers willen, den sie heiratete. Immer wieder öffnete er sein Herz dem sanften Einfluß der Liebe. Bei einer dritten Gelegenheit verliebte er sich in eine reizende Dame, die eine höhere gesellschaftliche Stellung als er einnahm. Er besaß das „zaghafte Herz“, von dem man sagt, „daß es nie eine holde Dame erringen wird“. Er wagte es jedoch, ihr seine Cis moll-Sonate zu widmen, die er 1806 komponierte, worin er in den Tönen der Musik die Hoffnungslosigkeit und zu gleicher Zeit das Entzücken seiner Liebe schilderte. Diese Dame, die Gräfin Giulia Guicciardi, heiratete bald nachher zu Beethovens unaussprechlicher Verzweiflung den Grafen v. Gallenberg. Er wurde hoffnungslos und verschlossen, und schwur von jener Zeit an

jegliche andere Liebe ab, als die zur Musik; er gab sich ganz der Komposition jener Werke hin, durch welche sein Name unsterblich geworden ist.

Dies sind nur einige von den berühmten Männern, die unvermählt geblieben sind. Es giebt viel mehr ledige Frauen als ledige Männer. Der Mann besitzt Kraft und Mut; er handelt, bewegt sich, denkt und arbeitet allein; er blickt weit voraus und sucht Trost in der Zukunft. Aber die Frau bleibt zu Hause, in Freude oder in Kummer. Fühlen, lieben, leiden, sich aufopfern — ist das nicht der Inhalt eines Frauenlebens? Dabei ist ihr Charakter oft so reich an schönen Eigenschaften. Sie kann in jungen Jahren Liebe empfunden und Täuschung erfahren haben; vielleicht wünscht sie, unverheiratet und unabhängig zu bleiben, oder wenn sie die Fähigkeit zur selbständigen Beschäftigung besitzt, will sie lieber irgend einer besondern Lieblingsneigung folgen, vielleicht der Beschäftigung mit der Wissenschaft und Litteratur, zum Nutzen und Wohl der Menschheit. Es giebt viele unverheiratete Frauen, die von den schönsten Beweggründen geleitet werden und mit den edelsten und ehrenwertesten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft in Verbindung stehen. Brauchen wir die Namen einer Florence Nightingale, Catherine Stanley und Schwester Dora zu nennen?

Unverheiratete Frauen sind in vielen Fällen die besten und teilnehmendsten Tröster, die besten Pfleger, die besten Gefährten. Ein großer Teil der wertvollsten Arbeit in dieser Welt wird im geheimen, schweigend gethan; sie macht keinen Lärm und strebt nicht nach Anerkennung. Es erhebt sich kein Lobgeschrei über den beständigen, wachsamen, täglichen Dienst der geduldigen Frau, die ihr Heim gesund und friedevoll erhält. Selbst in den niedrigsten Klassen thun ledige Frauen oft mehr als den ihnen zukommenden Teil an nützlicher und achtungswerter Arbeit, oft umgeben von Schwierigkeiten, Prüfungen und Versuchungen. Wie viel könnten wir lernen von der Armut — von edel erduldeten Leiden, von tapfer getragenen Lasten! Die Armen sind großmütiger gegen einander als die Reichen. Sie sind oft bereit, ihre letzte Brotrinde mit anderen zu teilen, die noch ärmer sind als sie selbst, und dies ohne die leiseste Hoffnung auf Vergeltung. Wie viele tausende aus der schutzlosen Schar unverheirateter Frauen arbeiten lieber ihre Finger blutig, vielleicht bei einer trockenen Brotrinde oder einem Schluck Thee, als daß sie ein Atom ihrer Selbstachtung verlieren oder einem Hauch der Verdächtigung gestatten möchten, ihren fleckenlosen Ehrenschild zu trüben!

Es ist vielleicht nur wenigen die Veranlassung zur Gründung des Hospitals für Gelähmte und Epileptische bekannt. Zwei verwaiste jungfräuliche Schwestern warteten auf die Rückkehr ihrer Großmutter, die sie großgezogen hatte. Dieselbe hatte sie heiter und geschäftig verlassen. Sie warteten lange auf ihre Rückkehr. Endlich klopfte es an die Thür! Sie öffneten, konnten aber kaum das Bündel erkennen, welches die Männer herbeischleppten. Es war ihre Großmutter, hülflos und vom Schlage gelähmt. Die alte Frau starb, aber die Schwestern faßten den Entschluß, eine mildthätige Anstalt zum besondern Besten von derartig Heimgesuchten zu gründen. Sie waren nicht reich und wußten wohl, daß die Reichen und Wohlthätigen von Bittgesuchen um Hülfe belagert werden. Dennoch blieben sie beharrlich und es gelang ihnen, 200 Pfund Sterling als ihren Anteil zu der Anstalt aufzubringen. Schließlich nahmen gütige Herzen sich der Sache an und verbanden sich mit ihnen, und endlich wurde das Hospital gegründet! Die jüngere Schwester erlebte nicht mehr die Vollendung ihres Werkes, aber mit ihrem letzten Atemzuge segnete sie es noch und ging darauf zur ewigen Ruhe ein.

Es ist kein Wunder, daß es der allgemeine Wunsch der Frauen ist, ihre geistigen Fähigkeiten

auszubilden, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, sich von ihrer Vereinsamung frei zu machen und in der Welt vorwärts zu kommen wie das männliche Geschlecht. Daher die Forderungen einer höheren Ausbildung, von gleichberechtigenden Prüfungen und jene Kämpfe um Zulassung zu den Berufsarten, in denen bisher die Männer die erste Stelle eingenommen. Ohne Zweifel ist es im allgemeinen zum Trost und zur Stütze des weiblichen Geschlechts notwendig, daß dessen Fähigkeiten ausgebildet und entwickelt werden, soweit dies mit den Bedingungen der Gesundheit und Weiblichkeit vereinbar ist. Wenn Mitbewerbung und Geistesarbeit nur von den Frauen mit starkem Geist und kräftigem Körper verlangt würde, könnte wenig Nachteil aus ihrem Kampf um Gleichberechtigung zu den Berufsarten entstehen; aber sollte dies im allgemeinen dem ganzen weiblichen Geschlecht gestattet werden, so würde der Schade der geistigen Überanstrengung ein großer, nicht wieder gut zu machender sein und würde schließlich zur physischen Degeneration des menschlichen Geschlechtes führen.

Mr. H. Crabb Robinson erzählt von einer jungen Dame, der Tochter eines Landgeistlichen, die so mächtig ergriffen wurde durch das Lesen von „Corinna“ und „Delphine“, daß, als Frau

v. Staël, die Verfasserin dieser Werke, nach London kam, die junge Dame zu ihr eilte, sich ihr zu Füßen warf und sie anflehte, sie als Dienerin oder Famulus mitzunehmen. Die Baronin machte ihr sehr gütige aber entschiedene Vorstellungen über die Thorheit ihres Betragens: „Sie glauben vielleicht“, sagte sie, „daß es ein beneidenswertes Los ist, Europa zu durchreisen und alles zu sehen, was es an Schönem und Seltenem in der Welt giebt; aber die häuslichen Freuden sind dauernder; das häusliche Leben gewährt größeres Glück, als irgend welcher Ruhm geben kann. Sie haben einen Vater — ich habe keinen. Sie haben eine Heimat — ich wurde zum Reisen gezwungen, weil ich aus der meinigen vertrieben wurde. Seien Sie zufrieden mit Ihrem Lose; wenn Sie das meinige kännten, würden Sie es nicht mehr wünschenswert finden“ *). Es ist mir angenehm berichten zu können, daß die junge Dame geheilt nach Hause ging; sie wurde ausdauernd und fleißig und führte ein geachtetes Leben voll nützlicher Thätigkeit.

Wenn junge Damen zu der Überzeugung gelangen wollten, daß, um klug, angenehm und glücklich zu leben, sie die Kleinigkeiten beachten müssen, welche den Sonnenschein des häuslichen

*) H. Crabb Robinson, „Memoiren und Korrespondenz“.

Lebens ausmachen, daß, was auch gethan werde, wert ist, gut gethan zu werden, so würden wir keine Wiederholung des pathetischen Schmerzensschreies hören, der vor einigen Jahren in einer Nummer des „Punch“ berichtet wurde: „Die Welt ist hohl, und meine Puppe ist mit Kleie ausgestopft, und ich möchte in ein Kloster gehen!“ Auch eine geistreiche Frau, verheiratet oder nicht, kann ihr Leben für ihre Familie nutzbringend machen und daneben zum wissenschaftlichen Vorteil der Welt ohne Beschränkung arbeiten. So handelte, wie wir schon gesehen haben, Mrs. Somerville, die freilich eine Frau von außergewöhnlicher geistiger Begabung gewesen sein mag.

Wir haben von den unverheirateten Männern und Frauen gesprochen, wichtiger ist es jedoch, von den verheirateten zu sprechen, da der eheliche Stand derjenige ist, dem beide Geschlechter gewöhnlich zustreben. Männer wie Frauen treten mit verschiedenen Ansichten und Gefühlen in die Ehe. Manche heiraten aus Liebe, andere um der Schönheit, oder um des Geldes, oder um der Stellung, oder um der häuslichen Annehmlichkeit willen. Diese werden nur von ihren Trieben, jene von ihrer Phantasie geleitet, während nur wenige ihre Gefühle unter ihrer Herrschaft behalten und sich hauptsächlich durch ihr Urteil leiten lassen.

Obgleich die Heirat vielleicht das ernsteste Ereignis in dem Leben eines Mannes oder einer Frau ist, da es einerseits zur größten irdischen Glückseligkeit, anderseits zum größten Elend führen kann, giebt es vielleicht wenig Ereignisse, die gedankenloser vollzogen werden, als das Bündnis, welches zwei menschliche Wesen schließen, zu einander zu halten „in guten wie in bösen Tagen, bis der Tod sie scheidet". Dies kommt vielleicht von der allgemeinen Ansicht, welche so lange vorherrschte, daß Liebe eine Leidenschaft sei, über welche wir keine Herrschaft haben, daß sie weniger dem Willen, als dem Instinkt entspringe, daß sie eine Empfindung sei, welcher wir folgen müssen, anstatt sie zu beherrschen und richtig zu leiten. Daher die Redensart, daß die „Ehe eine Lotterie" sei, und daß „Ehen im Himmel geschlossen werden", obgleich der Erfolg nur zu oft zeigt, daß sie, ohne die Herrschaft der Vernunft, eben so gut „an einem andern Orte" geschlossen sein mögen.

Nicht viele, das steht fest, heiraten ihre erste Liebe. Es ist besser, daß sie mit dem Heiraten warten, bis ihr Geist, ihre Gefühle und ihr Charakter zur Reife gelangt sind. „Die Liebe beim ersten Blick", sagt Frau v. Staël, „welche so selten tief, so selten dauernd ist, kommt sehr wenig häufig vor bei zwei Menschen, deren große gegenseitige

Anziehungskraft in ihrem Charakter liegt.“ Dennoch kommt sie gelegentlich vor, obwohl diese erste Liebe selten auf Verdienst und Herzensgüte gegründet ist. Die erste Liebe hat aber auch ihren Einfluß. Tennyson sagt uns in „Guinevere“, welch ein kluger Meister eines Jünglings „jungfräuliche Liebe zur Jungfrau“ ist, obwohl letztere gewöhnlich älter ist als er selbst, welch ein starker Schutzengel sie ihm ist in den herandämmernden Jahren seiner Mannheit:

„Nicht nur hält das Gemeine sie ihm fern,
Sie lehrt ihn edles Denken, sanfte Art
Der Höflichkeit und Rede, Lieb' zur Wahrheit,
Den Ruhm als Ziel, kurz, sie macht ihn zum Mann.“

„Es war ohne Zweifel ein gewitzter Bursche“, sagt Montaigne, „der behauptete, daß nur zwischen einer blinden Frau und einem tauben Gatten die Ehe eine glückliche werden könne*).“ Coleridge sprach dieselbe Ansicht aus, sie wahrscheinlich von Montaigne entlehnend. Er sagte: „Die glücklichste Ehe, welche ich mir denken oder ausmalen kann, müßte die Verbindung eines tauben Mannes mit einer blinden Frau sein“**). Es wäre wahr-

*) Montaignes Essays, „Über einige Verse des Virgil“.

**) Alston, „Briefe, Gespräche und Erinnerungen S. T. Coleridges“. Der „Lowell Citizen“ sagt: „Morse, der den

scheinlich gut gewesen, hätte Coleridges Weib eben so taub wie blind sein können. Sie litt geduldig und ohne Klage und wurde lange Zeit hindurch von ihrem Schwager Southey zu Keswick erhalten, während ihr Gatte sich damit belustigte, seinen Bewunderern in Gillmans Hause auf Highgate Hill Monologe vorzudeklamieren. Coleridge sprach noch ein anderes, wahreres Wort: „Soll ein Mann glücklich werden in der Ehe, so muß er nicht nur eine Haus- und Leidensgenossin, sondern auch eine Geistesgenossin haben, und soll die Frau glücklich werden, so muß sie einen Gatten haben, den sie mit gutem Gewissen lieben, ehren und achten kann".

Was Montaigne betrifft, so war er nie ein Liebender in des Wortes höchster Bedeutung. Vielleicht war er solcher Liebe nicht fähig. Er bekannte, daß ihm die Ehe gleichgültig sei und daß er, hätte er seiner eignen freien Wahl folgen dürfen, gar nicht geheiratet hätte, und wäre auch die Weisheit selbst bereit gewesen, ihn zu nehmen. Aber er heiratete seinem Vater zu Gefallen und „der herkömmlichen Sitte" folgend. Seine Ehe war in der That eine Konvenienz-Ehe, die damals

---

Telegraphen erfand, und Bell, der Erfinder des Telephons, hatten beide taubstumme Frauen. Es bedarf keines Kommentars; man sieht, was ein Mann leisten kann, wenn alles um ihn her ruhig ist".

in Frankreich eben so allgemein Mode war wie heutzutage, aber wir haben nicht gehört, daß seine Ehe unpassend und unglücklich gewesen.

Manche heiraten um der Schönheit willen. Wenn Schönheit die Gesundheit repräsentiert, in den Zügen, der Gestalt und der Körperbeschaffenheit, so ist sie immer anziehend, aber noch viel mehr, wenn auch Schönheit des Herzens und Geistes darunter zu verstehen ist. Die Schönheit hat eine große Macht in der Welt, und die Schönheit der Frau noch mehr als die des Mannes. Sie ist eine der Gaben, welche die Frauen ganz besonders wünschen, um so mehr, da sie eine der Hauptquellen ihrer Stellung, ihres Einflusses und ihrer Macht ist. Selbst eine so tief empfindende und starkgeistige Dame wie Frau v. Staël erklärte, daß sie gern den ganzen Ruhm ihrer geistigen Bedeutung für das einzige Attribut der Schönheit dahingegeben hätte.

Man muß aber zu gleicher Zeit zugeben, daß Schönheit nicht wesentlich notwendig ist zum Glück der Ehe. Wenn nicht die Seele durch die Gesichtszüge scheint, hört das hübscheste Gesicht endlich auf, Freude zu erregen, so wie die schönste Landschaft, wenn man sie täglich sieht, einförmig wird. Die Schönheit, die nur auf der Oberfläche ruht, hat keine Dauer; sie vergeht wie die Blumen des

Lenzes. Vielleicht denken wenig Männer, wenn sie ein Jahr verheiratet sind, noch viel an die persönlichen Reize ihrer Frauen; nach solcher Zeit sind Geist und Herz die größten Reize. Nach zwanzig Jahren und länger wird eine tugendhafte, gutherzige Frau ihren Gatten mehr entzücken, als sie es je im vollen Besitz ihrer Jugendreize gethan. Vielleicht ist der Mann am besten daran, der die Frau zur Lebensgefährtin erwählt, die er zu seinem besten Freunde gewählt haben würde.

Bei Männern ist das gute Aussehen weniger wichtig als bei Frauen. „Eines Mannes Aussehen", sagt Montaigne, „ist nur eine schwache Bürgschaft für ihn, und doch ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung." Montaigne erzählt, daß er einmal bei einer Gelegenheit von einer Rotte Marodeure gefangengenommen, doch von deren Hauptmann wieder freigelassen worden sei, nur seines guten Gesichtes wegen. „Menschen von gutem Aussehen und hübsche Persönlichkeiten", sagt er, „sind, wenn das Übrige dem angemessen ist, von Natur die Führer der Menschen"; und Aristoteles sagt, „daß das Recht des Oberbefehls ihnen zukomme". Bacon führt auch in seinem Essay über „Schönheit" an, daß Augustus, Titus Vespasian, Edward IV., Alkibiades, Ismael von Persien alle großen, bedeutenden Geistes und

die schönsten Männer ihrer Zeit gewesen sind. Platon, der „breitgestirnte“, war eben so groß als Denker wie als Athlet, und seine Rede war von solcher süßen Lieblichkeit, daß die Sage von ihm erzählt, eine Biene habe sich auf seine Lippen gesetzt, als er noch in der Wiege lag. Sophokles, Alkibiades und Perikles waren eben so berühmt wegen ihrer körperlichen Schönheit als wegen ihrer geistigen Gaben.

Ohne Zweifel hat persönliche Schönheit ihre Vorteile auch beim Manne. Er wird bewundert und faßt festen Fuß in der Gesellschaft. Er ist eine Zeit lang der Aufmerksamkeit und Achtung sicher, aber er muß imstande sein, sein Ansehen im offnen Widerspruch mit anderen aufrecht zu erhalten; gelingt ihm dies nicht und wird er der Thorheit und Unzulänglichkeit überführt, so wird er aus dem Felde geschlagen werden. Wilkes, einer der häßlichsten Menschen, sagte, daß er nur eine halbe Stunde sich mit einer hübschen Dame zu unterhalten brauche, um in ihren Augen der schönste Mann in Europa zu sein. Die Begriffe der Völker über Schönheit sind äußerst verschieden. Bei den Schwarzen ist der Teufel weiß, während er bei den Weißen schwarz aussieht. Die Gewohnheit versöhnt uns mit allem. Die Bewohner von Berama in Columbia sind so sehr vom Kropf

heimgesucht, daß er bei ihnen zu einer Schönheit geworden ist. Als der verstorbene Robert Stephenson mit einer Gesellschaft Engländer durch Columbia kam, erscholl der Ruf durch das Dorf: „Kommt, seht die häßlichen Fremden — sie haben nicht einmal Kröpfe!“

Die Gestalt allein macht nicht die Schönheit des Weibes aus. Es ist sogar möglich, daß persönliche Gaben zum Nachteil werden, weil sie die Aufmerksamkeit vom Geist und Herzen ablenken, worauf die von der Natur minder Begünstigten das Hauptgewicht legen müssen. Die Schönen können wohl durch persönliche Reize die Herzen gewinnen, wenn sie aber dieselben nicht durch die Reize ihres Geistes und Herzens dauernd fesseln können, werden sie leeren Juwelenkästchen gleichen. Die Seele der Schönheit liegt im Ausdruck. Bloße Schönheit der Gesichtszüge kann wohl dem Auge gefallen, rührt aber nicht das Herz. Der gewöhnliche Begriff von Schönheit ist Jugend und Gesundheit, der höchste ist Anmut und Sanftmut des Ausdrucks. Lord Bacon behauptete, daß es „keine ausgezeichnete Schönheit gebe, ohne irgend eine Abweichung vom Ebenmaß“. In der That liegt die Macht der Schönheit oft in irgend einer seltsamen Unregelmäßigkeit. Descartes bewunderte solche Frauen am meisten,

welche schielten*). Wir können nicht sagen, was es ist, wodurch die Menschen, Männer wie Frauen, sich in einander verlieben; es ist wohl mehr der Ausdruck als die Schönheit selbst.

Bloße Schönheit ist jedoch nicht genügend, weder für Männer noch Frauen, um deshalb die Ehe mit einander einzugehen. Der Honigmond währt nur einen Monat, es muß deshalb etwas dauerhafteres und verständigeres sein als Schönheit, was ein Paar bleibend zu segensvollem Bunde vereinigt. Wenn die Zeit der Wonne und Seligkeit vorüber ist, muß das Paar notwendigerweise zu den Bedingungen des gewöhnlichen Lebens herabsteigen. Der Mann muß sein rechtschaffenes Tagewerk thun und die Frau muß ihr Heim sauber, traulich und gemütlich machen. Die Flamme der Liebe darf nicht erlöschen wie das Herdfeuer. Es giebt ein Ding, das heißt geschickte Haushaltung,

*) Vor nicht langer Zeit, kurz nachdem die Operation zur Heilung vom Schielen erfunden war, ließ sich in Paris ein Liebender, welcher schielte, operieren, in der Hoffnung, dadurch seiner Angebeteten besser zu gefallen. Aber als er sich ihr vorstellte, wies sie ihn, zu seiner höchsten Bestürzung, entschieden ab. Sein ursprüngliches Aussehen, das sie an ihm geliebt und mit dem sie ihn erhört hatte, war ein anderes geworden; die Verlobung wurde thatsächlich aufgehoben. — Roussell, „Physische und moralische Ausbildung des Weibes“.

wie es eine geschickte Arbeit der Hände und eine solche des Geistes giebt. Die Frau muß das eine studieren, wie der Gatte das andere. Man sagt, daß der Komfort in England der Gott der Häuslichkeit ist, den die Engländer förmlich anbeten. Vielleicht liegt der Grund dafür in dem rauhen, veränderlichen Wetter, welches die Menschen mehr auf die Häuslichkeit beschränkt. Aber Komfort heißt nicht bloß Wärme, hübsche Einrichtung und gutes Leben; es heißt Sauberkeit, reine Luft, Ordnung, Mäßigkeit, kurz Wirtschaftlichkeit und gute Haushaltung. Der Komfort ist der Boden, auf dem der Mensch gedeihlich aufwächst, in dem in der That viele Tugenden Wurzel schlagen können, und viele Enttäuschungen und Mißstimmungen, die auf die Verbindung derer folgen, die sich einst geliebt, erwachsen aus der Vernachlässigung dieser wichtigsten Lebensbedingungen.

Die Männer begehen zweifellos eben so viel Irrtümer wie die Frauen. Beide ziehen eine Anzahl Nieten wie Gewinne in der Lotterie des Lebens. Die genialsten Männer haben ihre Schattenseite, und gerade unter dieser haben ihre Frauen am meisten zu leiden. Die Welt sieht den Geist, die Talente des großen Mannes, weiß jedoch so gut wie gar nichts von seinem Temperament, seinen Schwächen, seinen Fehlern. Das

Weib sieht den Mann und nur den Mann in ihm — nicht den Gelehrten, den Staatsmann, den Künstler, den Schriftsteller. Was gilt ihr sein Ruhm in der Welt da draußen? Ist nicht das Heim ihre Welt, der Mittelpunkt ihres Lebens und Glückes? Der große Mann geht ganz auf in seinem Beruf, in dem Leben der Vergangenheit oder dem Kampf der Gegenwart; vielleicht kann er sich nur mit Mühe ein Interesse abzwingen an den Dingen, welche das tägliche Glück seines Weibes ausmachen. Es kann sein, daß sie sich nicht mit einer geteilten Zuneigung begnügen will, daß sie um die Zeit, welche er anderen Dingen widmet, grollt, als sei sie ihr gestohlen. In einem solchen Falle wird ein zu genau prüfendes Weib oft den Grund zu einem Leben voll Unglück und Jammer legen. Mrs. Grote bemerkt von der Frau Ary Scheffers, daß, zum Unglück für sich selbst und für ihn, sie die Neigung zur Eifersucht auf jegliche Nebenbuhlerschaft besaß, sei es auf die eines Mannes oder einer Frau, eines Freundes oder Verwandten, ja, selbst auf Scheffers leidenschaftliche Hingabe an seine Kunst. „Dieser Umstand", fährt sie fort, „führte zu peinlichen Szenen. Die arme Madam Scheffer verfiel in den beklagenswerten Irrtum, dessen Opfer schon viele andere achtungswerte Frauen geworden sind, zu meinen,

daß sie zu dem Verlangen berechtigt sei, ihr Gatte solle nicht nur sie selbst über alle Dinge lieben, sondern auch niemand und nichts neben ihr*)."

Die Phantasie ist ein eben so unsicherer Führer wie der bloße Instinkt bei der Wahl eines Lebensgefährten. Der Dichter legt dem Gegenstande seiner Leidenschaft die Eigenschaften eines Engels und die Tugenden einer Göttin bei. Aber er macht sehr bald die Entdeckung, daß sie trotz alledem nur ein Weib ist, vielleicht mit weniger Vollkommenheiten als andere ihres Geschlechts. Die Dichter sind immer schnell mit dem Heiraten bei der Hand gewesen. Churchill heiratete mit 17, Shakespeare mit 18 und Shelley mit 19 Jahren. Vielleicht gab Keats das Empfinden des jungen Dichters richtig wieder, als er mit 23 Jahren an

*) In einer Anmerkung zu dieser Stelle fügt Mrs. Grote hinzu: „Madam Scheffer hätte nur einen besser geleiteten Verstand haben müssen, um ihr Los und ihr Haus zu einem glücklichen zu machen. Aus Mangel an Selbstbeherrschung und an Verständnis für die richtige Schätzung der Aufmerksamkeit, die sie von einem Manne mit so viel Freunden, Bewunderern und Schülern erwarten durfte, aus Mangel daran, muß ich zu meinem Bedauern sagen, verbitterte Madam Scheffer oft ihr gemeinsames Dasein durch ihre Forderung und durch ihr exaltiertes Flehen um den Alleinbesitz der Zeit und der Gedanken ihres berühmten Gatten". Mrs. Grote, „Das Leben Ary Scheffers".

einen Freund folgendes schrieb: „Ich bin gewiß, nicht das richtige Urteil über die Frauen zu haben. Ich bemühe mich in diesem Augenblicke, gerecht gegen sie zu sein, aber ich kann nicht. Kommt dies daher, daß sie so weit hinter meiner knabenhaften Phantasie zurückbleiben? Als Schulknabe hielt ich eine schöne Frau für eine wahre Göttin; mein Herz war ein weiches Nest, in welchem eine von ihnen ruhte, ohne es zu wissen. Ich habe kein Recht, von der Wirklichkeit mehr zu verlangen. Ich hielt sie für ätherisch, erhaben über die Menschen, ich finde sie vielleicht klein, im Verhältnis zu ihrer gedachten Größe"*).

Der Dichter lebt in einer selbstgeschaffenen Welt, die sehr verschieden ist von der wirklichen Welt, in der er lebt. Die erstere ist schön und ideal, die andere ist hart und praktisch; die erstere beschwört er nach Belieben herbei und läßt sie wieder entschwinden, sobald er will, die andere aber ist immer um ihn, vielleicht voll nagender Sorgen, voll Kummer und jämmerlicher Kleinlichkeiten des Lebens. In der Anschauung seines Ideals von Weib kann der Dichter selbst die Fähigkeit verlieren zu einer herzlichen Liebe für ein wirkliches Weib von Fleisch und Blut. Er

*) Lord Houghton, „Leben und Briefe von John Keats".

hält alles, was seinen Maßstab nicht erreicht, für unwert seiner Beachtung. Die Liebe Dantes zu Beatrice, Petrarcas zu Laura und Tassos zu Leonora war zum größten Teil eine ideale. Dante vernachlässigte seine Frau und seine Kinder, um von Beatrice zu träumen; Petrarca wollte sogar seiner eigenen Tochter nicht gestatten, unter seinem Dache zu leben, und Tasso saß lange in einem Irrenhause wegen seiner unerwiderten Liebe.

Die Liebe Dantes zu Beatrice von vor 600 Jahren ist noch immer ein Gegenstand der Bewunderung und Teilnahme. Es war die unerwiderte Liebe eines Knaben zu einem Mädchen, aber aus dem Knaben wurde ein genialer Mann und das Thema seiner Liebe fesselt und bezaubert noch heute beim Studium der italienischen Poesie. Die „Vita Nuova“ wird von vielen für den Beginn der modernen Lyrik gehalten. Sie enthält den klarsten Beweis, daß sie die wirkliche Erfahrung einer lebenden Seele und die getreue Offenbarung eines menschlichen Herzens ist. Wenn Dante nicht schon mit seiner Liebe geboren wurde, so war sie doch wenigstens der Beginn seines Lebens. „In jenem Teile des Buches meiner Erinnerung“, sagt er, „dem wenig Lesenswertes vorangeht, steht eine Rubrik, welche sagt: Incipit Vita Nuova — hier beginnt das neue Leben.“

Dante traf in seinem neunten Jahre Beatrice, ein Mädchen von acht Jahren, und verliebte sich sofort und für immer in sie. Das zarte Alter, in dem die Leidenschaft begann, hat viele veranlaßt, die ganze Geschichte nur für eine Allegorie, für eines Dichters Traum zu halten. Aber daß Beatrice lebte und atmete, kann niemand bezweifeln, der Dantes zärtliche und rührende Schilderungen liest; er giebt auf das genaueste alle Einzelheiten und besonderen Züge wieder, wie dies in der Schilderung eines Phantasiegebildes nie möglich wäre. Dante erklärte der Beatrice niemals seine Liebe und schließlich heiratete sie einen andern. Sie starb in ihrem 24. Jahre. Der Schmerz über ihren Tod erschütterte Dante so sehr, daß seine besten Freunde ihn kaum wiedererkannten. Das Licht seines Lebens war erloschen und hatte ihn in der Nacht der Verzweiflung zurückgelassen. Von dieser Zeit an wurde seine Liebe zu der verlorenen Beatrice die sein Leben beherrschende Idee. Obgleich der Tod sie seinen körperlichen Augen entrissen hatte, folgte er ihrem Geist in den Himmel und sah das ganze Weltall mit ihren Augen an. Die Erinnerung an seine Liebe begeisterte den Dichter zu seinem großen Werke „Die göttliche Komödie“, welche eine „Vergötterung der Beatrice“ genannt worden ist.

Das war Dantes ideales Leben; sein wirkliches Leben war ein irdisch-sinnliches. Seine himmlische Venus war eine Heilige, seine irdische Venus war nur ein Weib. Hätte er Beatrice geheiratet, so würde er kein „Neues Leben“, keine „Göttliche Komödie“ geschaffen haben. Der Tod verklärte sie und seine Liebe wurde eine geistige und ideale. Dante war eben so gut ein Mann wie ein Dichter. Nur ein Jahr nach dem Tode der Beatrice heiratete er eine vornehme Dame aus der Donati-Familie, die ihm sieben Kinder schenkte. Aber er machte keine Sonette an sie, er war sogar gar nicht glücklich in ihrer Gesellschaft; sie begleitete ihn auch nicht in seine Verbannung, sondern blieb mit ihren Freunden in Florenz.

Obgleich die Liebe zu allen Zeiten zur Dichtkunst begeistert hat, da sie die Leidenschaft ist, um welche sich alle romantischen Ideen bewegen, so heiraten doch nur wenig Menschen ihre erste Liebe. Nicht dem Glück der Liebe, sondern der verschmähten, verachteten, vom Frosthauch getroffenen Liebe verdanken wir die poetischen Klagen eines Petrarca, Dante und Tasso. Wie der Lenz die Vögel, begeistert Sehnsucht die Dichter zum Gesang; der Besitz macht sie verstummen. Byron sagt von Petrarca:

„Glaubt ihr, wenn seine Laura er heimgeführt als Weib,
Petrarca hätt' Sonette gemacht zum Zeitvertreib?“

Auch Petrarca war ein verschmähter Liebender, dessen Gesänge unsterblich geworden sind. Er sah zuerst Laura de Sade in der Kirche von St. Clair zu Avignon, wo ihn plötzlich eine heftige Leidenschaft ergriff. Er schrieb Sonette und Gesänge zu ihrem Lobe, welche ganz Europa durcheilten und dazu beitrugen, diese hoffnungslose Liebe zu der berühmtesten in der ganzen Litteraturgeschichte zu machen. Petrarca wanderte von Ort zu Ort, von einem Hof zum andern, manchmal zu Vaucluse sich von allen abschließend, doch oft nach Avignon zurückkehrend, um einen Blick auf Laura werfen zu können, die in den Gärten am Fuße des Felsens spazieren ging, auf dem der alte päpstliche Palast steht, den Petracra als Warte zu benutzen pflegte. Wir haben keine genaue Überlieferung, wie Lauras Gatte Petrarcas Huldigungen, die er seiner Frau brachte, aufgenommen hat, Campbell vermutet aber, daß dieselben nicht zu ihrem Glücke beigetragen haben, denn er hatte die Gewohnheit, sie zu schelten, bis sie weinte; und da er sieben Monate nach ihrem Tode wieder heiratete, ist es nicht wahrscheinlich, daß er ihren Verlust sehr beklagt hat. Manche vermuten auch, daß Laura nur eine erdichtete Persönlichkeit gewesen, aber es liegt kein vernünftiger Grund vor, an ihrer wirklichen Existenz zu zweifeln. Sie starb in ihrem 40. Jahre an der

Pest, indem sie, nach Petrarcas Beschreibung, wie eine Lampe erlosch, welche aus Mangel an Nahrung allmählich ausgeht. Als der Dichter ihren Tod vernahm, war es ihm, als hätte er den einzigen Gegenstand verloren, der ihn an das Leben fesselte. Dennoch überlebte er ihren Verlust um mehr als zwanzig Jahre, fortwährend an sie denkend und von ihr schreibend, wie er es in seiner Jugend gethan, sich ganz der Wollust des Kummers hingebend.

Tasso wurde mächtig durch die Dichtungen Petrarcas beeinflußt, welche das Herz der Jugend Italiens durchzitterten. Tassos erste Leidenschaft war eine junge Dame aus Mantua, an die er viele Sonette richtete nach Art Petrarcas, worin er sie seine Laura nannte. Aber nachdem die Dame sich verheiratet hatte, wurde das Herz des empfänglichen Dichters von einer neuen, noch hoffnungsloseren Leidenschaft für die Prinzessin Leonora, die Schwester des Herzogs von Ferrara, erfüllt. Er richtete viele seiner Liebeslieder an sie und erklärte ihr sogar seine Liebe, doch ohne Erfolg. Es ist nicht anzunehmen, daß die Prinzessin seine Werbung begünstigte, aber indem er seiner Phantasie die Zügel schießen ließ, schilderte er in glühenden, selbst anstößigen Versen die Gunstbezeigungen, die sie ihm erwiesen hätte.

Diese Verse, durch einen Feind aus seinen Papieren entwendet, wurden dem Herzog vorgelegt, welcher es veranlaßte, daß der Dichter gefänglich eingezogen und in dem San Francesco-Kloster zu Ferrara eingeschlossen wurde. Er entfloh dem Kloster und wanderte zu Fuß durch Italien. Aber er konnte nicht ganz den Ort verlassen, an dem sein Herz weilte, und so kehrte er nach Verlauf eines Jahres nach Ferrara zurück. Er versuchte den Herzog und die Prinzessin zu sehen, wurde aber abgewiesen. Er verfiel darauf in Wahnsinn und drohte dem Hause Este und all dessen Gliedern. Man zog ihn aufs neue gefänglich ein und steckte ihn schließlich in das Hospital St. Anna, wo er als Wahnsinniger behandelt wurde. Er lag dort Jahre lang und hörte nie auf, sich seiner hoffnungslosen aber unbesiegbaren Liebe hinzugeben.

Der Dichter Metastasio war zufrieden, eine platonische Liebe für die Signorina Bulgarini, besser bekannt unter dem Namen Romanina, hegen zu dürfen, welche die größte Sängerin ihrer Zeit war. Er lebte unter demselben Dache mit deren Gemahl und folgte dem Paare auf und nieder durch ganz Italien, seine Zeit und Kraft den Musen und der Freundschaft widmend. Bei ihrem Tode vermachte die Romanina dem Metastasio ihr

ganzes Vermögen, doch erst nach dem Tode ihres Gatten auszahlbar, aber der Dichter wies die Erbschaft zurück und übertrug die Rechte darauf ganz dem Gatten. Der Dichter Alfieri, dessen Erscheinen zu einer viel spätern Zeit einen neuen wichtigen Abschnitt in der Geschichte Italiens bildet, war gleich Dante ein leidenschaftlich Verliebter. Seinen verschiedenen Neigungen, so unheilig sie auch waren, verdanken wir seine meisten Tragödien. Er sagte von sich: „Der Wunsch zum Studieren und ein gewisses Gären schöpferischer Gedanken ergriff mich immer, wenn ich verliebt war".

Im Vergleich mit der glühenden Liebe der italienischen Dichter scheint die aller anderen vergleichungsweise kühl. Dennoch hat dieselbe Leidenschaft die Dichter anderer Länder begeistert, obgleich ihre Gesänge vielleicht weniger unsterblich geworden sind. Das Schicksal des Camoens glich in mancher Beziehung demjenigen Tassos. Er verliebte sich mit achtzehn Jahren in eine Dame von höherem Stande, am Hofe zu Lissabon, und wurde nach Santarem verbannt, wo er seine „Lusiaden" begann. Er ging ins Ausland und zeichnete sich als Soldat aus, immer noch seine hoffnungslose Neigung im Herzen — das Thema vieler seiner schönen Sonette. Nach vielen Wanderjahren kehrte er nach Portugal zurück, um seine Geliebte tot und sich selbst im

Elend zu finden. Cervantes schrieb „Galatea“, um die Liebe einer Dame zu gewinnen, an die er sein Herz verloren hatte. Obgleich es ihm gelang, ihre Zuneigung zu erobern, heiratete er doch eine andere.

Liebe war es, die Kisfaludy, den größten lyrischen Dichter Ungarns, begeisterte. Wieland wurde zuerst zu mystischer Frömmelei getrieben durch die leidenschaftliche Liebe, die er für ein Mädchen faßte, deren Hand er erst vier Jahre nach dem Zeitpunkt, wo seine Liebe begann, zum ersten Male küßte. Sie erwiderte seine Liebe und sie gelobten einander ewige Treue. Als nach acht Jahren Wieland noch immer zu arm zum Heiraten war, gab Sophie einem Herrn La Roche ihre Hand. Aber Wieland fuhr fort, sie noch immer gleich sehr zu lieben. „Es war eine ideale und dennoch wirkliche Bezauberung, in der ich lebte“, sagte er, „und in der Sophie, die ich so leidenschaftlich liebte, war für mich die Idee der Vollkommenheit verkörpert. Nichts ist gewisser als die Thatsache, daß ich nie ein Dichter geworden wäre, wenn uns das Schicksal nicht zusammengeführt hätte.“ Wieland heiratete später eine thätige, feste, kluge und zärtliche Frau, und war diese Liebe auch weniger ideal, so war sie doch segensvoller und wahrscheinlich glücklicher.

Der dänische Dichter Ewald wurde durch verschmähte Liebe zur Dichtkunst getrieben. Die junge Dame, welche er liebte, heiratete einen andern. Dieser Umstand warf einen tiefen Schatten von Melancholie über sein Leben, erweckte sein dichterisches Genie und schuf eine wunderbare Tiefe des Gefühls und des Pathos, die sich zuerst in seinem großen Gedicht: „Balders Tod" offenbarte. Novalis wurde so gewaltig beeinflußt durch seine Liebe für Sophie v. K...., daß dieselbe Zweck und Inhalt seines ganzen Lebens wurde. Sophie starb an ihrem 15. Geburtstage und Novalis verbrachte den Rest seines kurzen Lebens in tiefer Trauer um ihren Verlust. „Das Leben wurde für ihn zur Verklärung", sagt Tieck, „und sein ganzes Wesen schien sich aufzulösen in eine strahlende, verkörperte Verkündigung eines bessern Lebens." — „Was machte Euch zum Dichter?" fragte Dumas den Bäcker von Nismes, Reboul, den Verfasser jenes köstlichen Juwels: „Der Engel und das Kind". „Der Kummer", war die Antwort, „der Verlust eines geliebten Weibes und Kindes."

Auch Goethe hat viel geliebt, aber die Liebe war bei ihm mehr eine Sache des Verstandes als des Herzens. Selbsterziehung war die Leidenschaft seines Lebens. Sein Verstand beherrschte seine übrigen Fähigkeiten, die so zu sagen darin auf-

gingen. Seine Lebenserfahrung war deshalb unvollständig, denn man kann die Liebe weder verstehen noch schildern, bis man sie wirklich gefühlt hat. Trotzdem finden wir sehr schöne Schilderungen dieses Gefühls in seiner Selbstbiographie und in verschiedenen Gedichten von ihm. Goethe liebte auf seine Weise Gretchen, Klärchen, Friederike, Lotte, Lilli, Bettina und andere, aber er fürchtete sich, eine von ihnen zu heiraten, weil er erwiesenermaßen sich fürchtete, seine Freiheit zu verlieren. „Niemand konnte besser als er", sagt Lewes, „die hingebende Liebe des Weibes zum Manne schildern, wie seine entzückenden Schöpfungen Gretchen und Klärchen beweisen — das hatte er selbst erfahren; aber die erwidernde Zärtlichkeit des Mannes zum Weibe, das großmütige, beschützende, selbstlose Gefühl des Mannes hatte er nie empfunden und konnte es nicht ausdrücken."

Als Goethe die Liebe der einfachen Jungfrau Friederike gewonnen hatte, warf er sie fort wie eine ausgepreßte Orange. Alles, was er brauchte, war der Stoff zur Abfassung einer reizenden Idylle über Liebe und sein eigenes Verlassen derselben, um dadurch die Welt zu entzücken. Aber die verlassene Friederike wurde grausam gerächt durch die spätere Verheiratung des stolzen, berechnenden, kaltherzigen Dichters mit der Christine Vulpius. Nachdem er

viele Jahre mit ihr gelebt hatte, heiratete er sie schließlich, als sie fett, häßlich und unmäßig geworden war. Ein seltsames Ende der Liebeserfahrungen des großen Dichters von „Dichtung und Wahrheit!“ — „Wenn Goethe keine Frau im Kopfe hatte“, sagt Mr. Hayward, „glich er einem Anatomiker ohne einen Gegenstand zum Sezieren. Er sagte von Balzac, daß eine jede von dessen besten Novellen aus dem Herzen eines leidenden Weibes geschnitten zu sein schiene — ein Kompliment, welches Balzac seinerseits ihm erwidern konnte.“

Vielleicht ist es gut, daß wir nicht zu viel von dem Privatleben der großen Dichter erfahren. Sie sind oft schwächer als die Schwächsten. Selbst Shakespeare scheint, seinen Sonetten nach, während seines Lebens in London auf Abwege geraten zu sein. „Wir wissen“, sagt Sir Henry Taylor, „daß er seine mangelnden Existenzmittel als Ursache seines tadelnswerten Lebenswandels bezeichnete:

„O, hadre du um mich mit diesem falschen Glück,
Das schuldig ist an meinen bösen Thaten,
Weil es so wenig Sorge trug um mein Geschick,
Daß zum Gemeinen es mich ließ geraten,
Daß dunkle Flecken meinen Namen schänden,
Mein ganzes Wesen taucht im Schlamme unter,
Und Spuren trägt, wie an des Färbers Händen*).“

*) Sir Henry Taylor, „Bemerkungen über das Leben“.

Obgleich Frankreich viele Beispiele aufweist von dem Einfluß der Frau auf den Charakter und die Werke der Dichter und Schriftsteller, finden wir doch nicht solche Fälle von alles verzehrender Liebe und Hingebung, wie bei den italienischen und deutschen Dichtern. Bei den Franzosen ist die Liebe eher eine Sentimentalität statt einer Leidenschaft, mehr eine Sache des Verstandes als des Herzens, oft zart und edel, aber ohne vorherrschenden Einfluß auf das Leben. Die Liebe Abälards zu Heloise begann und endete mit Sentimentalität; sie heirateten einander nur um sich wieder zu trennen, er, um als Mönch in die Abtei von St. Denis zu gehen, und sie, um als Nonne in das Kloster von Argenteuil einzutreten. Bis zu einer noch nicht lange abgeschlossenen Periode der neuern Zeit übten die französischen Monarchen einen sehr verderblichen Einfluß aus auf das Verhältnis der Geschlechter zu einander, und ihr schlechtes Beispiel fand Nachahmung in allen Klassen der Gesellschaft. Die Männer heirateten, um ihre Intriguen zu verbergen, und die Frauen, um ‚frei‘ zu sein; ihre ganze Zuneigung schien den Frauen anderer Männer oder den Männern anderer Frauen zu gehören. Unter der Regierung Ludwigs XIV. ersetzten Maitressen die Ehefrauen und Liebeleien wurden Mode. Die Litteratur war

gesättigt mit Unkeuschheit und das Laster kroch überall wie ein Schlinggewächs empor. Zuchtlose Frauen wurden idealisiert und vergöttert. „Manon Lescaut" entstammte der Feder eines Abbé; es lag in solchen Verbindungen keine Schande mehr. Die Frauen schienen nur da zu sein zum Vergnügen der Männer und wurden dementsprechend, zu ihrer eignen Entwürdigung, behandelt.

Der größte Schade, den die französische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts anrichtete, war, daß sie den Charakter des Weibes in Mißkredit brachte. Die menschliche Gesellschaft kann sich von Revolutionen erholen und selbst dadurch gereinigt werden; aber wenn der Charakter der Frau herabgezogen wird, ist die Gesellschaft bis ins Herz vergiftet. Man hat die Frauen mit Banknoten verglichen, welche in der öffentlichen Schätzung im Werte fallen oder steigen, und die Schriftsteller mit Banquiers. Wenn dieser Vergleich zutreffend ist, so muß der moralische Verfall in Frankreich gegen das Ende des letzten Jahrhunderts sehr groß gewesen sein. Diderot, Rousseau und Voltaire repräsentierten ganz allein ihr Zeitalter. Diderot, der Verfasser des Essay „Über Verdienst und Tugend", verließ eine zärtliche junge Gattin, und schrieb eine schmutzige Novelle, um für deren Ertrag eine Maitresse

bezahlen zu können. Nachdem Rousseau eine lange Reihe von Liebeshändeln hinter sich hatte, hielt er es mit einem Mädchen von ganz gewöhnlicher Herkunft, Therese Levasseur, die er schließlich heiratete. Der Verfasser des „Emile“ war nicht so gut wie sein Buch, denn er schickte seine Kinder sofort nach deren Geburt ins Findelhaus!

Voltaire, der unverheiratet blieb, war ein eben so unbeständiger Liebhaber wie Goethe. Er verliebte sich bald in diese, bald in jene Persönlichkeit — Mademoiselle de Noyer, Madame de Villars, Madame Rupelmonde und die Marquise du Châtelet. „Welche menschliche Feder“, sagt Carlyle, „könnte die Unruhe schildern, welche diesem unglücklichen Philosophen seine Weiber bereiten! Von der ersten bis zur letzten hergelaufene, leichtfertige, launenhafte, kokette, das Leben vergiftende Buhlerinnen!“

Die letzte war, wenn wir nicht irren, Madame du Châtelet, mit welcher Voltaire, als sei er ihr Gatte, unter einem Dache lebte. Sie gaben sich dadurch ein Ansehen, daß sie beide zusammen Leibniz und Newton studierten; Voltaire lehrte sie auch die englische und italienische Sprache. Nachdem sie aber sechs Jahre in Abgeschlossenheit und Studium verlebt hatten, starb Madame de Châtelet unerwartet, worüber Voltaire den heftigsten Kummer empfand.

Die Zahl der englischen Dichter, welche Junggesellen blieben, ist ganz bedeutend. Cowley, Otway, Prior, Congreve, Gay, Swift, Pope, Collins, Shenstone, Gray und Goldsmith starben unvermählt. Cowley war nur einmal verliebt, hatte aber nicht Mut genug, um seine Liebe zu erklären. Swifts Liebeshändel mit Varina, Stella und Vanessa sind mit Geheimnis umgeben. Er war imstande, in seiner Liebe eben so leidenschaftlich wie grausam zu sein. Nachdem er die Zuneigung dieser warmherzigen Frauen gewonnen hatte, schrak er, wie mit Abscheu, vor ihnen zurück und starb zuletzt ‚in Tobsucht‘, um seine eignen Worte anzuführen, „wie eine vergiftete Ratte in ihrem Loche“ *).

Die Liebesangelegenheiten Popes tragen anderseits einen etwas lächerlichen Charakter, was von

*) Es ist erwiesen, daß Stella (Esther Johnson) Sir William Temples Tochter, und daß Swift (der das Geheimnis entdeckte) dessen Sohn gewesen, folglich ihr Stiefbruder. „Wenn dem so war“, sagt Sir W. R. Wilde, „würde dadurch sicherlich Swifts unerklärliches Betragen gegen Stella und Vanessa seine Lösung finden.“ Vgl. „Die letzten Lebensjahre Swifts“. — Die wahrscheinliche Ursache jedoch der krankhaften Sonderbarkeit seines Benehmens lag darin, daß Swift während des größten Teils seines Lebens mehr oder weniger wahnsinnig war, und daß er dies wußte.

seiner Verkrümmung*), seiner Kleinheit und seiner Selbsttäuschung kam. Seine erste Leidenschaft — d. h. sie beruhte auf einem Irrtum über seine Gefühle — galt einer gewissen Lady M., an die er eine ganze Reihe unverschämter und gezierter Briefe richtete, welche später gedruckt wurden und viel Heiterkeit erregten. Seine zweite Leidenschaft, die wohl eine wirkliche gewesen sein mag, galt keiner geringeren Person als der berühmten Lady Mary Wortley Montague, einer der schönsten und glänzendsten Frauen Europas. Sie nahm seine Liebeserklärung mit lautem Gelächter entgegen, das sie nicht unterdrücken konnte. Von nun an verfolgte Pope sie mit einem Haß, der tiefer war als seine Liebe vorher gewesen, und verleumdete sie mit all der glatten Schärfe und Bitterkeit, deren er in so hohem Grade Meister war.

Viel interessanter und menschlich anmutender waren die Liebesangelegenheiten des Dichters Cowper. In seiner ersten Jugendzeit hatte er sein

*) Ein Streit erhob sich während einer litterarischen Unterhaltung über die Bedeutung einer Stelle im Horaz. Einer der Umstehenden bemerkte: „Könnte die Stelle nicht verständlicher werden durch ein Fragezeichen?“ — „Was verstehen Sie unter einem Fragezeichen, mein Herr?“ — Der Herr blickte auf den Satiriker hernieder und antwortete: „Es ist ein kleines krummes Ding, welches Fragen stellt!“

Herz an seine Cousine Theodora, die Tochter seines Onkels Ashley Cowper, verloren, die seine Liebe erwiderte. Aber bald darauf wurde der junge Dichter, damals erst Schreiber bei einem Advokaten, von dem ersten Anfall der Krankheit heimgesucht, der er während seines ganzen Lebens mehr oder minder unterworfen war. Ihre Heirat wurde natürlich dadurch unmöglich und beide blieben zeitlebens unvermählt. Cowpers Kummer fand Trost in der Dichtkunst. Schon Dryden hat gesagt: „Die Liebe macht jeden Menschen zum Dichter — wenigstens zum Versemacher". Während seines Aufenthaltes zu Huntingdon, wo er durch Luftwechsel Besserung für seine Krankheit hoffte, machte er die Bekanntschaft der Mrs. Unwin und ihres Gemahls, sowie ihres Sohnes und ihrer Tochter und binnen kurzem war Cowper ein Mitglied der reizenden Familie geworden. Zum Beginn ihrer Bekanntschaft schrieb er von der Mrs. Unwin: „Jene Frau ist ein Segen für mich und ich kann sie nie sehen, ohne durch ihre Gesellschaft besser geworden zu sein". Mr. Unwin wurde bald darauf durch einen Unglücksfall getötet, und Cowper wurde Hausgenosse der Familie. Sie zogen nach Olney und dort veranlaßte ihn Mrs. Unwin zu schriftstellern, um dadurch sein Gemüt von den trüben Gedanken abzuziehen. Wir ver-

danken mithin ihr und Lady Austen den größten Teil seiner Werke. Zwanzig Jahre hindurch pflegte ihn Mrs. Unwin mit der zärtlichsten Sorgfalt, ohne daß je zwischen ihnen die Rede von einer Verheiratung gewesen wäre. Es war, um mit seinen eigenen Worten zu reden, eine Verbindung des Herzens, die nie einen Riß erlitt. Mrs. Unwins Gesundheit fing zuerst an, sich erschüttert zu zeigen. Sie wurde vom Schlage gelähmt; Cowper war auf das tiefste erschreckt. Er wurde ihr Krankenwärter, abwechselnd mit anderen. In einer der Pausen in seinen Nachtwachen verfaßte er die zärtlichen und schönen Verse: „An Mary“. Langsam glitt sie hinüber in ein besseres Land. Cowper erholte sich nie wieder von diesem Schlage und starb drei Jahre nach dem Tode der lieben und sanften Mrs. Unwin.

Es ist nicht bekannt, daß Goldsmith jemals verliebt war. Bei seiner verschwenderischen, wenn auch einfachen Natur war es besser, daß er nicht ein zweites Wesen in ein Dasein hineinzuziehen suchte, welches von der Hand in den Mund lebte. Doch erzählt man von ihm, daß er bei einer Gelegenheit nur mit Schwierigkeit davon abzuhalten war, eine Nähterin zu heiraten, wahrscheinlich als Dank für eine Freundlichkeit. Sehr rührend ist das Leben Charles Lambs, in Ver-

bindung mit dem seiner Schwester Mary. Dieselbe erstach ihre Mutter in einem Anfalle von Wahnsinn und schleppte sich seitdem stets an dem Rande des Irrsinns hin. Aus gewissen Andeutungen in Charles Lambs Schriften geht es als gewiß hervor, daß er einmal von heftiger Liebe ergriffen gewesen ist; aber nach dem Unglück mit seiner Schwester versagte er sich beharrlich alles Glück durch die Liebe eines andern weiblichen Wesens und widmete ihr sein Leben mit dem Heroismus eines Märtyrers. Man sagt, daß in jedermanns Leben, sei es noch so prosaisch, ein Roman geflochten ist, und dies war der Roman voll Zärtlichkeit und Hingebung in dem Leben des armen Charles Lamb. Der Dichter Keats, der so jung starb, war von einer überwältigenden Neigung erfaßt, die den Inhalt einiger seiner rührendsten Briefe bildet.

Eins der seltsamsten Vorkommnisse, das erst kürzlich bekannt geworden ist und den Einfluß der Liebe auf empfängliche Herzen zeigt, finden wir im Leben des französischen Dichters Béranger. Zeitlebens hatte er die Liebe ziemlich gering geschätzt, obwohl er oft von seiner Lisette, Rosette, Margot und Jeanneton sang; aber als alter Mann wurde er vollständig gefesselt durch die Reize einer jungen Engländerin. Er war ganz

außer sich in dem Wunsche, sie zu besitzen, obwohl er ihr keinen Heiratsantrag machte; er fühlte sich aber so trostlos dabei, daß er einem Freunde seinen Kummer vertraute. Dieser Freund nahm ihn mit sich nach einem entfernten Ort auf dem Lande, wo sie unbekannt mehrere Wochen in Einsamkeit lebten, bis die Herzenswunden des alten Dichters zu heilen begannen. St. Beuve, der diese Geschichte erzählte, begann sie mit dem Ausspruch des Grafen Bussy-Rabutin, daß die Liebe, wie die Pocken, am ernstesten und gefährlichsten ist, wenn sie spät im Leben zum Ausbruch kommt.

Viele lieben nur, so lange sie Liebhaber sind, ihre Liebe schwindet in der Ehe bald. Die Charaktere des Mannes und des Weibes bleiben unenthüllt, so lange sie ledig sind; erst wenn ihre Vereinigung eine unlösliche geworden ist, kann ihre Liebe zu einander die Probe bestehen. Das Werben gleicht einer Art Picknick, die Ehe aber ist der wahre Schmelzofen der Liebe. Der Brautstand ist der Ausgangspunkt einer langen Reise voll Vergnügen und Sorgen, voll Erfolge und Enttäuschungen, voll Freuden und Kümmernisse — viele der letzteren sind gewöhnlicher Art und entstehen aus Rücksichtnahme auf Geld, Ausgaben, Zinsen, Rind- und Hammelfleisch und wöchentliche Ausgaben. Viele können diese Kümmernisse nicht

ertragen und brechen unter ihnen zusammen; andere, und wir glauben der größere Teil, sind geduldig und ertragen alles.

Gegenseitiges Mitgefühl ist die Hauptsache. Beide müssen helfend beitragen zu einer vollkommenen Verbindung. Sie müssen Selbstbeherrschung haben und das Gefühl der Verantwortlichkeit, gegenseitige Duldsamkeit bei ihren Fehlern — sie haben deren beide —, die Fähigkeit, sich in die neuen Verhältnisse des Lebens zu fügen und den gemeinsamen Wunsch, alles zum Besten zu wenden. Wer die meiste Erfahrung hat, wird bestätigen, daß, wenn diese Bedingungen erfüllt werden, das Leben reich an Freude, Trost und Segen sein wird. Der Gatte wird sein Haus hochhalten wie ein Heiligtum, die Gattin wird den häuslichen Herd als den Mittelpunkt der Liebe, des Glücks und der Freude betrachten. Der Mann und die Frau, welche imstande sind, sich selbst um des Andern willen zu vergessen und Eines nur das Glück des Andern zu suchen, haben den sichersten Schutz, den Gott je gewährt, gegen alle Übel, welche aus dem Genuß bloß selbstsüchtiger Freuden und dem Versenken in die eignen, persönlichen Leiden entstehen müssen. Die Liebe ist der einzige Kämpfer, welcher stark genug ist, den letzten

und schlauesten Feind des Menschen aus dem Felde zu schlagen.

„Des Weibes Güte, wenn sie ist vermählt,
Ist viel Verdienst des Mannes, glaubt mir, Herr;
Und hat sie Fehler, ich verwett' mein Leben,
Es sind die seinigen, er trägt die Schuld!" *)

Viele geniale Menschen heirateten früh — vielleicht zu früh. Shakespeare heiratete mit achtzehn Jahren Anna Hathaway; Ben Jonson heiratete mit 21 Jahren, Franklin mit 24 Jahren, obwohl seine Schwiegermutter nur zögernd ihre Einwilligung zur Heirat gab, da sie fürchtete, der junge Mann würde als Buchdrucker keine genügende Existenz finden; es waren schon zwei Buchdruckereien in den Vereinigten Staaten und sie zweifelte, daß das Land drei würde ernähren können. Dante, Kepler, Fuller, Johnson, Burke und Scott heirateten mit 26 Jahren. Es ist eine lange Reihe von Dichtern, Juristen, Staatsmännern und Geistlichen, welche noch vor dem 30. Jahre heirateten. Washington und Buonaparte heirateten mit 27, Nelson mit 29 Jahren. Zwei gekrönte Dichter, Southey und Colley Cibber, heirateten gleichfalls sehr jung. Jeremy Taylor stieg, trotz einer frühen Heirat, zur Höhe empor,

*) Beaumont und Fletcher.

James Watt hatte, nach einer früh geschlossenen Verbindung, Energie und Kühnheit genug, um den Sieg des Geistes über die Materie zu erdenken und fast bis zur Vollkommenheit zu führen.

In der Lebensbeschreibung großer Männer hören wir weniger von den guten, als von den schlechten Frauen. Die glücklichsten Männer machen nicht Parade mit den Schätzen ihres Hauses. Wer sein Glück in der Ehe findet, trägt es nicht zur Schau, wer aber kein Verständnis in seinem Hause findet, sucht dasselbe außerhalb des Hauses. Glückliche Gatten sind schweigsam, während die unglücklichen viel Lärm machen und gelegentlich sich selbst zu rechtfertigen suchen. Es ist mit der Ehe wie mit dem fließenden Wasser: „Die seichten Stellen hört man murmeln, die Tiefe hingegen ist stumm“. Wenn die Biographen uns von den Frauen der berühmten Männer berichten sollten, würde es sich wahrscheinlich zeigen, daß die guten Frauen bedeutend in der Majorität sind.

Während die Ehe ein Probierstein für die Liebe ist, ist sie auch eine Erquickung für das Herz. Die Geschäftsleute und die Männer der öffentlichen Angelegenheiten kehren nach mühevollem Tagewerk zum Frieden des Hauses heim. Dort finden sie Komfort und moralische Unter-

stützung. Durch das Walten häuslicher Ordnung und Liebe wacht die Mutter des Hauses über das schlafende Kind in der Wiege, erzieht sie mit Ernst und Frohsinn die heranwachsende Jugend, pflegt mit Sorgfalt die letzten Mannesjahre und das Alter und sorgt für das Wohlsein jedes einzelnen unter ihrem Dache. „Das Weib“, sagt Sir Henry Taylor, „welches lobt und überzeugt, warnt und ermahnt bei geeigneter Gelegenheit, und ihre Liebe durch ein starkes Herz und nicht durch schwache Zärtlichkeit beweist — sie ist die wahre Gehülfin des Mannes.“ Einer der größten Staatsmänner, Lord Burleigh, war mit einer Frau gesegnet, die nicht nur große Talente, sondern auch eine bewundernswürdige Sanftmut besaß, und als sie starb, beklagte er ihren Verlust als den schwersten Schlag, den er je erlitten. „Aber ich muß mich trösten“, fügte er hinzu, mit der Erinnerung an ihre vielen gottbegnadeten Thaten während ihres ganzen Lebens. Der Graf von Stolberg nahm die Worte Descartes': „Ich denke, folglich bin ich“, als Motto zu seinem köstlichen kleinen Buche: „Von der Liebe“; „denn“, sagte er, „wir lieben, folglich werden wir zusammen leben“.

Wir könnten noch eine lange Aufzählung von den glücklich Verheirateten wie von denen machen,

für welche die Ehe zum Unsegen wurde. Manche haben gemeinsam an dem Joch gezogen, bei anderen war es umgekehrt der Fall, weil sie ungleich an Jahren, Stand, Vermögen, Geist und Herz waren. Es ist seltsam, welche Eigenschaften die Männer am meisten an den Frauen bewundert haben, die sie zu ihren Lebensgefährtinnen erwählten. Der Dichter Mason soll der Frau, die er heiratete, einen Antrag gemacht haben, weil sie den ganzen Abend, wo er mit ihr in einer Gesellschaft zusammen gewesen war, nicht ein einziges Wort gesprochen hatte. Als sie jedoch mit dem Dichter verheiratet war, erwies sie sich eben so klug als mitteilsam und sie wurde bei ihrem Tode von ihm auf das tiefste betrauert. Wohl nur wenige haben ohne Rührung die Grabschrift lesen können, welche er verfaßte und auf ihren Grabstein setzen ließ.

Calvin verzichtete vollständig auf ein Liebeswerben. Er hatte keine Zeit zum Hofmachen, sondern bat seine Freunde, ihm zu helfen. Farel bemühte sich umsonst, für ihn eine Frau zu finden. Martin Bucer entdeckte als für ihn passend die Witwe eines Wiedertäufers mit einer großen Familie; er nahm sie zur Frau und sie lebten glücklich zusammen. Sehr verschieden von ihm war Luther — der geniale, warmherzige, fröhliche Mann. Er nannte seine Frau seine Ehehälfte

Käthe, seine Hausherrin Käthe, seine Kaiserin Käthe. „Es ist eben so wenig möglich", sagte er, „ohne Frau fertig zu werden, wie ohne Speise und Trank. Vom Weibe empfangen, geboren und erzogen, ist unser ganzes Wesen gewissermaßen ein Teil ihres Wesens, und ist es deshalb vollständig unmöglich für uns, uns ganz vom Weibe loszusagen."

Der Astronom Kepler wählte seine zweite Frau auf dieselbe prosaische und geschäftsmäßige Weise wie Calvin. Er machte einen Katalog von zwölf Damen, mit einem Verzeichnis ihrer verschiedenen Vorzüge. Er hielt um einige nach einander an, die ihm aber einen Korb gaben; eine verheiratete sich, während er noch überlegte; die achte gab ihm das Jawort, da ihr aber die Sache leid wurde, bat sie ihn, es ihr zurückzugeben. Endlich fand er eine, die ihn erhörte und sie lebten glücklich zusammen bis zum Ende von Keplers arbeitsamem Leben. Die Veranlassung zum Heiraten ist oft eine ganz zufällige gewesen. Der berühmte Arzt Vic d'Azyr ging eines Tages die Straße entlang, als eine junge Dame ohnmächtig niederfiel; er eilte zu ihrem Beistande herbei und die Folge dieses zufälligen Zusammentreffens war eine Neigung mit nachfolgender Heirat. Die junge Dame war die Nichte des berühmten Natur-

forschers Daubenton. Abernethy verliebte sich auch in eine seiner Patientinnen, aber er hatte so viel mit seinen Berufsgeschäften zu thun, daß er keine Zeit hatte, ihr auf herkömmliche Weise den Hof zu machen. Er legte die Sache der Mutter der Dame vor und bot durch dieselbe der Tochter Herz und Hand an. Der Antrag wurde angenommen und die Erwählte erwies sich als vorzügliche Frau.

John Hunter war nicht so schnell bereit mit seiner Werbung, weil er in seiner Praxis noch zu wenig Erfolg gehabt hatte. Er hatte zwar schon großen Ruf als vergleichender Anatom, aber wenig Berühmtheit als Chirurg, als er eine Neigung für Miß Home, die Schwester des später so gefeierten Sir Everard Home, faßte. Sein Einkommen war noch zu klein, um ihm das Heiraten zu gestatten, aber angefeuert durch die Liebe, arbeitete er in Hoffnung und mit zunehmendem Erfolg, bis er endlich sie wirklich nach jahrelangem, geduldigen Warten heimführen konnte. Crabbe, der Dichter der Armen, wartete noch länger. Während er als Landapotheker eine Existenz zu erkämpfen suchte, verliebte er sich in Miß Susan Elmy, konnte sie aber nicht heiraten, da er kaum imstande war, sich selbst zu erhalten. Er gab das Geschäft auf und versuchte es mit der Schriftstellerei, jedenfalls dem schwächsten Rohr, um sich darauf zu lehnen. Zum

Glück fand er Beistand an Edmund Burke. Er trat in den Kirchendienst und erhielt eine Kaplanstelle. Die Veröffentlichung seines Erstlingswerkes: „Das Dorf" sicherte seinen Ruf als Schriftsteller. Lord Thurlow gab ihm zwei kleine Pfründen in Dorsetshire, und endlich, nach acht langen Jahren des Wartens, heiratete er seine erste Liebe, und mit Vergnügen berichten wir, daß sie ihm eine vortreffliche Lebensgefährtin geworden ist.

Manche haben gekämpft um ihre Frauen, andere haben für sie gearbeitet, für sie studiert, für sie geschrieben, für sie gemalt. Quintin Massys liebte die Tochter eines Malers, der bestimmt hatte, daß dieselbe nur einen Künstler heiraten solle. Massys war ein Grobschmied, freilich ein merkwürdig geschickter*); von der Liebe angespornt verließ er sein Handwerk und fing an zu malen. Er hatte mit Palette und Pinsel selbst noch besseren Erfolg als mit Hammer und Amboß und war bald imstande, um die Hand der Tochter des Malers zu bitten.

Eine ähnliche Geschichte wird von Ribalta, dem berühmten spanischen Porträtmaler, erzählt. Er

*) Er führte den schönen Traghimmel über dem Ziehbrunnen vor der Kathedrale zu Antwerpen aus — eines der schönsten Stücke in Eisenarbeit, welche existieren.

liebte die Tochter seines Meisters, ward aber von demselben abgewiesen, weil er in seiner Kunst nicht genügende Fortschritte gemacht habe. Darauf reiste er nach Rom, wo er mit solchem Erfolg studierte und arbeitete, daß er nach seiner Rückkehr nach Valencia um die Hand der Geliebten seines Herzens werben konnte und sie auch erhielt.

Wir haben von einer glücklichen Ehe gehört, welche durch eine Kritik zustande gekommen ist. Als eine wohlbekannte Dame ein Buch über eine Reise in fremden Ländern geschrieben hatte, wurde dasselbe sehr scharf, obgleich im ganzen nicht ungünstig in einem der ersten englischen Journale beurteilt. Die Verfasserin schrieb an den Verleger und wünschte die Adresse des Kritikers zu erfahren, um sich mit ihm über gewisse Punkte zu verständigen, die er entschieden falsch verstanden habe. Das Ergebnis war ein Briefwechsel, eine Zusammenkunft, eine Neigung und schließlich eine Heirat des Kritikers mit der Verfasserin, der jetzigen Vicomtesse S.

Einige der weisesten und gelehrtesten Männer haben sich großes Unglück durch ihre Heirat zugezogen. Der scharfsinnige Hooker war keineswegs scharfsinnig in der Wahl seines Weibes. Er überließ die Angelegenheit seiner Wirtin, welche ihm ihre eigene Tochter vorschlug. Sie war häßlich,

und, was noch schlimmer ist, ein böses Weib. Als Edwin Sandys und George Cranmer ihn auf seiner kleinen Pfarre zu Drayton-Beauchamp in Buckinghamshire besuchten, fanden sie ihn einige Schafe auf dem Felde hütend. Als er von seiner knechtischen Beschäftigung erlöst war, kehrte Hooker mit seinen Freunden nach Hause zurück, wo seine Frau ihn sofort von ihnen fortrief, um die Wiege zu schaukeln! Isaac Walton giebt in seinem „Leben Hookers" einen kläglichen Bericht von des armen Predigers unglücklichem Lose. „Wir wollen nicht vergessen", sagt er, „daß der Prophet Ezechiel sagt: ‚Ein Hemmschuh hemmt unser Rad' — ein geheimer, geheiligter Hemmschuh der Vorsehung, am meisten fühlbar in der Ehe, von Gottes Hand angewandt, der dem Schnellen keine Eile, dem Weisen kein Brot, den guten Männern keine guten Weiber gestattet; und Er, der gut machen kann, was böse ist, weiß, warum dieser Segen dem geduldigen Hiob, dem sanften Moses und unserem sanften und geduldigen Mr. Hooker versagt geblieben ist."

Dr. Donne heiratete im geheimen die Tochter des Sir George More, des Kanzlers vom Hosenbandorden und Statthalters des Towers. Als junger Mann war Donne Privatsekretär des Lord Ellesmere, des Großsiegelbewahrers. Als dessen

Hausgenosse hatte Donne häufig Gelegenheit, die junge Dame zu sehen, und verliebte sich leidenschaftlich in sie. Sir George erfuhr von dieser Neigung und schickte seine Tochter fort nach seinem Hause in Surrey. Aber es war zu spät, denn die jungen Leute hatten Gelübde ausgetauscht, die nur der Tod lösen konnte. Sie fanden die Gelegenheit zu einer heimlichen Heirat. Sir George war darüber zuerst sehr erzürnt und verlangte, Lord Ellesmere solle seinen Sekretär entlassen. Lord Ellesmere that es, aber mit den Worten, „daß er sich von einem Freunde trenne und einem Sekretär, der mehr geeignet sei, einem Könige zu dienen, als dessen Unterthan“. Donne sandte seinem jungen Weibe einen traurigen Brief, der sie von seiner Entlassung benachrichtigte und den er unterschrieb: „John Donne, Anne Donne, Undone“ („abgesetzt“). Sir George More ging noch weiter. Er hatte die drei Geistlichen, welche bei der Heirat seiner Tochter, die das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte, beteiligt gewesen waren, gefänglich einziehen und in drei verschiedene Gefängnisse stecken lassen. Endlich ließ sich der harte Vater erweichen, besonders als er von allen Seiten das Lob seines Schwiegersohnes hörte. Er erlaubte den beiden nach ihrer langen Trennung mit seinem väterlichen Segen wieder vereinigt zu werden. Anne Donne

erwies sich als eine der liebevollsten und hingebendsten Gattinnen gegen den besten und begabtesten der Männer.

Nicht oft kommt es vor, daß Ehemänner die Porträts ihrer Frauen der Nachwelt überliefern, wie Rubens die seiner Frauen. Rubens war zweimal verheiratet und malte häufig seine beiden Frauen. Er heiratete zuerst Elisabeth Brant, als er 32 Jahre alt war, die nach siebzehnjähriger Ehe starb. Fünf Jahre später heiratete er Helene Fourment, ein sehr schönes Mädchen von sechzehn Jahren. Wir finden ihr Porträt oft auf seinen Bildern. In dem Altarbild der Kathedrale zu Antwerpen hat er die Porträts seines Vaters und seiner beiden Frauen angebracht.

Der Mathematiker Simpson heiratete, um ein eigenes Heim zu bekommen. Er war noch ein ganz junger Mensch, der als Weber zu Nuneaton arbeitete, als er die Witwe eines Schneiders heiratete, die dreißig Jahre älter als er und Mutter zweier Söhne war, von denen der jüngere noch zwei Jahre älter als er selbst war. Dennoch störten diese seltsamen Verhältnisse in keiner Weise die Harmonie der Familie. Als Samuel Johnson 27 Jahre alt war, heiratete er Titty Porter, eine dicke, aufgeputzte und ziemlich gewöhnliche Witwe, die herzstärkende Getränke außerordentlich liebte

und deren Kinder so alt waren wie er selbst. Mit Ausnahme der Mrs. Thrale, zu der er mit zärtlicher Bewunderung emporblickte, war Titty die einzige Frau, welche Johnson wirklich scheint geliebt zu haben; er war überdies zu kurzsichtig, um ihre persönlichen Mängel zu bemerken. Sie lebten sechzehn Jahre glücklich zusammen und Johnson sprach nie anders als mit Zärtlichkeit und Bedauern von ihr.

Whitfield und Wesley wurden beide unglücklich in ihrer Ehe. Whitfield sagte, daß er frei sei „von der thörichten Leidenschaft, welche die Menschen Liebe nennen“. Er hatte keine Neigung zum Heiraten, heiratete trotzdem und fühlte sich unglücklich. Cornelius Winter hat es in seinen Papieren aufgezeichnet hinterlassen, daß Whitfields Gemüt durch den Tod seiner Frau erst wieder zur Ruhe gekommen sei. John Wesley war noch unglücklicher. Er heiratete eine Witwe mit vier Kindern, einem unabhängigen Vermögen und einem unlenksamen Sinn. Sie hatte wenig Sympathie mit seinen Ansichten und konnte die Menschen nicht leiden, mit denen er sie in Berührung brachte. Überdies war sie beleidigend eifersüchtig auf ihren Mann, durchwühlte seine Taschen nach unerlaubter Korrespondenz und fuhr ihm oft in die Haare. Dennoch ertrug Wesley es über zwanzig Jahre

mit ihr. Endlich verließ sie ihn, nahm einen Teil seiner Tagebücher und viele von seinen Papieren mit fort und kehrte nie zurück. Wesley berichtet folgendermaßen über sie in seinem Tagebuche: „Ich habe sie nicht verlassen, ich werde sie nicht zurückrufen" *).

August Comte — ein Mann von ganz anderem Schlage — war gleichfalls unglücklich in seiner Ehe. Er und seine Frau zankten oft und heftig mit einander, und als sie sich trennten, sprach er von dem Ereignis als von einer Erlösung aus unerträglichem Druck. Er faßte später eine platonische Liebe für Madame de Vaux, deren Mann auf Lebenszeit auf die Galeere geschickt worden war. Comte verlieh ihr den Namen „Heilige Clotilde" und es war ihm zur Gewohnheit geworden, mit ihr seine Entwürfe zur Entwickelung und Veredelung des Menschengeschlechtes zu be-

---

*) Was man auch von Wesleys Frau erzählen mag, es muß ein störrischer Charakterzug in seiner eignen Familie gelegen haben. Von seinem Vater Samuel Wesley, der ein eifriger Whig war, wird berichtet, daß, als derselbe zufällig entdeckte, wie seine Frau, die eine Tory war, nicht Amen sprach beim Gebet für die Genesung Wilhelms III. während seiner letzten Krankheit, er dermaßen außer sich war über ihr Benehmen, daß er nicht länger mit ihr zusammen leben wollte und sich deshalb zeitweise ganz von ihr trennte.

sprechen. Sie starb jedoch bald und ließ Comte ganz trostlos zurück. Er besuchte wöchentlich ihr Grab und betete täglich zu ihr, sie um ihren Beistand bittend. Man kann sie ansehen, sagt Mr. Lewes, wie die Beatrice in Comtes „Religion der Menschheit" *).

Viele der größten Musiker sind ledig geblieben; Haydn wurde unglücklich in seiner Ehe und lebte von seiner Frau getrennt, hauptsächlich wegen ihrer Überspanntheit, Mozart und Weber hingegen wurden glücklich durch ihre Frauen, Weber ganz besonders. Im allgemeinen ist jedoch das Leben eines Musikers mit seinen Aufregungen und seinem fortwährenden Wechsel nicht sehr geeignet für häusliche Freuden. Webers Brautstand und Eheleben, wie es aus seinen eigenen Briefen an Caroline Brandt, seine „geliebte Lena", hervorgeht, hat den Reiz eines Romans. Sie sympathisierte mit ihm, war sein Rat und sein Trost, und liebte ihn zärtlich. Seine Briefe an sie sind durch und durch deutsch, und deutsche Liebe ist von einem viel sentimentaleren Anstrich als englische; die erstere ist überströmend und überschwänglich, die letztere zurückhaltend und scheu.

---

*) „Fortnightly Review", Nr. 16.

Die Gebrüder Corneille heirateten die beiden Schwestern Lampérière; die ganze Familie wurde durch diese Verbindung liebevoll zusammengekittet. Sie lebten in angrenzenden Häusern, deren Thüren in einander führten, und erfreuten sich auf diese Weise einer Gemeinsamkeit des Geschmacks und Gefühls. Die Brüder arbeiteten zusammen und teilten sich in ihren gemeinsamen Ruhm, während die Schwestern glücklich waren in der Teilnahme für einander und in der Liebe und Bewunderung ihrer Gatten. Nicht weniger glücklich war das Eheleben Racines. Seine Frau war fromm, gut und sanften Gemüts, doch hatte sie wenig Sinn für Poesie und kannte die Tragödien ihres Mannes nur dem Namen nach. Eines Tages brachte Racine aus Versailles eine Börse mit 1000 Louisd'or nach Hause. Zu seiner Frau eilend, umarmte er sie mit den Worten: „Wünsche mir Glück, der König hat mir 1000 Louisd'or geschenkt!" Aber Madame Racine liebte das Geld eben so wenig wie die Dichtkunst. Sie antwortete ihrem Gemahl nur durch eine Bemerkung über das Betragen eines der Kinder. „Laß uns davon ein anderes Mal reden", sagte der Dichter; „heut wollen wir uns ganz der Freude hingeben!"

Jean Paul (Richter) war sehr liebebedürftiger Natur, schon von seiner Knabenzeit her. In der

Schule verliebte er sich in Katharine Barin und widmete später ein Kapitel in seinem „Leben" dem ersten Kuß — „dieser kostbaren Perle eines Augenblicks, diesem unauslöschlichen Moment". Der Liebe folgte eine Zeit sanfter Melancholie: „Auf der Blumen- und Erntekrone des Glücks sowohl wie auf der bräutlichen Krone liegt gewöhnlich ein Tautropfen, welcher aussieht wie eine Thräne". Er verliebte sich immer wieder auf ästhetische Weise, da seine Schriften eine seltsame Bezauberung auf gelehrte Damen der sentimentalen Schule ausübten, mochten sie nun verheiratet oder ledig sein. In Weimar erbaten sie sich so stürmisch Locken seines Haares und er erfüllte so freigebig ihr Verlangen, daß sein Kopf bald wie geschoren aussah und er sich in die Notwendigkeit versetzt sah, eine Perücke zu kaufen, aus deren Haarreichtum er imstande war, allen ferneren Bittgesuchen zu genügen. Unter seinen auf einander folgenden vornehmen Angebeteten finden wir Frau v. Kalb (die von ihrem Manne getrennt lebte), Frau v. Krüdener (die Frau eines russischen Gesandten in Dänemark), Emilie v. Berlepsch (welche sich über seine platonische Kälte beklagte), Karoline v. F., „eine himmlische Herzogin, mit Kindesaugen, das ganze Antlitz voll Lieblichkeit und Jugendreiz und mit einer Nachtigallen-Stimme"; Josephine v. Sydon, eine

reizende Französin, „fest, zärtlich, lebhaft, einfach und naiv“, und zuletzt Karoline Meyer, welche er heiratete. Aber damit hatte die Bezauberung, die er auf die Frauen ausübte, ihr Ende noch nicht erreicht, denn nach mehrjähriger glücklicher Ehe, als er fünfzig Jahre alt war, erhielt er noch in leidenschaftlichen Ausdrücken eine Liebeserklärung von einer gewissen Marie Förster, die damals siebzehn Jahre alt war und seit ihrem zehnten Jahre für seine Schriften mit Begeisterung schwärmte. Jean Paul ermutigte ihr Entgegenkommen nicht, gab ihr gute Ratschläge, sandte ihr aber keine weiteren Briefe, worauf das thörichte und leidenschaftliche Mädchen sich in ihrer Verzweiflung ertränkte.

Sheridan heiratete zweimal und obgleich er in den meisten Dingen sehr unvorsichtig war, hatte er doch Glück mit seinen beiden Frauen. Er war erst 22 Jahre alt, als er mit Miß Linley, einer vollendeten Sängerin, die sechs Jahre jünger war als er selbst, davonlief und sich heimlich mit ihr verheiratete. Nahrungssorgen trieben ihn zur Schriftstellerei. Zwei Jahre nach seiner Heirat gab er „Die Nebenbuhler“ heraus, auf welche seine „Lästerschule“ und andere Werke folgten. Sein Leben war ein fortwährendes Auf und Nieder, von Schulden und Schwierigkeiten, von Mißerfolgen

und Triumphen. Sein junges Weib ertrug jedoch alles geduldig und liebte ihn, wie hingebende Frauen immer thun werden, nur noch mehr um seiner Unvollkommenheiten willen. Sheridan trat in das Parlament und erntete großen Erfolg als Redner. Bald darauf starb jedoch sein vortreffliches Weib, welches der damalige Bischof von Norwich „ein verbindendes Glied zwischen Weib und Engel nannte“, an der Auszehrung. Sheridan war durch dieses Ereignis eine Zeitlang vollständig zu Boden geschmettert. „Ich habe ihn Nacht für Nacht gesehen“, sagt Kelly, „wie er dasaß und wie ein Kind weinte, während ich ihm auf seinen Wunsch ein gefühlvolles kleines Lied von mir vorsang: ‚Sie legten sie ins grüne Grab!‘ Ich habe nie einen tieferen Kummer gesehen als den Sheridans um den Verlust seines geliebten Weibes.“ Aber die alltröstende Zeit heilte seine Wunden. Drei Jahre später heiratete er Miß Ogle, die Tochter des Dekans von Winchester, eine hochgebildete Dame, die ihn innig liebte. Obgleich Sheridan in betreff seiner eigenen Schulden und Verlegenheiten sehr sorglos war, war er doch besorgt um seinen Sohn Tom, von dem er wünschte, daß er eine Dame mit großem Vermögen heirate. Aber eine andere Dame, Miß Callander, hatte schon des Sohnes Herz gewonnen. Eines Tages hatte

Sheridan eine lange Unterredung mit ihm über die Heirat und drohte ihm, daß, wenn er Miß Callander heiratete, er ihn „mit einem Schilling abfinden würde“. Tom konnte der Gelegenheit nicht widerstehen, zu antworten: „Den du dir aber erst borgen mußt“. Sheridans zweite Frau hatte dieselben Sorgen wie die erste. Er wurde zu allen möglichen Hülfsmitteln getrieben, sich Geld zu verschaffen, und endlich, gequält durch Mahnbriefe, verlassen von seinen Freunden, starb er in den Armen seines treuen Weibes, die ihn bis zuletzt geliebt und bewundert hatte.

Steele glich Sheridan in seiner Unbedachtsamkeit und seinem liebevollen Herzen. Er war auch zweimal verheiratet, zuerst mit einer Dame aus Barbados und darauf mit der Tochter eines Edelmanns aus Carmarthenshire, an welche er jene scherzhaften, liebenswürdigen, zärtlichen und bewundernden Briefe richtete, in denen ihre „Brautschaft“ verewigt worden ist. Also gleich Sheridan wurde Steele durch seinen fortwährenden Geldmangel gequält, und obgleich er seiner Frau ein heiteres Gesicht zeigte, that ihm oft das Herz weh. Er fand einen zeitweiligen Trost im Trunk und ließ seine Frau zu Hause die Gläubiger vertreiben, die ihm nachstellten, während er bei seinen lustigen Kameraden im Wirtshaus zur Rose Zu-

flucht suchte. Aber Steeles bessere Natur brach immer wieder durch, wenn er an seine Frau dachte. In der Widmung eines seiner Bücher an sie sagte er: „Wie oft hat deine Zärtlichkeit den Schmerz meines kranken Kopfes gelindert, wie oft mein betrübtes Herz von Angst befreit! Wenn es solche Wesen wie Schutzengel giebt, so bist du einer. Es ist nicht möglich, daß einer von ihnen von besseren Eigenschaften und reizenderer Gestalt ist als mein geliebtes Weib".

„Dichter", sagte Johnson „sind, mit Verlaub zu reden, nicht die besten Väter", dem man mit gleicher Wahrheit hinzufügen könnte: auch nicht die besten Gatten. Es genügt der Hinweis auf Shakespeare und Anne Hathaway, auf Milton und seine erste Frau, auf Greene, den Dramatiker, der mit seiner Frau nur ein Jahr zusammen lebte; auf Churchill, der mit siebzehn Jahren heiratete, mit seiner Frau in Unfrieden lebte und Gift nahm; auf Sterne, dessen Herz durch einen toten Esel gerührt wurde, und der seine Frau verließ und seine Mutter vernachlässigte; auf Thomson, der sich verheiratete, aber seine Frau niemals anerkannte*); auf Byron, in dessen Ehe der eine Teil

*) Das Kirchenbuch der alten Marylebone-Kirche enthält als Eintragung: „Gestorben Mary Thomson, eine Fremde". — Chambers' „Biographisches Wörterbuch", 1851.

gemein und selbstsüchtig, der andere unedel und unfreundlich war; auf Shelley, dessen erste Frau sich ertränkte, nachdem er sie um Mary Godwin verlassen hatte. Keine Irrtümer, die Dichter in der Ehe begehen können, sind schmerzlicher als diese gewesen. Viele Dichter haben jedoch auch glückliche Ehen geführt. Parnell heiratete eine Dame von seltner Schönheit und großen Verdiensten, und sein Kummer über ihren Verlust nagte dermaßen an seinem Geist und Herzen, daß er nie seine sonstige Gesundheit und frohe Laune wieder gewann. Sir Walter Scott war höchst glücklich in seiner Ehe, so auch Crabbe, Wordsworth, Hood und Southey.

Southey, Coleridge und Lovell, drei Dichter, heirateten drei Schwestern, die Misses Frecker aus Bristol. Sie waren alle gleich arm, als sie heirateten. Southey war 21 und Coleridge 23 Jahre alt, aber sie waren von verschiedenem Temperament. Southey war ein arbeitsamer Mensch und Coleridge war ein Schwätzer. Das häusliche Leben des ersteren war glücklich, das des zweiten eine traurige Notlage. Als Coleridge ins Ausland ging mit einem Jahreseinkommen von 120 Pfund Sterling, welches ihm die Herren Wedgwood von Burslem bewilligt hatten, ließ er seine Frau und Kinder so mittellos zurück, daß Southey sie erhalten

mußte. Um dieselbe Zeit starb Lovell und der edle Southey nahm dessen Witwe und Kinder bei sich zu seiner Familie in Keswick auf und erhielt sie bis zu seinem Tode. Er war auch glücklich in der Wahl seiner zweiten Frau, der schätzenswerten Dichterin Caroline Bowles, die seine Augen zur ewigen Ruhe zudrückte.

Der Dichter Moore war gleichfalls glücklich in seiner Ehe; die „liebe Bessie“ war eine wirklich schätzenswerte Frau und eine höchst zärtliche Gattin. Ihr Name kommt oft in seinem Tagebuch vor; sie war es zufrieden, in Sloperton zurückzubleiben, während er unter Herzögen und Herzoginnen in London umherflatterte und ihnen seine Fenier-Kriegslieder vorsang. Croker spottete über Lord John Russells „Das Leben Moores“ in der Quarterly Review; doch trug die „liebe Bessie“ sehr viel bei zu des Dichters Glück und pflegte ihn mit hingebender Zärtlichkeit während der langen Krankheit, die mit seinem Tode endigte. Das Eheleben Thomas Hoods jedoch, dessen Dasein ein fortwährendes Märtyrertum war, war wohl eins der glücklichsten. Seine Frau pflegte ihn in seiner Krankheit, tröstete ihn in seinen Kümmernissen und machte ihm sein häusliches Leben so glücklich wie möglich unter sehr unglücklichen Verhältnissen. Was seine Heirat anbetrifft, so erklärte Hood stets,

daß er ohne dieselbe es zu nichts würde gebracht haben. In einem seiner herzlichen Briefe an seine Frau sagte er: „Ich war gar nichts, Liebste, bis ich Dich kennen lernte, und ich bin seitdem besser, glücklicher und erfolgreicher gewesen. Schließe diese Wahrheit ein, Liebste, und erinnere mich an dieselbe, wenn ich fehlen sollte".

Die Heirat mancher genialer Männer ist auf seltsame Weise zu stande gekommen, z. B. die Balzacs und Lamartines. Als Balzac auf dem Zenith seines Ruhmes stand, reiste er in der Schweiz umher und kam gerade in demselben Augenblick in seinem Wirtshause an, als der Fürst und die Fürstin Hanski dasselbe verließen. Balzac wurde in das Zimmer geführt, welches von denselben eben frei geworden war, und wurde durch den plötzlichen Eintritt der Prinzessin gestört, welche nach einem Buche fragen wollte, das sie vor dem Fenster hatte liegen lassen, an dem Balzac saß. Sie teilte ihm mit, daß das fragliche Buch die Taschenausgabe von Balzacs Werken sei, welche sie stets auf ihren Reisen begleite. Fünfzehn Jahre vergingen, während welcher eine litterarische Korrespondenz zwischen der Fürstin und Balzac geführt wurde, bis schließlich ein Brief von ihr kam mit einem direkteren persönlichen Ziel. Er enthielt die Todesanzeige ihres Gemahls, des

Fürsten, mit der vertraulichen Mitteilung, daß sie sich verpflichtet fühle, seinen hochherzigen Wunsch zu erfüllen und deshalb entschlossen sei, ihm einen Nachfolger in der Person Balzacs zu geben. Der entzückte Dichter wartete keine zweite Aufforderung ab. Er reiste sofort ab nach ihrem Schlosse am Rhein, wo sie eine glückliche Hochzeit feierten inmitten glänzender Feste zur Feier derselben. Lamartine heiratete auch eine Engländerin mit bedeutendem Vermögen, deren Mädchenname Birch war. Sie hatte sich leidenschaftlich in den Dichter verliebt beim Lesen seiner „Méditations“, und als sie von seinen Geldverlegenheiten hörte, schrieb sie an ihn und bot ihm den größten Teil ihres Vermögens an. Gerührt durch solche seltene Hochherzigkeit, bot er ihr Herz und Hand an und wurde sofort erhört.

Es würde zu weit führen, wollten wir von allen genialen Männern erzählen, die an ihren Frauen Hülfe und Beistand gefunden. Einiger derselben ist in einem anderen Werke Erwähnung gethan*), doch wollen wir diesen noch zwei weitere Beispiele hinzufügen. Buffon heiratete erst spät im Leben, im 55. Lebensjahre, aber er war höchst glücklich in seiner Verbindung mit Made-

*) „Der Charakter“, Kap. XI.

moiselle de Saint Belin, die sorgsam über ihres Mannes aufwärts führende Schritte zum Ruhm wachte und sich über die Ehrenbezeigungen freute, die ihm durch gelehrte Gesellschaften wie durch gekrönte Häupter daheim und im Ausland erwiesen wurden. Der Historiker Niebuhr fand auch große Unterstützung an seiner Frau. Sie besänftigte durch den Reiz ihrer Persönlichkeit die ängstliche Reizbarkeit seines Temperaments und teilte nicht nur seine häuslichen Interessen, sondern auch seine geistigen Beschäftigungen. Mit ihr sprach er zuerst über jede historische Entdeckung, jedes politische Ereignis, jede erschienene Neuigkeit in der Litteratur. Um ihres Vergnügens und ihrer Billigung halber arbeitete er, wenn er Werke zur Belehrung der Welt schuf. Wenige Tage vor ihrem Tode fragte er sie, während er sie in seinen Armen hielt, ob er noch irgend etwas zu ihrem Wohlsein thun könne. Sie antwortete mit einem Blick unauslöschlicher Liebe: „Du sollst deine ‚Geschichte‘ vollenden, ob ich nun lebe oder sterbe“. Es war ihr letzter Wunsch.

Vielleicht ist zu viel über das eheliche Leben Thomas Carlyles geschrieben worden. Es ist in dunkleren Farben geschildert worden, als wahrheitsgemäß ist; die Schatten sind so dunkel gehalten worden wie bei einem Rembrandtschen

Gemälde. Jane Welsh wünschte, lieber einen Mann von Genie zu heiraten als einen Doktor in einer unbekannten Landstadt, und es gelang ihr, aber die Heirat war doch nicht vollständig nach ihrem Geschmack. Der Pair hatte Schwierigkeiten zu überwinden, sie mußten von dem kleinen Einkommen leben, welches Übersetzungen, Vorlesungen und Artikel in der „Review“ einbrachten. Aber selbst diese Schwierigkeiten, wenn sie durch schließlichen Erfolg überwunden wurden, müssen für beide reich an Interesse gewesen sein. Endlich stieg Carlyle, und mit ihm sein Weib, zu der höchsten Geistesaristokratie empor. Konnte ihnen dies nicht genügen? Leider nicht, denn sie hatten beide scharfe Zungen, sie waren beide zänkisch und reizbar und hatten zu wenig Rücksicht auf ihre gegenseitigen Gefühle. Dennoch geht aus Carlyles Briefen hervor, was man auch entgegengesetztes gesagt haben mag, daß er sie zärtlich liebte. Sie half ihm auch bei seiner Arbeit und war so stolz auf seinen edlen Kampf und seinen endlichen Sieg, wie es eine geistreiche Frau nur sein kann. Sein letztes Zeugnis zu ihrem Gedächtnis war voll Verständnis und Zärtlichkeit.

Als ein Freund dem Dr. Paley von seinem ehelichen Glück erzählte und daß er in den vierzig Jahren desselben nie einen häuslichen Zank gehabt

habe, fragte dieser trocken den Lobredner: „Finden Sie denn das nicht schrecklich langweilig?" — Der Reisende, welcher über eine Ebene reist, findet seine Aufgabe viel mühevoller, als wenn sein Weg durch ein wellenförmiges Land führt. Ebenso ist es mit dem ehelichen Leben. Jane Welsh war viel glücklicher als Frau von Thomas Carlyle, als sie es mit irgend einem Anderen geworden wäre. Selbst Eugénie de Guerin bekannte, daß in der Tiefe jedes menschlichen Herzens etwas Unkraut wächst als Saat des Bösen, obgleich in dem ihren nicht viel davon zu finden war.

Man hat einen Vergleich gezogen zwischen dem Eheleben Carlyles und demjenigen Hawthornes, sehr zum Vorteil des letztern. Aber die Menschen sind verschieden und die Schriftsteller erst recht. Carlyle hätte nicht Hawthornes Werke schreiben können, wie Hawthorne nicht imstande gewesen wäre, diejenigen Carlyles zu verfassen. Die Menschen waren verschieden, ihr Geist, ihre Frauen, ihr Leben. Nur ein Hawthorne konnte den Scarlet Letter schreiben und nur ein Carlyle „Die französische Revolution". Diese Werke wuchsen aus ihnen heraus und waren ihre Meisterwerke. Schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß auch die Dichter sowohl wie ihre Frauen nicht vollkommen sein können.

Mancher Mann heiratet freilich, ohne eine gute Frau zu bekommen, wie manche Frau sich täuscht, welche einen guten Mann zu bekommen glaubt. Was die Frauen der modernen Gesellschaft anbetrifft, welche — um mit Paulus' Worten zu reden — „lernen müßig sein, indem sie von Haus zu Haus wandern, und nicht nur müßig, sondern auch lästig, weil sie über Dinge reden, die sie nichts angehen", so sind sie nur die schwächsten Resultate einer falschen Zivilisation. Sie sind nicht fähig zur Liebe, noch weniger zur Freundschaft. Sie sind falsch in allen Dingen, von ihren bemalten Wangen bis zu den Worten ihres Mundes. Die Modedame hat kein Heim, nur eine Einrichtung, Kinder, aber keine Familie, und einen Gemahl, der ihr weder Gefährte, Freund noch Geliebter ist. Wen kann es da wundern, wenn ein Mann sich vor dem Heiraten fürchtet und die Freuden seines Klubs vorzieht? „Ich habe keine Mittel zum Heiraten" ist eine gewöhnliche Redensart, selbst bei Männern von gutem Einkommen, die vielleicht Karriere machen in der Welt. Er hat „keine Mittel" zur Bestreitung dessen, was junge Damen die Notwendigkeiten des Lebens nennen. Er mag selbstverleugnend genug sein, die Heirat zu vermeiden und sich sittlich rein zu erhalten, obgleich er oft auf Abwege gerät, die

zum Elend oder zum Ruin führen. „Der Mann kann erkauft werden durch des Weibes Schönheit, wenn dieselbe groß genug ist“, sagt Haggard, „wie die Schönheit des Weibes durch Gold kann erkauft werden, wenn genügend davon vorhanden ist.“ Die junge Dame heiratet den reichen Mann, der ihr geben kann, was sie zu ihrem Luxus braucht. Aber es liegt Gift in dem Becher des Vergnügens, welches zum moralischen Tode führt.

Selbst wenn ein junger Mann sich ‚verlobt‘ hat, heiratet er nicht, bevor er nicht genug verdient, um einen verschwenderischen Hausstand führen zu können. Vielleicht kommt er nie so weit und die Verlobung zieht sich von Tag zu Tag weiter, während Glück und Wohlsein gleichfalls geopfert werden. Mrs. Gore verteidigt die französische Konvenienz-Ehe, weil sie keine langen Verlobungen erfordert und unabhängig ist von der Grundlage gegenseitiger Zuneigung. „Obgleich viel gegen den Vorzug der Konvenienz-Ehen gesagt werden mag“, sagt sie, „so muß man doch einsehen, wenn man das häusliche Leben der höheren Klassen der Gesellschaft in beiden Ländern prüft und besonders wenn man die Lebenslage des Ledigen wie die Moralität des Verheirateten mit in den Bereich der Prüfung zieht, daß diese Frage sich leichter

bejahend entscheiden läßt, als ein flüchtiger Blick darauf glauben möchte."

Wenn ein Mann eine Stellung errungen hat, die ihn in den Stand setzt, die Person zu heiraten, welche er liebt — d. h. ein gesundes, tugendhaftes, zärtliches Wesen —, so möge er heiraten; und wenn sie klug und verständnisvoll ist, wird sie sein Hauswesen mit richtigem Urteil führen und ihm sein Heim zu einer Stätte der Freude und des Wohlseins machen. Junge Liebe, wenn sie warm und treu ist, wird anfängliche Kämpfe zum Segen werden lassen. Das vereinigte Paar wird Hand in Hand durchs Leben gehen, Freud und Leid mit einander teilend, gemeinsam hoffend, strebend, den Erfolg erkämpfend. Reichtum mag wünschenswert sein, aber er kann die Freuden höherer Art nicht erkaufen. Das Herz, der Geschmack und der Verstand, Überlegung, Vorbedacht und richtiges Benehmen, alles gegründet auf Zuneigung, sind maßgebend für das häusliche Glück. Ein guter Grundsatz ist: „Blicke nicht zu weit hinaus, hoffe das Beste und vertraue auf Gott". Die glücklichste Ehe braucht, wie guter Wein, Jahre, um den höchsten Grad der Güte zu erreichen. Zwei Seelen und zwei Herzen sollen mit einander eins werden und sich ganz kennen lernen, viel mehr als in den Tagen ihrer Verlobung und ihres Braut-

standes. Nun erst werden sie ihre beiderseitigen Tugenden und sehr oft auch ihre beiderseitigen Fehler herausfinden; im letzteren Falle werden sie lernen, einander zu tragen und Nachsicht zu üben und selbstlos zu werden auch in den kleinen Dingen des täglichen Lebens. Dann wird dauernde Ruhe und Friede kommen oder müßte wenigstens kommen. Jeremy Taylor sagt, daß nach Jahren die Liebe „auf festem Fundament ruht, durch die vielen Erinnerungen ebensowohl wie durch die Verhältnisse der Gegenwart“. Die Liebe verklärt die Prosa des Lebens durch das Licht, welches sie zurückwirft; sie gestaltet und bezwingt die Zukunft durch die Strahlen, welche sie vorausschickt. Selbst das Leid bindet das Ehepaar nur noch fester an einander und Trübsal lehrt am besten ein gemeinsames Empfinden. Ein morgenländisches Sprüchwort sagt: „Wer den Baum des Kummers schüttelt, wird die Saat der Freude ernten“.

Zehntes Kapitel.

Der Lebensabend. — Letzte Gedanken großer Männer.

So sind wir denn gewandert, o Leben, Hand in Hand,
Durch Sturm und dunkle Wolken, durch sonnenhelles Land;
Bald schlägt die Abschiedsstunde; — wenn Freunde trennen sich,
Da giebt es lautes Klagen und Weinen bitterlich.
Drum, Leben, laß dich bitten, stiehl dich ohn' Abschied fort,
Magst leis' nur vorher winken, wähl' selbst dir Zeit und Ort,
Ruf' nicht: „Gut' Nacht!" beim Scheiden, doch dort in lichtern Höh'n
Sag: „Guten Tag, Getreuer!" beim frohen Wiedersehn!

Mrs. Barbauld.

Lieb' nicht zu viel und nicht zu wenig das Leben, aber leb' es so,
Daß gut es sei, und überlaß es Gott, wie lang die Frist.

Milton.

Wo der Tod geschäftig stapelt seine Schätze, Bein auf Bein,
Ruhn sie Alle, die da starben, alle Menschen groß und klein,
Und die Nacht mit ihren Schatten deckt das laut'ste Leben zu;
Wer einst herrschte, litt und kämpfte — Alles schläft in ew'ger Ruh. —

V.

Virtute vixit:
Memoria vivit:
Gloria vivet.

Monument in der Kirche Sta. Maria d'Angeli in Rom.

Der Abend des Lebens hat mancherlei Vergünstigung. Die Jugend hat ihre Freuden und das Alter seine Erinnerungen. Die Abendstunden

des Lebens können sogar die schönsten sein, wie die schönsten Blätter der Blume sich zuletzt entfalten. Die Frucht wächst, während die Blumen und Blätter welken, gleich wie der Geist reift, während der Körper zu verfallen scheint. Cornaro sagte mit 85 Jahren: „Der Geist nimmt an Vollendung zu, je älter der Körper wird“.

Der Amerikaner Dr. Channing wurde kurz vor seinem Tode gefragt, welches die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen sei. „Das sechzigste Lebensjahr“, antwortete er, sein eigenes Alter angebend. Coleridge sagte von ihm, daß er die Liebe zur Weisheit und die Weisheit der Liebe besitze. Seine Theorie vom Leben und der menschlichen Natur war eine heitere. Man konnte selbst von ihm sagen, daß er ein zu begeisterter Optimist gewesen, denn er schien die Traurigkeit und Schrecklichkeit mancher Seiten des Lebens gar nicht zu sehen.

Als das große Stufenjahr, von dem ab der Geist allmählich an Kraft abnehmen soll, ist das 63. Lebensjahr bestimmt worden. Fontenelle erklärte jedoch, daß die glücklichste Zeit seines Lebens von seinem 55. bis zu seinem 75. Jahre gewesen sei. Johnson sagte, daß Waller in seinem 72. Jahre noch nicht den kleinsten Teil von seiner dichterischen Kraft verloren zu haben schien. Buffon erklärte mit

siebenzig Jahren, daß er noch eine so volle Freude am Leben habe wie je zuvor. „Der Blick auf die Vergangenheit“, sagte er, „welcher das Bedauern alter Narren erregt, bietet mir im Gegenteil die Freuden der Erinnerung, angenehme Gemälde, köstliche Bilder, welche mehr wert sind als eure Gegenstände des Vergnügens; denn sie sind angenehm, diese Bilder, und sie sind rein, weil sie mir nur liebenswerte Erinnerungen wecken.“

Ein französischer Moralist hat gesagt, daß das Paradies der Jugend im Alter liege und hingegen das Paradies des Alters in der Jugend. Wie langsam scheinen die Jahre zu enteilen in der Jugend! Die Geburtstage werden in weit entfernten Zwischenräumen gefeiert, das Paradies des Alters kommt langsam heran; aber wie die Jahre sich aufhäufen, um so schneller scheinen die Geburtstage wiederzukehren. Wir schauen zurück auf das Paradies der Jugend und lieben deren Erinnerungen. Glücklich ist der Mensch, der mit Freude die Erinnerung an gute Thaten und Worte hegen kann! Cicero sagt in seinem Werk „Über das Greisenalter“, daß man dem Alter widerstehn könne; sein eignes Leben zeigte ein bewunderungswürdiges Beispiel eines wohl verbrachten Lebens, von klassischer Anmut und Verfeinerung, wie er es so schön in seinen Worten ausspricht: „Quiete,

et pure, et eleganter actae aetatis, placida ac lenis senectus". – –

Der Lebensabend bringt viele alte Freuden zurück, besonders das Lesen alter Lieblingsbücher. Manchen bringt er friedliche Beschäftigungen, wie das Angeln, Pflanzen, Gärtnern und Botanisieren. Als Lord Chesterfield ganz taub war, zog er sich aus dem Modeleben der Welt zurück und verbrachte den Rest seines Lebens auf seiner Villa zu Blackheath, dicht bei der Allee, die noch jetzt den Namen: „Chesterfields Straße" führt. Er fand sein Vergnügen in der Litteratur, welche er für die einzige Unterhaltung der Tauben erklärte, für das einzige Band, welches sie mit der Gesellschaft vereinige. „Ich habe dieses ganze Jahr so dahingelebt", schrieb er an einen Freund in Frankreich, als er ungefähr sechzig Jahre alt war, „ohne Vergnügen, aber auch ohne Kummer; mein Alter und meine Taubheit versagen mir das erstere, und meine Philosophie oder vielleicht mein Temperament schützt mich vor dem letzteren. Ich ziehe den besten Teil meiner Freuden aus dem ruhigen Vergnügen der Gärtnerei wie aus dem Lesen und Spazierengehn; inzwischen erwarte ich den Tod, ohne ihn besonders zu wünschen oder zu fürchten." Die „Briefe" an seinen Sohn wurden nach seinem Tode veröffentlicht.

Sehr rührend ist Richard Baxters Erklärung, wie er dazu gekommen „Die Ruhe des Heiligen“ zu schreiben. „Als ich gesund war“, sagt er, „dachte ich nicht im geringsten daran, Bücher zu schreiben oder Gott auf irgend eine andere öffentliche Weise zu dienen als durch meine Predigten; aber als ich, durch große Blutverluste geschwächt, einsam in meinem Zimmer im Hause des Sir John Cook in Derbyshire lag, ohne eine andere bekannte Seele als meinen Diener um mich, von den Ärzten bereits aufgegeben, fing ich an ernstlicher an die ewige Ruhe des Grabes zu denken, an dessen Rande zu stehn ich fürchten mußte; und damit meine Gedanken nicht zu sehr sich zerstreuten bei meiner Betrachtung, fing ich an etwas über dieses Thema aufzuschreiben.“

Southey sagte: „Ich rate niemand, sich vor dem Armsein zu hüten, wenn er alt wird, aber ich sage allen: hütet euch vor der Vereinsamung im Alter. Die Ruhe ist das notwendigste Erfordernis“. Daher die Notwendigkeit für Gelehrte, aber auch für Andere, irgend eine angenehme Beschäftigung zu treiben, die von ihrem täglichen Beruf so verschieden wie nur möglich ist. Talleyrand sagte einmal zu einer Person, die nicht Whist spielen konnte: „Aber ich bitte Sie, haben Sie denn auch an das elende Alter gedacht,

welches Sie erwartet?" Cavour war ein Whistspieler ersten Ranges und dabei mit einer glücklichen Hand begabt. Während der Sitzungen des Pariser Kongresses spielte er jede Nacht im Jockey-Club. Metternich war auch ein großer Whistspieler. Aber es giebt viele Menschen, denen das Whistspiel versagt ist und die trotzdem viele frohe Stunden an ihrem Lebensabend verbringen können.

Beethovens größter Trost im Alter war das Lesen der Scottschen Romane und von Homers Odyssee. Ganz anderen Geschmack hatte wiederum der verstorbene Dr. Gaisford, Lehrer an der Christ Church-Universität. Als er krank war, bat er um etwas leichte Lektüre; als man ihm jedoch einen von Scotts Romanen brachte, rief er aus: „Nein, nein! die Lektüre ist zu schwer für mich! Bringt mir ein griechisches Wörterbuch". Sydney Smith sagte, daß, wenn er beim Kranksein eine leichte Lektüre wünsche, er zu einem Buche greifen müsse, wie Adam Smiths „Reichtum der Nationen".

Selbst blinde Menschen können den Lebensabend genießen. Blindheit ist für genial begabte Menschen eins der größten Hindernisse auf ihrem Wege. Wie rührend beklagte Milton sein Los! Des Augenlichtes beraubt, blind unter Feinden,

auf der Mühle zu Gaza mit Sklaven zusammen arbeitend und dennoch weder Mut noch Hoffnung verlierend, erduldete der alte Mann alles und steuerte immer weiter, dem Ziele zu. Sein Leiden brachte noch Gewinn. Wie die Nachtigall

„Im Dunklen singt, und, im schatt'gen Dickicht verborgen,
Der Nacht ihre süßen Lieder vertraut,"

so sang Milton nicht weniger göttlich schön, obwohl seine Augen keine Morgenröte sahen. Doch wäre vielleicht, ohne seine Erblindung, sein „Verlorenes Paradies" nie geschrieben worden, da er zu der Zeit, wo sein Augenlicht schwand, gerade die Abfassung einer Geschichte Englands plante.

Die Natur strebt nach Entschädigung. Die Verrichtung der Sinne ist gewissermaßen stellvertretend; durch vermehrte Schärfe schaffen die übrig gebliebenen Sinne Ersatz für die verlorenen. Wenn das Augenlicht sich verdunkelt, ist das Gehör um so schärfer empfänglich für die Freuden des Klanges. Das Gefühl wird um so feiner, die Finger gleichen eben so viel Augen, das Gesicht selbst wird Auge und sieht und fühlt alles. Heiterkeit und Mut ersetzen so zu sagen den Verlust; blinde Leute werden auch nicht mehr Beleidigungen ausgesetzt, wenigstens nicht in dem Maße wie Andere. Blindheit beruhigt und besänftigt

oft das Gemüt, während bei Taubheit gewöhnlich das Gegenteil der Fall ist. Das Schicksal des Russen Kozlor schien ein ganz besonders hartes zu sein. Er war nicht nur blind, sondern auch an beiden Füßen gelähmt. Aber seine Trübsal erweckte in ihm eine tiefe Liebe zur Poesie und es wurde ihm ein Trost, sich derselben während seines übrigen Lebens zu widmen.

Euler verlor sein Augenlicht erst allmählich, nach langer Erwartung des heranschleichenden Unglücks; doch selbst nach vollständiger Erblindung setzte er seine Arbeiten fort und war noch heitereren Gemüts als vorher. Sein Gedächtnis wurde so gut durch die vermehrte Übung, daß er die ganze Äneide hersagen konnte und die ersten und letzten Wörter jeder Seite angeben konnte. Galilei erblindete vollständig einige Jahre vor seinem Tode, aber er setzte seine geistigen Arbeiten bis zuletzt fort. Dr. Tucker wurde mit 66 Jahren von Blindheit getroffen, ohne dadurch sich in seinen Studien unterbrechen zu lassen. Seine Tochter las ihm vor und lernte selbst griechisch, damit ihr Vater durch ihre Vermittlung mit seinen Lieblingsschriftstellern in Verbindung bleiben konnte. Vermittelst einer von ihm erfundenen Schreibmaschine fuhr er fort, selbst zu schreiben, und seine Schrift war leserlich genug, um es seiner Tochter möglich zu machen, dieselbe abschreiben zu können.

Auch Thierry und Prescott waren blind, doch wurden sie es erst im vorgerückteren Alter. Die Fähigkeit des Sehens scheint durchaus notwendig zu geschichtlichen Forschungen; viel Bücher müssen gelesen und von Zeit zu Zeit um Rat befragt werden. Doch mit reich ausgestattetem Geist und der willigen Hülfe Anderer waren diese beiden Geschichtschreiber im stande, Werke von großem Wert und großer Bedeutung fertig zu machen und herauszugeben. Während Thierry einem Schreiber diktierte, schrieb Prescott alle seine Werke eigenhändig, indem er sich dabei der für Blinde erfundenen Schreibmaschine bediente.

Zu denen, die verhältnismäßig spät im Leben erblindeten, gehörten Delille und Lamotte, Montesquieu, Sir Joshua Reynolds, Händel, Jean Paul, Isaac Disraeli*), Jussieu, der

---

*) Mr. Disraeli wurde es durch die Hülfe seiner Tochter ermöglicht, seine litterarischen Studien fortzusetzen, was er dankbar in der Vorrede zu seinen „Miscellen aus der Litteratur" (Ausgabe 1840) erwähnt, indem er sagt: „Mitten in meiner Bibliothek ist es mir, als wäre ich weit davon entfernt. Meine unvollendeten Arbeiten, meine gescheiterten Pläne liegen gleich Toten da. Das ‚getroffene Wild' hat das traurige Privilegium zu klagen, wenn es daniederliegt, anstatt durch die fernen Wälder zu eilen, in denen es einst umherzuschweifen gedachte .... In dieser teilweisen Dunkel-

Botaniker Rumpf, der Astronom Cassini, der Mathematiker Bérard, der Vicomte Cranbourne und Professor Fawcett. Jean Paul, schon lange halb blind, wurde schließlich von vollständiger Nacht umgeben, der Nacht des schwarzen Stars. Trotzdem war es in seinem Innern strahlend hell. Er beschäftigte sich in seinen letzten Lebensjahren mit dem Verfassen seines Werkes „Selina“, welches von der Unsterblichkeit der Seele handelt und dessen unvollendetes Manuskript auf seiner Totenbahre bis zum Grabe ihn geleitete.

Der große Reisende, Leutnant Holman*), war vielleicht der merkwürdigste von allen Blinden. Mit 25 Jahren verlor er sein Augenlicht und sah sich in die Notwendigkeit versetzt, seinen Dienst

---

heit bin ich nicht ohne eine Hoffnung für die Zukunft oder einen Trost für die Gegenwart; und ihr, die oft mir das Licht ihrer Augen, die Klarheit ihrer verständnisvollen Stimme und die sorgfältige Arbeit ihrer Hände geliehen hat, ist der Verfasser für immer durch die unendliche väterliche Dankbarkeit verpflichtet“. —

*) Holmans Reisen wurden von ihm in sechs Bänden veröffentlicht; er hinterließ auch viel Manuskript, welches er zur Herausgabe vorbereitete, als der Tod seinen Arbeiten ein Ziel setzte.

zu quittieren. Er muß seine Blindheit um so schwerer empfunden haben, als er von einem großen Unternehmungsgeist beseelt war. Aber als der Urteilsspruch einer ewigen Nacht über ihn ausgesprochen worden war, entschloß er sich, dieselbe gefaßt zu ertragen und sich so gut wie möglich in seine neue Lage zu finden. Was sollte er thun! Er hatte eine große Leidenschaft für das Reisen; doch — er war blind! Dennoch konnte er den Versuch machen, und so begann er zu reisen. Er durchreiste zuerst Frankreich, obgleich er kein Wort von der Sprache des Landes verstand. Während seines Aufenthaltes in London war er von einem Diener begleitet, doch reiste er allein durch Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien und besuchte alle diese Erdteile, indem er sich ganz auf sich selbst verließ. Der moralische Mut, die Energie, das Selbstvertrauen und der nicht zu unterdrückende Unternehmungsgeist des blinden Mannes machen ihn zu einem der merkwürdigsten Charaktere im ganzen Bereich der Biographie.

Die Geschichte des Professor Fawcett, der Vorlesungen hielt über Volkswirtschaft, später Mitglied der Universität Brighton und Sekretär des General-Postamts wurde, ist in einer bewunderungswürdig gut geschriebenen Biographie

so ausführlich geschildert worden, daß wir an dieser Stelle nicht weiter darauf einzugehn brauchen. Taubheit erregt gewöhnlich weniger Teilnahme als Blindheit, obwohl sie, nach ihren Wirkungen zu urteilen, wahrscheinlich schwerer zu ertragen ist als letztere. Während Blinde sich gewöhnlich durch die Sanftmut ihres Gemüts auszeichnen, sind taube Menschen oft mürrisch und unlenksam. Dies kommt wahrscheinlich daher, daß die Tauben von dem Vergnügen der Unterhaltung, dem Hauptreiz des geselligen Verkehrs, ausgeschlossen sind. Sie sitzen bei einem Gastmahl, an dem sie nicht teilnehmen können. Sie sehn das Vergnügen an den fröhlichen Blicken und dem heiteren Lachen der Menschen um sich herum, und sind davon ausgeschlossen. „Der Kontrast in der Gesellschaft", sagt Sir William Wilde, „zwischen dem Stirnrunzeln des teilweise Tauben und dem Lächeln des vollständig Erblindeten ist sehr auffallend. Es giebt jedoch auch glänzende Ausnahmen von dieser Behauptung in Personen ganz überlegenen Verstandes und in solchen, die bei vollständiger Taubheit nicht geärgert werden dadurch, daß sie nur einen Teil der Unterhaltung hören können*)."

*) Sir W. R. Wilde, „Die letzten Lebensjahre des Dekan Swift".

So wie Händel in späteren Lebensjahren von Blindheit heimgesucht wurde, ward Beethoven es durch Taubheit. Der letztere war daran gewöhnt, auf dem Klavier die Folge der Töne, wie er sie im Geist vernahm, für sein Ohr anzugeben, während für die Zuhörer mancher Ton, den er anschlug, stumm blieb. Als er in seinem dreißigsten Jahre die Taubheit heranschleichen fühlte, bemühte er sich, sein Gebrechen vor Anderen zu verbergen. Er mied die Geselligkeit, „denn“, sagte er, „es ist mir unmöglich, den Leuten zu sagen, daß ich taub bin. Dies wäre schon schlimm genug, selbst wenn meine Kunst nicht die der Musik wäre; aber für einen Musiker ist es eine entsetzliche Qual“. Er wurde immer vereinsamter, reizbar, kränklich, verzweifelnd, je mehr seine Taubheit zunahm, bis der Gedanke an Selbstmord sich in sein Herz schlich. „Die Kunst allein“, sagte er, „hält mich davon zurück. Es scheint mir unmöglich, die Welt zu verlassen, bevor ich nicht Alles geschaffen habe, wozu ich in mir die Fähigkeit fühle. Ich muß die Geduld zu meinem Führer nehmen, und ich hoffe, fest bei dem Entschluß zu bleiben, das unerbittliche Schicksal zu ertragen, bis die Vorsehung meinen Lebensfaden abschneiden wird.“ Während dieser düsteren Zeit in seinem Leben komponierte

Beethoven seine größten Werke, seinen „Fidelio“, seine neunte Symphonie, seine letzten Quartette und die große Messe. Es ist sogar möglich, daß seine Taubheit dadurch, daß sie seinen Geist in sich selbst zurückführte und ihn zu einem einsamen Leben verurteilte, in nicht geringem Grade dazu beitrug, die musikalische Kraft und Energie des großen Meisters zu steigern und noch zu vertiefen.

Was besonders das mittlere Lebensalter vom Greisenalter unterscheidet, ist, daß der Geist in demselben noch die Kraft hat zu wachsen und für neue Gedanken empfänglich zu sein. Aber selbst im Greisenalter lernten Dr. Johnson und James Watt neue Sprachen und faßten neue Pläne. Berzelius war schon hochbetagt, als er noch in seinem Laboratorium arbeitete. Viele Leute bewahren sich auch im Alter die Kraft ihrer Fähigkeiten, was sonst das Vorrecht des mittleren Lebensalters ist. Ein Sprüchwort sagt: „Jung gedacht, alt gethan“. Im mittleren, wie im Greisenalter werden wir milder — gütiger, höflicher, rücksichtsvoller.

Die Länge der Jahre ist jedoch noch kein Beweis für die Länge des Lebens. Viele leben mehr in zwanzig Jahren als andere in einem Jahrhundert. Des Menschen Leben wird gemessen

nach dem, was er in demselben gethan und gefühlt hat. Je mehr er thut und fühlt, um so länger lebt er. Obgleich manche durch die Sorgen der Ehe gelitten haben, haben andere ihr einsames Leben beklagt und dabei vergessen, daß, wenn sie auch nicht die Freuden, so doch auch nicht die Leiden des ehelichen Lebens erfahren haben. Man muß stets bedenken, daß jede Freude auch ihren Schatten hat. Pope schrieb von Twickenham aus an Martha Blount: „Der Trost, den Sie in Ihrer Familie finden, erinnert mich an das, was der alte Fletcher von Saltoun eines Tages zu mir sagte: ‚Ach, mir bleibt nichts weiter übrig, als zu sterben! Ich bin ein armer, einsamer Mann, dessen Leben oder Tod kein Geschöpf wünscht oder fürchtet. Dies ist der einzige Grund, weshalb ich es bereue, unvermählt geblieben zu sein. Nun in meinem Alter gleiche ich einem Baum ohne Stütze und ohne junge Bäume um mich her, die mir Gesellschaft leisten und mich schützen*)‘ “.

Aber wenn er gleich nicht die Freude hatte, Kinder zu besitzen, so hatte er auch nicht den Kummer, sie durch frühen Tod zu verlieren. Als Warburton seinen Sohn an der Schwindsucht verlor, sagte er, er habe seine halbe

*) Elwins Pope-Ausgabe.

Seele verloren, und von jenem Tage an fingen seine geistigen Fähigkeiten an, zu verfallen. Dasselbe war der Fall mit Burke, der seinen Sohn — einen jungen Mann von seltner Begabung — in jungen Jahren durch den Tod verlor. Als dieser im Sterben lag, sprach er zu seinem Vater mit tiefem Gefühl die erhabenen Verse von Miltons Morgenhymne:

„Verkündet aus allen Gegenden des Himmels, ihr Winde, im Wehn Sein Lob,
Und schlanke Tannen ihr, rauscht mit den Wipfeln gleich allem, was da wächst,
Zum Lob und Preise Seiner Allmacht, rauscht! —“

Beim letzten Wort verließ ihn seine Kraft, das Licht, das noch einmal so hell emporgeflackert, war erloschen; er sank vornüber in seines Vaters Arme und verschied. Burkes Kummer war grenzenlos; er überlebte seinen Sohn auch nicht lange. Seine letzten Worte waren dieselben, welche auch Johnson und Wordsworth beim Sterben sprachen: „Gott segne euch!“

Bis zu einem gewissen Grade werden wir von der Liebe zum Leben losgelöst durch das Leiden oder durch den sanften Druck des Kummers. Manche Menschen haben die Notwendigkeit des Kummers gefühlt, und haben ihn sich erdacht,

wenn sie in Wirklichkeit keinen erfahren hatten. Daher die Vergötterung des Kummers in Goethes „Werther“, die Niedergeschlagenheit Rousseaus in seinen „Tröstungen über das Elend meines Lebens“, der Hunger und Durst nach der Ewigkeit, den Coleridge hatte, die Melancholie Chateaubriands in seinem „René“, und das Sehnen Keats' „die Last dieses Geheimnisses, Leben, los zu werden“. Selbst Luther in seiner lebensfrohen Natur kämpfte, alt, kalt und halbblind, wie er sich selbst nannte, gegen den Trübsinn, der ihn am Ende seines Lebens niederdrückte. „Ich bin träge, müde und gleichgültig“, sagte er, „mit anderen Worten: alt und nutzlos. Ich habe mein Tagewerk vollendet und warte darauf, daß der HErr mich vereinigt zu meinen Vätern .... Ich bin des Lebens müde, wenn dies noch Leben kann genannt werden.“

Es ist traurig, jung zu sterben, aber es ist noch trauriger, alle zu überleben und erst dann ins Grab zu sinken, wenn dasselbe schon alle Reize des Lebens verschlungen hat. Für solche Überlebende ist der Tod eine willkommenere Gabe als die Verlängerung des Lebens. Sogar ein heidnischer Schriftsteller nennt den Tod das Thor des Lebens; aber für den Christen ist er die

Schwelle des Himmels. Thomas a Kempis sagt: „Des Christen Leben ist in Wahrheit ein Kreuz, aber es ist auch ein Führer zum Paradiese“.

Es giebt viele, die das Leben leicht nehmen, freudig scheiden und in Frieden sterben. Das Alter überfällt uns, bevor wir dessen gewahr werden, aber es giebt einige glückliche Naturen, die nie alt zu werden scheinen, sondern bis zuletzt alte Kinder bleiben. Wir haben den Frühling, den Sommer, den Herbst und den Winter. Alle diese Jahreszeiten haben ihre Reize — den Glanz des Lenzes, die Pracht des Sommers, die Ernte des Herbstes und die Reife des Winters. Die Natur erneuert sich beständig und überall schafft sie einen Ersatz. Das Glück oder das Elend im Alter ist nur der Bodensatz des zurückgelegten Lebens. Sydney Smith pflegte mit Entzücken die schönen Verse Wallers anzuführen:

„In der Seele dunkle Hütte, die, verwittert, bald zerbricht,
Scheint durch alte Riss' und Spalten neues, helles Sonnenlicht“. —

Sydney Smith war einer der heitersten Menschen. Mit 75 Jahren schrieb er: „Ich bin im ganzen ein glücklicher Mensch; ich habe diese Welt sehr unterhaltend gefunden und bin der Vorsehung

dankbar für den Platz, den sie mir darin angewiesen hat". Dennoch hatte er als Mensch gelegentlich sehr zu leiden. Er schrieb einmal an einen seiner Freunde, daß er sich so wohl fühle, wie ein Mensch es vermöchte mit drei bösen Krankheiten im Leibe*). Schließlich konnte er es nicht lassen, über seine Qualen zu scherzen. In seinem letzten Briefe an Lady Carlisle schrieb er, in Bezug auf seine vornüber gebeugte Gestalt: „Wenn Sie von sechzehn bis achtzehn Pfund Menschenfleisch hören, die umherlaufen, so gehören dieselben zu mir. Ich sehe aus, als sollte ein Pfarrer aus mir geschnitten werden".

---

*) In seinem 71. Jahre schrieb er an die Gräfin von Carlisle: „Ich bin ziemlich wohl, abgesehn von der Gicht, dem Asthma und Schmerzen in allen Knochen und Fasern meines Körpers. Welch eine sonderbare Krankheit ist doch die Gicht! Es ist Einem gerade so, als wäre der Magen in die Füße gefallen. Die kleinste Abweichung von der richtigen Diät wird sofort durch Humpeln und Lahmheit gestraft und der unschuldige Knöchel und tadellose Spann werden gequält um der Sünden edlerer Organe willen. Da der Magen diesen einfachen Weg ausfindig gemacht hat, seine Beschwerden los zu werden, ist er ein grausamer Despot geworden und straft die geringste Beleidigung. Eine Pflaume, ein Glas Champagner, ein Übermaß der Freude oder des Kummers — kurz das kleinste Vergehen genügt, um Röte, Geschwulst, Krampf und weite Schuhe zur Folge zu haben".

Der Historiker William Tytler von Woodhouselee erfreute sich eines friedlichen und glücklichen Alters. Er hatte ein Rezept bereit für seine Freunde, die desselben Segens teilhaftig werden wollten; es hieß: „Kurze aber mit Heiterkeit gewürzte Mahlzeiten, Musik und ein gutes Gewissen". Als Graf Nesselrode gefragt wurde, woher es komme, daß er so kräftig in seinem Alter sei, antwortete er, daß er dies der Musik und den Blumen verdanke. Charles Lamb hingegen verstand gar nichts von der Musik und sagte, er kenne nur zwei Melodien; die eine sei: „Gott erhalte den König", und die andere sei nicht so. Als er einmal an einem Musikabend bei Leigh Hunt gequält wurde durch die Musik, die für ihn nichts weiter als ein andauerndes Geräusch war, seufzte er: „Wenn ich nur ein Glas Porter hätte, dann würde ich es schon eher ertragen!" Das Glas Porter wurde gebracht und Lamb trotzte dem Sturm.

Euler fand im Alter, nachdem er erblindet war, sein ganzes Entzücken in der fröhlichen Gesellschaft seiner Enkelkinder und seine größte Erholung von seinen ernsten Studien war, daß er ihnen die Anfangsgründe des Wissens lehrte. Dr. Robison fand, gleich Euler, großes Vergnügen in der Gesellschaft seines kleinen

Enkels. „Ich bin unendlich glücklich“, schrieb er an James Watt, „das Wachsen des kleinen Geistes zu beobachten und besonders die zahllosen Regungen, die früher unbeachtet blieben. Ich danke den französischen Theoretikern, daß sie mich auf den Finger Gottes aufmerksam gemacht haben, den ich in jeder widerspenstigen Bewegung und in jeder eigensinnigen Laune erblicke. Ich bedauere, daß es mir an Zeit gefehlt hat, die Kindheit und die Entwickelung ihrer Kräfte zu meinem alleinigen Studium zu machen.“ Zwei Jahre später wurde Dr. Robison durch den Tod von seinem kleinen Spielkameraden getrennt.

Dr. Black, der ehrwürdige Professor der Chemie zu Edinburg, ein sanfter und edler Geist, wartete geduldig auf seinen letzten Herzschlag. In seiner Todesstunde saß er in seinem Stuhl und schied so ruhig und friedvoll aus dem Leben, daß eine Tasse mit Milch und Wasser auf seinen Knieen nicht einmal verschüttet wurde. Er starb mit 71 Jahren; aber er starb nicht: er wurde nur zu einem besseren Leben berufen.

Ebenso ruhig war der Heimgang des 72-jährigen Historikers Dr. Henry. Er lebte in der Nähe von Stirling auf dem Lande, als er an seinen jungen Freund, Sir Harry Moncreiff zu Edinburg, schrieb und ihn bat, sofort zu kommen.

„Ich habe etwas Großes vor diese Woche“, schrieb er, „ich gehe ans Sterben.“ Sir Harry eilte sofort zu ihm und fand seine Lebensgeister im Sinken begriffen. Sir Henry saß trotzdem in seinem Lehnstuhl, sich bald unterhaltend, bald schlummernd. Eines Tages erweckte ihn Pferdegetrappel auf dem Hofe unter seinem Fenster. „Wer ist da?“ fragte der Leidende. Mrs. Henry blickte hinaus und rief: „Ach, das ist jener langweilige Mensch!“ Es war ein Prediger aus der Nachbarschaft, bekannt dafür, daß er das Haus eines Sterbenden vor dessen Ende nicht wieder verließ, wenn er erst einmal darinnen war. „Laß ihn draußen!“ rief der Doktor, „laß den Kerl nicht herein!“ Aber der ‚Kerl‘ stand schon in der Thür und trat ins Zimmer. Der Doktor hatte noch so viel Zeit, seiner Frau einen Wink zu geben und sich schlafend zu stellen. Sir Harry und Mrs. Henry zeigten auf den Schlafenden und legten den Finger auf die Lippen. Der ‚Kerl‘ setzte sich trotzdem und wartete lange; er versuchte zu reden, wurde aber durch Zeichen daran verhindert. Endlich ward er aus dem Zimmer hinauskomplimentiert. Als das Getrappel seines Pferdes im Hofe zu hören war und in der Ferne verhallte, brach der Doktor in ein herzliches Gelächter aus. Er starb in derselben Nacht.

Manche Menschen streben bis zum Schluß ihres langen Lebens nach Vervollkommnung. Der Künstler Nicolas Poussin sagte: „Je älter ich werde, um so mehr fühle ich mich von dem Wunsche beseelt, mich selbst zu übertreffen und den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen“. Ebenso sagte Gainsborough, nachdem er fünfzig Jahre lang sich der Malerei gewidmet hatte: „Ich fange gerade erst an, etwas zu leisten, und mein Leben geht schon zu Ende!“ Auf seinem Todbette sagte er: „Wir gehn alle in den Himmel und Van Dyck ist mit von der Partie*)“. Wrens höchste Freude im Alter war, einmal jedes Jahr auszufahren, um sein großes Werk, die St. Pauls-Kathedrale, zu sehen.

Eines Verdachtes wegen mußte Cervantes zu Madrid in den Kerker wandern, wo er seinen Don Quichotte begann. Er war zuletzt sehr arm und hatte nicht einmal Papier zum Schreiben, sondern bediente sich kleiner Stückchen Leder, worauf er seine Gedanken kritzelte. Als ein spanischer Don gebeten wurde, ihm zu helfen, antwortete derselbe: „Gott bewahre mich davor, ihn seiner Not zu entreißen, denn seine Armut macht die

*) W. Jackson, „Die vier Zeitalter“.

Welt reich". Als wenn der Hunger die richtige Nahrung für das Genie wäre! Cervantes starb schließlich an der Wassersucht. Während diese Krankheit allmählich zunahm, machte er sein letztes Werk druckfertig: „Persiles und Sigismunda".

Aber vielleicht war der Tod Peter Bayles (Herausgebers des Wörterbuches) der litterarisch berühmteste. Er wachte eines Morgens auf und erhob sich, um einen Korrekturbogen durchzusehen, während seine Haushälterin zum Kaffeekochen Feuer anzündete; als dieselbe sich aber umschaute, war ihr Herr mit den klaren Augen tot. Der Tod hatte seinerseits Korrektur gelesen und Peter ausgestrichen.

Dugald Stewart las während seiner letzten Lebenstage die Korrekturbogen der letzten vollständigen Ausgabe seiner Werke. Die letzte geistige Arbeit Sir William Thomsons von Edinburg war das Korrekturlesen eines Artikels über den Dichter Heine. Kurz nachher starb er mit den Worten: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte".

Sir Richard Steele verbrachte seinen Lebensabend auf sehr angenehme Weise. Er hatte sich mit erschütterter Gesundheit und geschmälertem Vermögen vom öffentlichen Leben Londons zurück-

gezogen und seinen Wohnsitz in Hangunnor bei Caermarthen genommen, wo er seine paar letzten Jahre beim Murmeln der Quellen, dem Wehen der frischen Lüfte und dem Gesange der Vögel verbrachte, sich jedes dieser für ihn neuen Genüsse von Herzen erfreuend. Einer seiner Biographen sagt von ihm: „Man erzählte mir, daß er die liebenswürdige Heiterkeit seines Gemüts bis zuletzt bewahrte und sich oft an einem Sommerabend hinaustragen ließ, wo die Dorfbursche und Dorfschönen bei ihren ländlichen Spielen versammelt waren, um darauf schriftlich seinem Kommissionär, dem Krämer, den Auftrag zu einem neuen Anzug für den besten Tänzer zu erteilen".

Adam Smith fand am Abend seines Lebens großes Vergnügen an der Lektüre der Tragödien des Euripides und Racine. Er besaß eine schöne Bibliothek und bildete sich etwas ein auf seine Bücher. Sein größter Wunsch, als er auf dem Totenbette lag, war die Vernichtung von achtzehn Foliobänden, die mit seinen Betrachtungen gefüllt waren. Es war ein schöner Charakterzug der Miß Inchbald, daß sie zweimal tausend Pfd. Sterling ausschlug für die vier Bände umfassenden Memoiren ihres Lebens. Obgleich sehr beschränkt in ihren Mitteln, wollte sie mit ihren Talenten nicht Handel treiben. In der Meinung, daß

die Herausgabe des Werkes manchen der darin Erwähnten Schmerz und Verdruß bereiten könnte, übergab sie es vor ihrem Tode den Flammen. Dies war edel im Vergleich mit dem Betragen Anderer, die der Welt ein Vermächtnis von Gift hinterlassen — der Freundschaft, dem Vertrauen und selbst dem Anstand damit ins Gesicht schlagend. Dr. Johnson sprach mit großer Verachtung von einem Schriftsteller, der ein Gewehr gegen die Religion und Moralität lud, aber nicht den Mut hatte, selbst Feuer zu geben, sondern es seinem Verleger überließ, nach seinem Tode das Geschoß abzudrücken.

Erzbischof Tillotson hatte in seiner Bibliothek ein Bücherbrett voll reich gebundener und vergoldeter Bücher. „Wie heißen diese Lieblingsschriftsteller?“ fragte ein Freund. „Sie sind meine eignen persönlichen Freunde“, antwortete der Erzbischof, „und was noch besser ist, ich habe sie dazu gemacht, denn sie waren meine offen erklärten Feinde; ich habe durch sie mehr Nutzen gehabt als durch den Rat meiner besten Freunde.“ Nach dem Tode Tillotsons wurde ein Bündel Papiere gefunden, worauf geschrieben stand: „Dies sind Schmähschriften, ich bitte Gott, den Verfassern derselben eben so zu vergeben, wie ich es thue“. Nur der weiß zu siegen, wer zu vergeben weiß.

Es kann niemand wundern, daß von Krankheit heimgesuchte Menschen das Ende ihres Lebens herbeisehnen. Der Schmerz und die Unfähigkeit zur Arbeit, das allmähliche Erlöschen aller Hoffnungen und das Schwinden aller Freuden, das Vorrücken des Alters und die Gewißheit, daß das Ende unabwendbar herannaht, lassen solche Menschen den Tod, als den besten irdischen Trost für alles Leid, willkommenheißen. William Hutton sagt in seiner Selbstbiographie: „Je näher das Grab, um so geringer dessen Schrecken. In gesunden Tagen fürchten wir den Tod, nicht in den Tagen der Krankheit; in diesen hat die Welt jeden Reiz und die Zukunft jede Furcht verloren“.

Ist der Mensch noch jung und strebt er noch mit seinem Tagewerk der Vollendung zu, so ist es schwer zu sterben. Er hofft das Beste, findet Ermutigung bei seinen Freunden und versucht sein Leben zu erhalten. Als David Scott, das Mitglied der königlichen Akademie in Schottland, in seiner Kunst noch vorwärts strebte, wurde er von gefährlicher Krankheit ergriffen. Sein Bruder ermutigte ihn mit der Hoffnung auf Genesung. „Nein“, sagte Scott, „es kann nicht sein! Es wäre etwas zu Kostbares, über alle Maßen Erhabenes, sich aufs neue des Lebens und der Gesundheit erfreuen zu dürfen, mit einer solchen

Erfahrung, so krank gewesen zu sein und ins ewige Dunkel geblickt zu haben und zur Klarheit des Lebens zurückkehren zu dürfen. Es dauert lange, bevor man weiß, wie man leben und arbeiten muß." Es war zu spät! Scott erholte sich nicht wieder, sondern starb mit 43 Jahren. Grillparzer sagt in seinem Trauerspiel „Sappho":

„Und leben ist ja doch des Lebens höchstes Ziel!
Und ewig ist die arme Kunst gezwungen,
Zu betteln von des Lebens Überfluß!" —

Es ist etwas anderes mit alten Leuten. Ihr Werk ist gethan, ihre Zeit ist abgelaufen und das Leben ist ihnen nicht mehr eine Freude, sondern eine Last. Wenn der Abbé St. Pierre vom Sterben sprach, sagte er, ihm sei zu mute, als wolle er einen Spaziergang aufs Land machen. Baxter meinte, das Sterben gleiche dem Abschiednehmen von einem unruhvollen Gefährten — als zöge man einen Schuh aus, welcher drücke. Dr. Gartshorn nahm es von der praktischen Seite. Nachdem er sich vom Geschäft zurückgezogen und nichts mehr zu thun hatte, wurde er hypochondrisch, darauf krank und hörte endlich, daß er sterben müsse. „Das freut mich", sagte er, „ich habe es satt, meine Schuhe immer an- und auszuziehen." Nikolaus Gogol, einer

der berühmtesten russischen Schriftsteller, sagte kurz vorher, bevor er seinen letzten Atemzug that: „Ach, wenn die Leute wüßten, wie angenehm es ist zu sterben, sie würden den Tod nicht fürchten!“

Der arme Charles Lamb und Thomas Hood müssen oft des Lebens überdrüssig gewesen sein, obgleich sie beide voll Witz und Humor waren. Lambs Scherzen glich oft dem des Hamlet beim Schädel Yoricks. Er hatte unendlich zu leiden. Im Jahre 1833 schrieb er: „Husten und Krampf sind meine Schlafgenossen geworden; wir liegen alle drei in einem Bett“. — „Manche Leute“, sagte er, „widersprechen grundsätzlich keinem Kranken; ich muß offen gestehn, daß ich diese Leute hasse.“ „Der ewige Friede“ seines späteren Lebens, wie sein Freund Proctor sich ausdrückte, begann für ihn jenseit des dunklen Thors, durch welches er am 27. Dez. 1839 hindurch mußte; er starb mit 59 Jahren.

Dasselbe könnte man von Thomas Hood sagen. Sein Lachen kam aus einem leidenden Herzen. Nur durch geistige Arbeit konnte er sich aus Krankheit und Qual des Schmerzes in eine glücklichere Welt versetzen, um das Gleichgewicht mit dieser Welt des Leidens wiederherzustellen. Er selbst beschreibt seinen Fall in folgenden Zeilen:

„Ich bin krank von Diät und Haferschleimkuren,
Von Pillen, Brechmitteln und allen Mixturen,
Weil der Pulsschlag wechselt zu allen Stunden,
Das Blut bald zu dünn, bald zu dick wird befunden; — —
Vor lauter Krankheit kann nie ich gesunden!“

Endlich kam dieses lebenslängliche Siechtum zu einem Ende, als er sein 46. Jahr erreicht hatte. Er konnte es nicht beklagen, aus einem so leidensvollen Dasein scheiden zu müssen. Auf ihn finden die Worte des Sir William Temple über das menschliche Leben Anwendung: „Allem zufolge gleicht das Leben des Menschen, selbst des größten und besten, nur einem launenhaften Kinde, mit dem wir spielen und das wir unterhalten müssen, bis es einschläft; dann erst sind wir dieser Sorge überhoben“.

Im allgemeinen wird der Tod nicht sehr gefürchtet. Die Menschen geben ihr Leben auf dem Schlachtfeld preis, wie die alten Gladiatoren es thaten, um den Römern ein Vergnügen zu bereiten. Die Menschen wagen ihr Leben auf der Jagd wie auf der See, nur mit einer Planke zwischen sich und dem Tode. „Keine Leidenschaft im Gemüt des Menschen ist zu schwach“, sagte Lord Bacon, „um nicht die Furcht vor dem Tode beherrschen und bemeistern zu können. Es ist ebenso natürlich zu sterben als geboren zu werden.

Wer bei ernster Arbeit stirbt, gleicht einem in heißer Schlacht zu Tode Getroffenen, der im Augenblick kaum den Todesstoß fühlt; deshalb achtet ein fester, auf ein gutes Ziel gerichteter Geist die Todesschmerzen gering; aber glaubt mir, der schönste Lobgesang ist Nunc Dimittis, wenn ein Mensch die hohen Erwartungen erfüllt und die edlen Ziele erreicht hat. Auch der Tod thut dies, indem er das Thor des Ruhmes öffnet und allen Neid auslöscht."

Der verstorbene Sir Benjamin Brodie, der viel Erfahrung über Leben und Tod gesammelt hatte, sagte, daß er, mit Ausnahme von zwei Fällen, niemals Zeichen von Todesfurcht bemerkt habe. In diesen beiden Fällen litt der Patient an Blutsturz, der nicht zu hemmen war. Der allmähliche Blutverlust erzeugte eine Niedergeschlagenheit des Geistes, die schmerzlich anzusehn war und Sir Benjamin die Betrachtung aufdrängte, daß Seneca durch die freiwillige Todesart des Verblutens das elendeste Ende gehabt habe, welches er überhaupt hatte wählen können.

Die Natur hat nur eine Thür bestimmt zum Eingang in das Leben, doch hundert freigelassen, die hinausführen. Sie giebt uns unser Leben und die Aufsicht über die Schlüssel des Lebens. Ereignisse können dazwischenkommen, welche die Aufsicht

über dieselben unserer Macht entziehen. So sagt man von dem griechischen Dichter Äschylos, daß er durch einen Adler getötet worden sei; dieser ließ eine Schildkröte auf seinen kahlen Schädel fallen, den er für einen Stein hielt, um sie darauf zu zerhacken. Der Jüngling in Lakedämon, welcher dem großen Hektor glich, wurde durch die Volksmenge erdrückt, welche ihn zu sehen herbeiströmte, als sie von der Ähnlichkeit hörte.

Ein Weinbeerenkern ließ für immer die Gesänge Anakreons verstummen. Wilhelm der Eroberer starb durch eine glühende Kohle. Wilhelm III. wurde aus diesem Leben in jenes befördert durch sein Pferd, welches über einen Maulwurfhaufen stolperte. Sir Robert Peel mußte durch einen unebenen Pflasterstein zu Tode kommen. Lavater wurde durch einen Flintenschuß in Zürich getötet, als er eben einem Verwundeten Trost bringen wollte. Molière wurde als Sterbender von der Bühne fortgetragen, wo er in seinem eignen Lustspiel: „Der eingebildete Kranke“ mitgespielt hatte. Andrew Marvell starb während er einer Zusammenkunft seiner Wähler in Hull beiwohnte. Bruce, der abessinische Reisende, fand, nachdem er so viele Gefahren glücklich bestanden hatte, dadurch seinen Tod, daß er in seinem Hause zu Kinnaird in Stirlingshire die Treppe hinunterfiel, grade

als er höflich eine ihn besuchende Dame zu ihrem Wagen begleiten wollte. Kapitän Speke, der berühmte Reisende, welcher die Nil-Quellen entdeckte und tausend Gefahren getrotzt hatte, verwundete sich zufällig durch einen Schuß aus seiner eignen Flinte, als er über einen Steg in Devonshire schritt, und mußte ohne Hülfe hinter einer Steinmauer verbluten. Ein tapferer Befehlshaber, der dreimal die Welt umsegelt hatte, ertrank, als er die Fähre zwischen der Hundsinsel und Greenwick überschritt. Kapitän Harrison, der zuerst den „Great Eastern" befehligte, und viele Jahre lang den Stürmen des Atlantischen Ozeans Trotz geboten hatte, ertrank, als er in Southampton in einem kleinen Kahn von seinem Schiff ans Ufer fuhr. Der Soldat und Schriftsteller Von Ense, der sich eine Fähnrichsstelle auf dem Schlachtfelde von Wagram erwarb und während der Kontinentalkriege unter Napoleon kämpfte, der vielen Gefahren für Gesundheit und Leben glücklich entgangen war, starb, während er mit seiner kleinen Nichte eine Partie Schach spielte. In seinen Armstuhl zurücksinkend, rief er aus: „Ich habe verloren".

Cremalius Cordius starb den Hungertod. Von Otway sagt man, daß er an einem Stück Brot erstickt ist, das er in der Gier des Hungers ver-

schlang. Savage starb im Gefängnis. Die beiden berühmten De Witt wurden durch ihre politischen Feinde ermordet. Auch Kotzebue wurde meuchelmörderisch getötet. Condorcet, von den Girondisten verbannt, vergiftete sich, um nicht ins Gefängnis gebracht zu werden. Lavoisier wurde zum Tode durch die Guillotine verurteilt: seine großen Verdienste um die Wissenschaft konnten ihn nicht retten; „die Republik", hieß es, „braucht keine Philosophen". Petrarca wurde tot in seiner Bibliothek gefunden, den Kopf auf einem offnen Buche liegend. Tasso wurde durch ein Fieber an demselben Tage dahingerafft, der zu seiner Krönung auf dem Capitol zu Rom bestimmt gewesen; noch an demselben Abend wurde er in der Kirche San Onofrio begraben.

Viele Menschen sind in früherer, wie auch in neuerer Zeit in der falschen Annahme ihres Todes lebendig begraben worden. Der dänische Arzt Wenslow, der 91 Jahre alt wurde, war zweimal in Gefahr, lebendig begraben zu werden, während er im Zustande des Scheintodes dalag. Dieser Umstand führte ihn dazu, sein bekanntes Werk „Über die Zeichen des gewissen und des ungewissen Todes" zu schreiben, welches ins Französische übersetzt wurde. Einige Jahre früher wurde eine Petition an den französischen Senat gerichtet,

betreffs einer Änderung der Gesetze über die Beerdigung Gestorbener. Bis dahin lagen nur 24 Stunden zwischen dem Tode und der Beerdigung. Se. Eminenz der Kardinal Donnet erwähnte in seiner Befürwortung der Petition den Fall mit einem jungen Priester, der während des Predigens ohnmächtig geworden war. In Wirklichkeit war er selbst dieser Priester gewesen, und sollte gerade begraben werden, als er durch die Ankunft eines Freundes*) ins Leben zurück-

*) Die Debatte fand seinerzeit im französischen Senat statt. Die vom Kardinal Donnet gesammelten Erfahrungen waren außerordentlich groß und machten eben so großen Eindruck auf den Senat wie auf das Publikum. Die Summe seiner Feststellungen gipfelte in folgendem: „Im Jahre 1826, gegen das Ende eines schwülen Sommernachmittags, wurde ein junger Priester während des Predigens ohnmächtig. Stunden vergingen — er gab kein Lebenszeichen! Der Dorfarzt erklärte ihn für tot, fragte nach seinem Alter, seinem Geburtsort und unterschrieb den Totenschein zum Zwecke der Beerdigung. Der Bischof, in dessen Kathedrale der junge Pfarrer den Gottesdienst ausgeübt hatte, langte an und las das De profundis. Der Tischler nahm Maß zum Sarge. In der Nacht kam ein junger Freund, der von dem Ereignis gehört hatte, um den letzten Abschied zu nehmen. Der Ton der bekannten Stimme wirkte wie ein elektrischer Schlag auf den angeblichen Toten und eine übermenschliche Anstrengung der Natur löste den Bann. Am folgenden Tage war der junge Priester wieder auf seiner

gerufen wurde. Diese Erörterung machte großen Eindruck auf den berühmten Meyerbeer, den die Furcht quälte, lebendig begraben zu werden; er traf deshalb sorgfältige Anordnungen, um eine solche Katastrophe zu verhindern.

Der Dichter Edmund Smith starb an der Arznei, die er sich selbst verordnet hatte. Macchiavelli starb auch an der Wirkung einer Arznei. Voltaires Ende wurde durch eine zu starke Dosis herbeigeführt. Edgar Allan Poe wurde berauscht auf der Straße liegend gefunden und nach einem Hospital gebracht, wo er mit 38 Jahren starb. Der Tod Sternes war nicht minder traurig. Obgleich sich derselbe einer Schar von Freunden rühmte, verarmte er schließlich vollständig und starb in einem niedrigen Wirtshause. Ein gemietetes Trauergefolge geleitete ihn nach dem Gemeindebegräbnisplatz zu Tyburn; Leichenräuber hatten sich das Grab gemerkt, nahmen den Leichnam

---

Kanzel und jetzt, meine Herren, ist er mitten unter Ihnen — (große Erregung) — und vierzig Jahre nach dieser Erfahrung beschwört er Sie, nicht nur verschärfte Vorsicht in Ausführung des jetzt bestehenden Gesetzes anzuordnen, sondern auch neue Schutzmaßregeln zu ergreifen, um derartige Unglücksfälle zu verhindern!" Das Resultat dieser außergewöhnlichen Debatte war eine bedeutende Verlängerung der gesetzlichen Zeit zwischen dem Todesfall und der Beerdigung.

heraus und verkauften ihn an Professor Collignon zu Cambridge zur Sektion für seine Studenten. Ach, armer Yorick! Doch auch Jeremy Bentham bestimmte seinen Leichnam zur Sektion zum besten der Wissenschaft. Mit lächelndem Antlitz, sein Körper bekleidet wie zu seinen Lebzeiten, so lag er, einen angenehmen Eindruck machend, in dem Hause seines Freundes, des Dr. Southwood Smith.

Caravaggio und Tizian fielen schändlicherweise in die Hände von Mördern und Räubern. Polidoro da Caravaggio hatte eine beträchtliche Summe Geld in Messina erhoben und rüstete sich zur Rückkehr nach Rom; doch vor seiner Abreise drangen, auf Veranlassung seines Dieners, Mörder in das Haus und erstachen ihn, während er schlief. Tizian wurde im Alter von 99 Jahren in Venedig von der Pest ergriffen; da er sich nicht verteidigen konnte, plünderte seine Umgebung ihn aus und ließ den Sterbenden liegen. Lionardo da Vinci hatte ein besseres Geschick. Er trat in die Dienste Franz I. von Frankreich und hatte seine Zimmer im Palaste zu Fontainebleau. Als eines Tages König Franz gerade Lionardo in seiner Wohnung aufsuchte, wurde der Maler von einem heftigen Anfall seiner Herzkrankheit ergriffen und verschied in den Armen des Königs.

Eine seltsame Todessehnsucht charakterisierte fast jedes Mitglied aus dem Hause Habsburg in Spanien. Sie liebten den Vorgeschmack des Grabes und schienen den Tod herbei zu wünschen. Karl V. ließ sich nach seiner Abdankung zur Probe seine eigene Totenfeier vorführen. Sein Sohn Philipp II. setzte vor seinem Tode seine Krone einem Schädel auf. Er war ein höchst grausamer und unglücklicher Mann, dieser Bedrücker der Niederlande und Begründer der heiligen Armada; er lachte niemals, mit Ausnahme bei einer einzigen Gelegenheit, als er von dem Blutbad der St. Bartholomäus-Nacht hörte, wo mehr als 5000 Hugenotten aus allen Ständen in den Straßen von Paris ermordet wurden. Man sagt, daß er schließlich an der sogenannten Läusekrankheit gestorben sei.

Philipp IV. von Spanien legte sich versuchsweise in die Nische im Pantheon, die für seine spätere Aufnahme bestimmt war. Karl IV. stieg in das Mausoleum, in welchem die verstorbenen Könige Spaniens liegen, öffnete ihre Särge, blickte auf ihre fleischlosen Gesichter und einbalsamierten Körper, welche in Staub zerfielen, sobald er sie berührte. „Sicherlich ist dieser Besuch“, sagt ein Schriftsteller in der Edinburgh Review, „den der letzte Abkömmling des Hauses Österreich dem Pantheon des Escurial macht — der leichenhafte König

den gesammelten Leichen seines Geschlechts —, eine der seltsamsten historischen Thatsachen*)."

Manche Menschen haben ihren Ruhm darin gesucht, im Augenblick des Sieges zu sterben. Muley Abd-el-Melek stand von seinem Totenbette auf, um eine Schlacht zu liefern, und starb plötzlich, als er sie gewonnen hatte. Drakes Körper wurde angesichts Portobello, welches er erstürmt und erobert hatte, in die Tiefe des Meeres gesenkt. „Die Wogen wurden sein Totenkleid und die Meeresfluten sein Grab." Als der ritterliche Sir Humphrey Gilbert mit seinem Schiffe zu Grunde ging, sagte er: „Der Weg zum Himmel ist eben so kurz zur See wie zu Lande". Admiral Blake starb, vom Siege heimkehrend und England schon in Sicht. Nelson starb auf dem Schauplatz seines berühmtesten Seegefechts, in der Bai von Trafalgar. General Wolfe verschied auf den Höhen von Quebec, dem Schauplatz seiner einen großen Schlacht. Als er schon im Sterben lag, rief ein Offizier, indem er aufs Schlachtfeld blickte: „O seht! wie sie laufen!" — „Wer läuft?" fragte Wolfe eifrig, indem er sich auf seinem Ellbogen aufrichtete. „Der Feind!" war die Antwort. „Gelobt sei Gott! Nun sterbe ich glücklich!" —

---

*) Edinburgh Review, Nr. 263.

Der Held fiel zurück und endete. — Als der französische General Montcalm vernahm, daß seine Wunde tödlich sei, antwortete er: „Um so besser! So brauche ich nicht die Übergabe Quebecs zu erleben!“ Sir John Moore starb auch den Tod, den er sich oft gewünscht hatte — auf einem eroberten Schlachtfelde, den fliehenden Feind vor Augen. Die letzten Worte des Sterbenden waren: „Ich hoffe, daß das englische Volk zufrieden sein wird und daß mein Vaterland mir wird Gerechtigkeit widerfahren lassen“.

Der holländische Befehlshaber Speyk sprengte sein Schiff bei Antwerpen in die Luft, um zu verhindern, daß es in die Hände der Belgier fiele. Die Holländer haben seine Tapferkeit durch Gemälde und Statuen verherrlicht. Leutnant Willoughby sprengte, im indischen Aufstande, das große Magazin von Delhi in die Luft und zerstörte auf diese Weise die Munition, welche die rebellischen Sipahis bewaffnet und in den Stand gesetzt haben würde, gegen die britischen Soldaten das Feld zu behaupten. Beim Sprengen des Magazins opferte Leutnant Willoughby sein eigenes Leben.

Es giebt aber auch Siege anderer Art, auf welche der Tod folgt. Einen solchen Tod starb der Philanthrop Howard zu Cherson nach seinem

Kriege gegen das Laster, die Unmoralität und die Grausamkeiten des Gefängnislebens. Als Hugh Latimer am Märtyrerpfahl verbrannt werden sollte und gefragt wurde, ob er seine Grundsätze abschwören wolle, antwortete er: „Ich danke Gott von Herzen, daß Er mein Leben so lange erhalten hat, auf daß ich Ihn durch diese Todesart preise“. William Wilberforce erhielt auf seinem Sterbebette die Nachricht, daß die Bill zur Abschaffung der Sklaverei im Unterhause genehmigt worden sei. „Ich danke dir, Gott“, rief er aus, „daß ich den Tag habe erleben dürfen, an dem England willig 20 Millionen zur Abschaffung der Sklaverei hergiebt.“

Manche Menschen haben in der Schlacht ihren Tod nicht finden können. Während der Herzog von Wellington nur einmal war verwundet worden, wurde der Marquis v. Ségur oft, fast immer schwer, verwundet. In der Schlacht von Rocour drang ihm eine Flintenkugel in die Brust und wurde dicht beim Rückgrat wieder herausgezogen. Darauf wurde sein Arm durch eine Flintenkugel zerschmettert und mußte amputiert werden. Später noch erhielt er einen Bajonettstich in den Nacken und drei Säbelhiebe über den Kopf. Im Jahre 1790 wurde er durch den Convent verhaftet und in La Force eingesperrt, während er an der Gicht krank war. Trotz-

dem lebte er noch bis 1801 und starb mit 78 Jahren.

Manche Menschen haben ihre Liebe zur Wissenschaft bis zum letzten Atemzuge bethätigt. Archimedes wurde durch einen Soldaten bei der Einnahme von Syrakus getötet, als er gerade geometrische Figuren in den Sand zeichnete und so erfüllt von Interesse für das zu lösende Problem war, daß er alle Furcht vor dem Tode vergaß. Haller beobachtete auf seinem Totenbette die Veränderungen seines Pulses. „Jetzt hört die Schlagader auf zu schlagen“, sagte er zu seinem Freunde, dem Dr. Rosselet, und verschied unmittelbar darauf. Eben so war es mit Mr. Green, dem Verfasser des Werkes: „Das philosophische System des Samuel Taylor Coleridge“. Als der Arzt ins Zimmer trat, zeigte Mr. Green auf die Herzgegend und sagte bedeutungsvoll: „Congestion!“ Mit dem Finger an seinem Handgelenk zählte er die schwachen Pulsschläge, die ihn noch vom Tode trennten. Plötzlich sagte er: „Vorbei!“ und starb mit diesem Worte auf den Lippen.

Als Cuvier vom Schlage gelähmt worden war, lenkte er die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf seinen Mund, der an einer Seite herabgezerrt war, ein Beweis für Sir Charles Bells Theorie vom Nervensystem: „Es sind die motorischen Nerven,

welche krank sind". Retzius starb im vollen Dienst der Wissenschaft. Er machte Beobachtungen über die fortschreitende Auflösung seines eignen Körpers: „Jetzt sind die Füße abgestorben; jetzt hört die Herzthätigkeit auf; der letzte Kampf wird schwer werden, aber trotzdem ist es doch höchst interessant". Dies waren seine letzten Worte.

Auch die Geologie hat ihre Märtyrer gehabt. Plinius der ältere fiel dem Eifer zum Opfer, mit welchem er die Ausbrüche des Vesuvs untersuchte. In der neueren Zeit verlor Professor Strickland aus Oxford sein Leben bei der Untersuchung der geologischen Beschaffenheit eines Eisenbahneinschnitts, und Dr. James Bryce verunglückte in seinem großen wissenschaftlichen Eifer bei Untersuchung der geologischen Bildung der Felsen in der Nähe des Fall of Foyers in Schottland. Andere haben ihr Leben bei geographischen Forschungen verloren: Kapitän Cook auf den Sandwichinseln; Mungo Park in Zentralafrika; Burke in Australien; Gardener in Columbia und Sir John Franklin in den arktischen Regionen.

Bacon fiel als Märtyrer seiner Liebe zur Experimentalphysik. Er wünschte sich zu vergewissern, ob tierische Substanzen durch Anwendung von Schnee oder Eis vor der Fäulnis bewahrt werden könnten. An einem kalten Tage,

zu Beginn des Frühlings von 1626, sprang er in der Nähe von Highgate aus dem Wagen, um das Experiment zu versuchen. Er kaufte einen toten Vogel und stopfte ihn voll Schnee. Bei dieser Beschäftigung fühlte er ein plötzliches Frösteln; es war der Vorbote seines Todes. Man brachte ihn nach dem Hause des Grafen von Arundel zu Highgate, wo er binnen einer Woche starb. Bis zuletzt erinnerte er sich seines mit Schnee ausgestopften Vogels. In dem letzten Briefe, den er schrieb, erwähnte er, daß das Experiment mit dem Schnee „vorzüglich gut" seinen Erwartungen entsprochen habe.

Die Tochter Diderots gab eine Denkschrift über ihren Vater heraus, worin sie sagt, daß er am Abend vor seinem Tode mit seinen Freunden sich über die Philosophie unterhalten habe und die verschiedenen Wege, sie zu betreiben. „Der erste Schritt zur Philosophie", sagte er, „ist Unglaube." Diese charakteristische Bemerkung war die letzte, welche er machte. Diderot hatte vorher den letzten Worten des Mathematikers Sanderson seine Billigung ausgesprochen: „Zeit, Stoff und Raum sind vielleicht nur ein Punkt". Laplaces letzte Worte waren: „Was wir wissen, ist wenig; was wir nicht wissen, ist unendlich". Sie erinnern an Newtons Worte, daß er zeitlebens nur

Muscheln aufgesammelt habe entlang dem großen Ozean der Wahrheit.

Mozart starb mit der Partitur des Requiems in den Händen. Mit brechenden Augen und zitternden Fingern zeigte er auf einen Taktstrich in der Musik und schien noch mit den Lippen einen besonderen Effekt der Pauken andeuten zu wollen, als er schließlich zum Todesschlummer zurücksank. Rossinis letzte Komposition war die „Messe Solennelle“, welche bei seinem Begräbnis gespielt wurde; Chopin starb, während Marcellos berühmte „Hymne an die Jungfrau“, welche früher für eine Zeit lang das Leben Stradellas erhalten hatte, im Nebenzimmer ausgeführt wurde. Es war seine letzte Bitte, und noch bevor die Hymne zu Ende war, hatte sich die Lethargie des Todes über ihn gebreitet. Chopins Trauermarsch wurde bei seinem eignen Leichenbegängnis gespielt.

Als der Naturforscher Lacépède von den bösartigen Pocken ergriffen wurde und er sein Ende nahe fühlte, sagte er zu seinem Arzte: „Ich werde jetzt Buffon wiedersehen“. Hooker sprach auf seinem Totenbette seine Freude darüber aus, daß er nun in eine Welt der Ordnung eingehen solle. Dupuytren wünschte am Abend vor seinem Tode das Vorlesen einer chirurgischen Zeitung, die er herausgab, damit er, wie er sagte, „die neuesten

Krankheitsberichte aus dieser Welt mitnehmen könne". Montaigne starb, während eine Messe an seinem Bette abgehalten wurde. Scarron sagte sterbend, nach einem Leben voll Verschwendung und Ausschweifung, trotz seines geistlichen Standes — er war Kanonikus —: „Ich habe es mir nicht so leicht gedacht, mit dem Tode zu scherzen". Wie Scarron konnte auch Rabelais, obgleich er ein Priester war, sich des Scherzens beim Sterben nicht enthalten. Als er die letzte Ölung empfangen hatte, fragte ihn ein Freund, wie er sich fühle. „Ich bin bereit zur großen Reise", antwortete er, „man hat mir eben dazu die Stiefel eingeschmiert." Des verschwenderischen Marschalls von Sachsen letzte Worte waren: „Der Traum war kurz, aber er ist schön gewesen". Er starb mit 54 Jahren. Edward Coke starb mit 82 Jahren; seine letzten Worte waren: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe!"

Als Herder im Sterben lag, bat er seinen Sohn, ihm einen großen Gedanken zu sagen, damit er, wenn ihn die Schatten des Todes umhüllten, fühlen könne, daß ein besseres Leben und ein helleres Licht seiner harrten. Zum größten Teil jedoch denken die Menschen nicht mehr, wenn sie die Grenze des Lebens überschreiten. Der Tod gleicht dem Schlaf. Die Störung in der Funktion

der Atmungswerkzeuge ist wie es scheint die einzige Quelle des Unbehagens für den Sterbenden, und selbst dies fühlt er nur wenig. Der Atem wird immer leiser und hört endlich ohne Schmerzen auf. Sir Henry Halford sagte: „Ich bin oft überrascht gewesen, daß von der großen Anzahl derer, denen mit geistlichem Trost in ihren letzten Lebensstunden beizustehen die Pflicht meines Berufes war, so wenige anscheinend widerstrebend dem unentdeckten Lande zueilten, von dessen Ufern kein Reisender zurückkehrt". „Ich muß jetzt schlafen", sagte Byron; und: „Müde!" war der letzte, halb gehauchte Ausruf Lyndhursts, als er zum ewigen Schlummer die Augen schloß.

In Wirklichkeit ist wohl der Tod, wenn die Krankheit ihr Werk gethan hat, nicht schmerzvoller als ein sanftes Entschlummern.

„Wie die Uhr, die abgelaufen und die niemand mehr zieht auf,
Steht das Räderwerk des Lebens endlich still in seinem Lauf."

Obgleich dem Anscheine nach die Züge des scheidenden Dulders Angst ausdrücken, können sich doch die Verwandten desselben mit der Gewißheit trösten, daß, wenn die Veränderung beginnt, welche mit dem Tode endet, aller Schmerz wirklich aufgehört hat. Muskelzuckungen und Krämpfe sind in diesem

Zustand ganz unabhängig vom Gefühl und ganz unwillkürliche Handlungen. Der Tod ist die denkbar sanfteste Trennung des Lebens von der Materie; in vielen, wenn nicht in allen Fällen wird er von der Empfindung begleitet, die Spenser in den schönen Zeilen schildert:

„Nach Stürmen der Hafen, nach Arbeit die Ruh,
Und der Tod nach dem Leben — wie süß schlummerst du!“ —

Im Augenblick des Todes hat der Mensch oft eine momentane Erleuchtung des Geistes, welche die Vergangenheit erhellt und den Sieg des Geistes über die Materie im Augenblick ihrer endlichen Trennung feiert. Der Geist flackert auf wie der letzte Schimmer einer Kerze und der letzte Atemzug des Sterbenden ist oft der Beleg für den Wert des vergangenen Lebens. Physiologen belehren uns, daß diese übernatürliche Klarheit des Geistes in einem solchen Augenblick mehr einem Träumen als irgend einem anderen geistigen Zustande ähnelt; die Bilder, die an dem Geist vorüberziehen, scheinen bis zu gewissem Grade durch äußere Umstände eingegeben zu sein. So richtete sich z. B. ein berühmter Richter, der seine trauernden Angehörigen um sein Bett herum stehen sah, in seiner Sterbestunde für einen Augenblick in die Höhe auf seinem Lager und sagte mit gewohnter

Würde: „Meine Herren vom Gerichtshofe, Sie werden finden — —", darauf sank er zurück und verschied.

Von den denkwürdigen letzten Worten großer Männer wollen wir zuerst die Goethes anführen. Er stand auf, um hinaus zu gehen und sich der köstlichen Sonne zu erfreuen, als die Hand des Todes sich auf ihn legte; auf das Sofa zurücksinkend, flüsterte er: „Daß mehr Licht hereinkomme!" und entschlummerte sanft zu einem bessern Leben. „Mehr Licht!" Diese Bitte eines sterbenden Genies widerhallt von einer Welt zur andern. — Als es mit Schillers langer Krankheit zu Ende ging, fragte ihn ein Freund, wie er sich fühle. „Immer ruhiger!" war seine Antwort. Gleich darauf schlug er die Augen auf mit den Worten: „Ich sehe immer klarer in vielen Dingen", und darauf enteilte sein reiner und edler Geist zu himmlischen Höhen. — Keats wurde kurz vor seinem Tode gefragt, wie er sich fühle. „Besser, mein Freund; es ist mir, als wüchsen die Gänseblümchen schon auf meinem Grabe." — Die Sonne schien in das Sterbezimmer A. v. Humboldts; seine letzten Worte an seine Nichte sollen gewesen sein: „Wie großartig sind diese Strahlen, wie ein Gruß des Himmels an die Erde!" — Als Fichtes Sohn sich ihm in seinen letzten Augenblicken mit

Arznei nahte, sagte der Sterbende: „Laß das, ich nehme keine Arznei mehr, ich fühle, daß mir wohl ist“. — „Es ist Zeit zum Schlafengehn“, sagte Jean Paul.

Zu den denkwürdigsten Worten großer Männer auf ihrem Sterbebette gehören die Johnsons: „Lebt wohl!“ — Sir Walter Scott sagte zu seinem Schwiegersohne: „Sei tugendhaft, sei fromm, sei ein guter Mensch; nichts weiter kann sonst dir Trost gewähren, wenn du einst daliegst wie ich jetzt“. — Als der Henker dem Sir Walter Raleigh gebot, sich auf den Block zu legen, das Haupt nach Osten, sagte dieser: „Es ist gleich, wie der Kopf liegt, wenn nur das Herz den rechten Platz hat“.

Cicero sagt von Platon, daß dieser im Augenblick seines Todes, mit 82 Jahren, mit Schreiben beschäftigt gewesen sei. Lucan starb, während er Verse aus seiner „Pharsalia“ zitierte. Roscommon flüsterte, im Augenblick seines Todes, zwei Zeilen aus seiner eignen Dichtung „Dies irae“. Herder beschloß seine irdische Laufbahn, während er eine Ode an die Gottheit dichtete; seine Feder ruhte auf der letzten Zeile. Als Tycho de Brahe auf dem Totenbette lag, wiederholte er verschiedene Male, während seiner Delirien, die Worte: „Ne frustra vixisse videar“, wodurch er die Hoffnung

aussprach, nicht umsonst gelebt zu haben. Abälards letzte, kaum vernehmliche Worte waren: „Ich weiß nicht“, als ob er damit die lange vor seiner Zeit aufgeworfene Frage beantworten wollte: „Was weiß ich?“ Als der letzte Augenblick Friedrichs II. von Dänemark herannahte, befühlte der Doktor seinen Puls. „Mag der Puls klopfen wie er will“, sagte der König, „wir wissen, daß Gottes Gnade nimmer aufhört.“ Als man Isaac Watts fragte, wie er sich fühle, antwortete er: „Ich harre auf Gottes Erlaubnis zum Sterben“, und in diesem friedvollen Zustande starb er, 74 Jahre alt. Die letzten Worte Dr. Andrew Combes waren: „Glücklich! Glücklich!“ Der dänische Dichter Öhlenschläger, als er sein Ende nahe fühlte, rief seinen Sohn, daß ihm derselbe eine Stelle aus seinem eignen Trauerspiel „Sokrates“ vorlese, worin der Weise Griechenlands von der Unsterblichkeit der Seele spricht. Er erklärte sich mehr denn je von der Gewißheit derselben überzeugt und starb während dieser Erklärung.

Die letzten Worte vieler Kriegs- und Staatsmänner sind gleichfalls unvergessen geblieben. Die Beredsamkeit des Perikles war eine charakteristische Eigenschaft desselben, aber nicht seine größte; sterbend bezeugte er, daß er seine größte Ehre stets darein gesetzt habe, „daß kein Athener durch

seine Schuld je hätte Trauer anzulegen brauchen". Ähnlich waren die letzten Worte Friedrichs V. von Dänemark: „Es klebt kein Tropfen Blut an meinen Händen". Napoleon, durch den Hekatomben von Menschen in der Schlacht geopfert wurden, hatte bis zum letzten Augenblick nur Krieg im Sinn. „An der Spitze der Armee" waren seine letzten Worte. Die letzten Worte Nelsons hingegen waren: „Ich danke Gott, daß ich meine Pflicht gethan habe". Als Kosciusko fiel, von russischen Lanzen durchbohrt, rief er aus: „Es ist zu Ende mit Polen!" — Einer der letzten und größten Gedanken Gustav Adolphs war: „Ich bin der König von Schweden und besiegele mit meinem Blute die Freiheit und Religion der ganzen deutschen Nation". Der Kaiser Rudolph sagte sterbend: „Ich bin auf dem Wege nach Speier zu meinen königlichen Vorgängern".

Sir Philip Sidneys letzte Handlung war so edel wie sein ganzes Leben. Als er verwundet auf dem verhängnisvollen Schlachtfeld von Zütphen lag, sah er, wie die Augen eines sterbenden Soldaten an dem Wasser hingen, mit dem er eben seine eigenen verschmachtenden Lippen netzen wollte. „Nimm es", sagte er, „deine Not ist größer als die meinige." Aus diesen Worten sprach der Held sowohl wie der edle Mensch. Von gleicher Charakter=

größe waren die letzten Worte des sterbenden Helden von Corunna. Als die Wundärzte zu seiner Hülfe herbeieilten, sagte Sir John Moore: „Ihr könnt mir nicht mehr nützen; geht zu den Soldaten, denen ihr noch helfen könnt; ich bin über eure Geschicklichkeit hinaus“.

Gegenseitige Achtung und unverbrüchliche Freundschaft bestand zwischen Outram und Havelock, den beiden indischen Helden. Als Sir James seinen sterbenden Kameraden zu besuchen eilte, empfing ihn Havelock mit diesen letzten Worten: „Outram, länger als vierzig Jahre lang habe ich mein Leben so geführt, daß ich beim Nahen des Todes demselben ohne Furcht ins Antlitz sehen kann“. Dann, sich zu seinem Sohne wendend, sagte er: „Sieh, mein Sohn, wie ein Christ sterben kann“. Ein Stabsoffizier sagte nach errungenem Siege zu Lord Hardinge: „Mylord, Havelock ist jeder Zoll ein Soldat!“ — „Jeder Zoll ein Soldat!“ sagte der alte General; „ja, das ist Havelock, aber er ist mehr als das und etwas besseres; er ist jeder Zoll ein Christ.“ Die letzten Worte des sterbenden Sir Henry Lawrence werden unvergessen bleiben: „Macht nicht viel Wesens mit mir, begrabt mich wie andere Menschen!“ — Auch einige Staatsmänner haben denkwürdige letzte Worte gesprochen. Cardinal Wolsey wurde auf seiner

letzten Reise nach London von plötzlicher Krankheit ergriffen, so daß er in dem Kloster zu Leicester Zuflucht suchen mußte. Kyngston, der Statthalter des Towers, ging zu ihm, wohl in der Absicht, ihn zu verhaften. Da sagte der sterbende Wolsey zu ihm: „Wenn ich Gott so treu gedient hätte, wie ich meinem König gedient habe, würde er mich nicht in meinen grauen Haaren überantwortet haben“. — Als Robert Cecil, der große Staatsmann, aufgerieben durch die Sorgen seines Amtes, im Sterben lag, sagte er zu Sir William Cope: „Wohlleben und Vergnügen schaudern zurück vor dem Tode, aber mein an Mühen und Qualen reiches Leben sehnt sich nach der Auflösung“. — „Können mich alle meine Reichtümer nicht retten?“ rief Kardinal Beaufort aus; „wie? läßt sich der Tod nicht bestechen?“ — Königin Elisabeths letzte Worte waren: „Nehmt alle meine Schätze für einen Augenblick Leben!“ Wie anders lauten die Abschiedsworte Washingtons: „Es ist gut so!“ Pitts letzte Worte, die er eine halbe Stunde vor seinem Tode flüsterte, heißen: „O mein Vaterland! wie sehr liebe ich mein Vaterland!“

Der Maler Turner war so bekümmert über den Mangel an öffentlicher Anerkennung, daß er befahl, eines seiner größten Gemälde solle für ihn zum Sterbehemd hergerichtet werden. Sir

Francis Chantrey brachte ihn durch Scherz von dieser Absicht zurück. „Gut, mein Junge", sagte er, „wenn du durchaus in dem Gemälde willst begraben werden, so habe deinen Willen, aber sei gewiß, daß wir dich am nächsten Morgen wieder ausgraben werden." Es war das berühmte Gemälde von Karthago, welches jetzt in der Nationalgalerie hängt. Der Bildhauer Bacon wurde in der Whitfields-Kapelle zu Tottenham Court Road begraben und die nachfolgende Inschrift wurde auf seinen eignen Wunsch auf die Tafel über seinem Grabe gesetzt: „Was ich als Künstler war, schien mir von einiger Wichtigkeit während meines Lebens; aber was ich in Wirklichkeit als Christ gewesen bin im Glauben an meinen Erlöser, ist jetzt allein von Wichtigkeit für mich".

Wenn es wahr ist, was Dr. Fletcher behauptet, daß im Augenblick des Todes der Geist in einem so erregten Zustande ist, daß er einen fast nur momentanen Überblick über den Gesamtinhalt des vergangenen Lebens wirft, so können wir begreifen, welche Schrecken das Gemüt Karls IX. von Frankreich heimsuchten, welcher noch immer das Jammergeschrei seiner Unterthanen zu hören meinte, die auf seinen Befehl in der St. Bartholomäus-Nacht hingemetzelt wurden. Aber Ludwig XIV. war noch mehr zu tadeln, so weit die Wohlfahrt

Frankreichs in Betracht kommt, wegen seiner Verfolgung der Hugenotten im folgenden Jahrhundert. Sie wurden gehängt, auf die Galeeren geschickt oder verbannt. Sie wurden in alle Länder getrieben, nach Deutschland, Holland, England, nach der Schweiz, nach Florida, Neu-England, dem Kap der guten Hoffnung. Sie starben getrennt von einander, oft eine halbe Welt zwischen Bruder und Schwester, um dereinst alle am jüngsten Tage wieder vereinigt zu werden. Ludwig XIV., mit Unrecht „der Große“ genannt, wurde in seinen letzten Augenblicken durch die Erinnerung an seine Schandthaten sehr gequält.

Das Ende einiger Präsidenten der Vereinigten Staaten war friedvoller. Adams und Jefferson starben beide am 4. Juli 1826, am fünfzigsten Jahrestag der Unabhängigkeits-Erklärung. Der Tag brach unter dem Geläute der Glocken und den Freudenschüssen der Kanonen an und das Getöse erweckte den sterbenden John Adams. Man fragte ihn, ob er die Ursache des Freudenlärms wisse. Nach einem Augenblick des Nachsinnens sagte er: „O gewiß! Es ist der glorreiche vierte Juli. Gott segne ihn, Gott segne euch alle!“ Nach einer Pause fragte er: „Lebt Jefferson noch?“ Am Mittag kam seine letzte Stunde und um sechs Uhr des Nachmittags war er entschlafen.

Jefferson starb um ein Uhr an demselben Tage; seine letzten Worte waren: „Ich befehle meine Seele Gott und meine Tochter meinem Vaterlande“. Die beiden alten Gefährten und Freunde gingen zu gleicher Zeit zu ihrem Schöpfer. James Monroe starb, wie Adams und Jefferson, am vierten Juli. Man erzählt, daß Webster vor seinem Ende aus einem halb träumerischen Zustande, in dem er dagelegen, plötzlich emporfuhr, um mit klarer, allen Umstehenden vernehmlicher Stimme auszurufen: „Leben, Leben! Tod, Tod! wie seltsam ist beides!“ Gleich darauf that er seinen letzten Atemzug.

Wir schließen mit den Worten des Dichters und Predigers Charles Fitz-Geoffry, der 1620 in seiner Trauerrede um Mrs. Pym, die Mutter des Staatsmannes, folgende sinnreiche und denkwürdige Worte sprach:

„Der Mensch gleicht, so zu sagen, einem Buche; seine Geburt ist das Titelblatt, seine Taufe die Widmung, sein Weinen und Geschrei die Vorrede für den Leser, seine Kindheit und Jugend das Inhaltsverzeichnis der ganzen folgenden Abhandlung, sein Leben und seine Thaten deren Gegenstand, seine Irrtümer und Verbrechen die Druckfehler, seine Reue die Korrektur. Nun giebt es große Foliobände und kleine Bücher in Sedez-

format; manche sind schöner eingebunden, andere einfacher, viele in starkes Pergament, andere in dünnes Papier; einige haben Frömmigkeit und Tugend als Inhalt, einige (und das sind leider die meisten) sind Schriften voll Leichtfertigkeit und Thorheit; aber auf der letzten Seite einer jeden steht ein Wort, das heißt: Ende".

„So ist das menschliche Leben; ob länger oder kürzer, ob stärker oder schwächer, ob schöner oder rauher, ob heilig oder gottlos — der Tod kommt stets zuletzt, um das Ganze zu beschließen, denn er ist das Ende aller Menschen."

Druck von J. J. Weber in Leipzig.